

Henry Joseph Giffen









Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
Research Library, The Getty Research Institute



Walker & Cocherell, p. 20

Henry Joseph Gieseler

# Das Leben Georg Joachim Göschens

von seinem Enkel

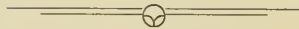
## Discount Göschen

Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe

übersetzt von

Th. A. Fischer

Erster Band



Leipzig

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1905

Alle Rechte vorbehalten.

Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig



## Vorrede zur deutschen Ausgabe.

Die wohlwollende Aufnahme, deren sich meine Biographie meines Großvaters, obgleich in englischer Sprache abgefaßt, in Deutschland zu erfreuen hatte, hat mich in der Absicht bestärkt, eine deutsche Uebersetzung derselben zu veröffentlichen. Man hat mir hier und da den Vorwurf gemacht, die Lebensgeschichte eines deutschen Verlegers dem englischen Publikum in englischem Gewande vorgeführt zu haben, während doch die Chronik seines Wirkens und Strebens seinem eigenen Vaterlande angehörte. Triftige Gründe bestimmten mich indessen, das Werk in der Gestalt, in der es zuerst erschien, herauszugeben. Eine deutsche Biographie hätte ich selber aus Mangel an schriftstellerischer Gewandtheit in dieser Sprache nicht verfassen können, während ich doch von dem warmen Wunsche beeelet war, mit eigener Feder und mit der liebevollen Hingabe eines Enkels die Lebensschicksale, den Charakter und die ganze Persönlichkeit meines Großvaters zu zeichnen.

Ferner schien mir die Möglichkeit zu bestehen, daß, auch abgesehen von der eigentlichen Biographie, die in meinem Besitze befindlichen und zu deren Abfassung gesammelten Materialien, insofern sie von literarischer oder historischer Bedeutung waren, bei dem englischen Publikum einiges Interesse beanspruchen konnten.

Mit Bezug auf diesen Punkt erlaube ich mir den gütigen Leser auf mein Vorwort zur englischen Ausgabe, das hier in deutscher Uebersetzung wiedergegeben ist, hinzuweisen. In diesem habe ich zum voraus betont, daß mein Buch wahrscheinlich vieles enthielte, was dem Deutschen überflüssig

erscheinen würde, für den Engländer aber ein nicht unwillkommenes Licht auf das Zeitalter meines Großvaters werfen dürfte.

Diesen Unterschied habe ich durchweg bei der Abfassung der deutschen Ausgabe vor Augen gehabt. Daneben habe ich in der vorliegenden Übersetzung, die ich den erfahrenen Händen meines Freundes Th. A. Fischer anvertraute, nicht verfehlt, die freundlichen Winke einiger meiner Rezensenten zu beherzigen und solche Änderungen vorzunehmen, die im Interesse meines deutschen Lesers geboten erschienen.

Die hauptsächlichsten dieser Veränderungen bestehen in Auslassungen und Kürzungen an Stellen, wo gewisse Tatsachen und Einzelheiten, die in der Anlage des Originals einen notwendigen Platz angewiesen erhalten hatten, in Deutschland als bekannt vorausgesetzt werden konnten.

Von historischen und politischen Erörterungen wurde nur so viel beibehalten, als mit Göschens Person in unmittelbarem Zusammenhang stand oder zum schnelleren Verständnis der Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse geboten und unentbehrlich erschien; und auch dies mußte sich in gekürzter Form der Geschichte des Verlegers, seiner Freunde und der Umgebung, in der er lebte, durchaus unterordnen.

Andere große Streichungen wurden vorgenommen. So enthält z. B. das Original in einem eigenen Kapitel ein Résumé der Geschichte der Stadt Leipzig bis zu der Periode, in der Göschens lebte. Dies Kapitel wurde, da sein Inhalt zum größten Teil als bekannt vorausgesetzt werden konnte, ganz weggelassen; ein gleiches widerfuhr aus den gleichen Gründen dem Kapitel, das eine Übersicht über Wielands Leben und Wirken gab, bis zu der Zeit seiner Bekanntschaft mit Göschens.

Von der interessanten Korrespondenz Schillers mit seinen vier sächsischen Freunden habe ich nur das zitiert, was auf Göschens selbst und die Rolle, die er in dieser wichtigen Periode im Leben des Dichters spielte, Bezug hatte.

Das Kapitel über Jffland und Kopstodk wurde bedeutend gefürzt.

Den Abschnitt des fünfundzwanzigsten Kapitels, der von Goethes Übersetzung des Diderotschen „Rameaus Neffen“ handelt, hatte ich geschrieben, ohne von dem Buche Schöffers über diesen Gegenstand Kenntniss zu haben. Jetzt, da meine Aufmerksamkeit auf diese erschöpfende Arbeit gelenkt worden ist, konnte ich in der deutschen Ausgabe meines Buches in der Schilderung dieser interessanten Episode Kürzungen und Änderungen vornehmen, ohne jedoch in der Hauptsache meine Darstellung ändern zu müssen.

In dem Seumekapitel konnte, insbesondere nach dem Erscheinen der interessanten Biographie Planers, einiges aus der Jugendgeschichte des „originellen Korrektors“ gestrichen werden. Doch war ich in diesem Falle in der Lage, auch einige namhafte Zusätze geben zu können. Man wird im Anhang höchst interessante, bisher noch unveröffentlichte Briefe und geistreich witzige Knüttelverse finden, die zu den besten ihrer Art gehören.

Andere weniger wichtige Kürzungen brauchen, nachdem ich die allgemeinen Grundsätze angeführt, denen ich bei der deutschen Bearbeitung meines Buches gefolgt bin, hier nicht angeführt zu werden.

Dem mehrfach ausgesprochenen Bedauern, daß sich in der englischen Ausgabe keine Anmerkungen vorfinden, die den Leser auch namentlich darüber aufgeklärt hätten, ob und wo die zitierten Briefe gefunden werden könnten, habe ich nicht verfehlt, gehörige Rechnung zu tragen.

Der Übersetzer hat mit großem Fleiß und einer mühevollen Arbeit, die meinen besten Dank verdient, diesem Mangel möglichst abgeholfen.

Hier dürfte es am Platze sein, zu konstatieren, daß ich die Frage aufs sorgfältigste überlegt habe, ob diejenigen Briefe Goethes, Schillers und Wielands an meinen Großvater, die bereits früher veröffentlicht worden waren, in der

neuen Bearbeitung meines Werkes Aufnahme finden sollten oder nicht, und daß ich mich schließlich von der Notwendigkeit ihres Wiederabdrucks überzeugt habe, um den Zusammenhang in der Lebensbeschreibung nicht preiszugeben. Für den Forscher und den Literaturhistoriker hätte zwar eine Bezugnahme auf die Werke genügt, in denen sie eine vorherige Aufnahme gefunden, für den großen Leserkreis jedoch hätte dies nicht hingereicht, um ihren unmittelbaren Einfluß auf die Angelegenheiten meines Großvaters, auf die sie anspielen, zu erfassen; ebensowenig konnten die Antworten des letzteren auf solche Briefe interessant und verständlich gemacht werden, es sei denn dadurch, daß die gesamte Korrespondenz dem Leser zugänglich gemacht wurde.

Mit Bezug auf die zahlreichen Briefe Göschens an und von Wieland bemerke ich, daß viele bereits von Gruber in seiner Biographie des Dichters gedruckt wurden. Eine große Anzahl befindet sich außerdem in dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. Die folgenden Originalbriefe sind in meinem Besitz:

Wieland an Göschens:

22. Mai 1786	8. Dez. 1788
13. Juni 1786	22. Dez. 1788
14. Jan. 1787	25. Jan. 1789
10. März 1788	26. April 1789
8. April 1788	25. Mai 1789
26. Mai 1788	4. Juni 1789
20. Oktober 1788	2. Juli 1789
25. Nov. 1788	20. Aug. 1799
4. Dez. 1788	Aug. (21.?) 1789.

Außerdem ein Brief Wielands ohne Datum sowie ein Brief Göschens an Wieland vom 13. Mai 1811.

Die Originale der ebenfalls ausgedehnten Korrespondenz Böttigers und Göschens befinden sich in der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden.

Was die Übersetzung selbst anbelangt, so ist sie von Herrn Th. A. Fischer mit dem größten Fleiß unter meiner persönlichen Leitung angefertigt worden, und ich kann für ihre Genauigkeit Bürgschaft leisten.

Mit diesen Bemerkungen und mit wiederholtem Dank an den Geh. Rat Schnorr von Carolsfeld in Dresden, der die Arbeit meines Übersetzers wesentlich erleichtert hat, empfehle ich, obwohl mit der Bescheidenheit eines Mannes, der sich seiner unzureichenden Ausrüstung für ein solches Werk vollkommen bewußt ist, diese Biographie auch in ihrem neuen Gewande der freundlichen Nachsicht des deutschen Publikums.

Goschen.



# Inhaltsangabe.

## Band I.

	Seite
Kapitel I. Jugendjahre . . . . .	11—28
„ II. Eine Genossenschaft der Gelehrten . . . .	29—41
„ III. Götschen als Verleger. Ankunft Schillers .	42—64
„ IV. Verlagskatalog eines Anfängers. — Erfolg- reich, aber überarbeitet . . . . .	65—86
„ V. Rasche Entwicklung des Verlages . . . .	87—104
„ VI. Goethe . . . . .	105—132
„ VII. Wachsende Sorgen . . . . .	133—157
„ VIII. Nachdrucker . . . . .	158—176
„ IX. Goethes „Gesammelte Werke“. — Ein folgen- schwerer Bruch . . . . .	177—206
„ X. Liebe und Heirat . . . . .	207—228
„ XI. Mit vereinten Kräften vorwärts . . . .	229—240
„ XII. Dichter und Verleger . . . . .	241—262
„ XIII. Durch Sorgen zum Ziele . . . . .	263—278
„ XIV. Die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“	279—303
„ XV. Freude und Leid im Freundeskreise . . .	304—320
„ XVI. Persönliches . . . . .	321—350





# Verzeichnis der Illustrationen.

## Band I.

	Seite
Georg Joachim Göschen . . . . .	Titelbild
Nach einem Gemälde im Besitze des Discount Göschen.	
Gerettet . . . . .	16
Titelbild zu „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“.	
L. F. Huber . . . . .	24
Nach einer Zeichnung von Dora Stoß im Körner-Museum zu Dresden.	
Ch. G. Körner . . . . .	42
Nach einer Zeichnung von Graff im Körner-Museum zu Dresden.	
Dora Stoß . . . . .	48
Nach einem Porträt von Graff im Körner-Museum zu Dresden.	
Minna Körner geb. Stoß . . . . .	50
Nach einem Gemälde von Graff im Körner-Museum zu Dresden.	
Friedrich v. Schiller . . . . .	86
Nach einem Gemälde von Graff im Körner-Museum zu Dresden.	
Goethe in seinem 30. Lebensjahre . . . . .	104
Nach einem Porträt von Manx im Besitze des Freiherrn v. Cotta in Stuttgart.	
Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Taschenbuch des Luzus und der Moden aller Völker für das Jahr 1787“	146
Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Kalender des Luzus und der Moden für das Jahr 1788“ . . . . .	150
Goethe in der Campagna . . . . .	176
Nach einem Gemälde von Tischbein im Städel-Museum in Frankfurt.	
Abendkreis der Herzogin Amalie . . . . .	178
Nach einem Aquarell von G. M. Kraus in der Bibliothek des Groß- herzogs von Sachsen-Weimar.	
Angelica Kauffmanns Kupfer zu „Egmont“ . . . . .	184
Nach einem Kupferstich zu Goethes Werken, Ausgabe von 1788.	
Faksimile von Seite 39 der 1. Ausgabe des „Sausst“, 1790 . . . . .	188
Titelblatt der 1. Ausgabe des „Sausst“ . . . . .	194
Henriette Göschen geb. Heun . . . . .	224
Nach einem Gemälde im Besitze des Discount Göschen.	
Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Kalender des Luzus und der Moden für das Jahr 1789“ . . . . .	258
Faksimile des Umschlags des „Historischen Calenders für Damen“	280
Faksimile des Umschlags der „Thalia“ (a) . . . . .	298
Faksimile des Umschlags der „Thalia“ (b) . . . . .	298
Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen . . . . .	300
Aus dem „Historischen Calender für Damen 1793“.	
Wallensteins Ermordung . . . . .	300
Aus dem „Historischen Calender für Damen 1793“.	
Teil eines autographierten Briefes von Schiller an Göschen, 24. Oktober 1791 . . . . .	302
Fernsicht von Hohenstädt . . . . .	344
Göschens Landhaus in Hohenstädt bei Grimma . . . . .	346



## Vorrede zur englischen Ausgabe.

Indem ich die Biographie meines Großvaters Georg Joachim Götschen, vor hundert Jahren Verlegers in Leipzig, dem Leser darbiete, bin ich mir wohl bewußt, wie kühn und gewagt ein solches Beginnen ist. Ein Mann von packender Originalität, unermüdllicher Energie und von großen geistigen Gaben, dessen Lebensgang sich so wechselvoll gestaltete, daß er sich aus den ärmlichen Verhältnissen eines Waisenkneben zu dem ruhmreichen, höchsten Gipfel in seinem Beruf als Verleger und Drucker, und als Freund und Berater weltberühmter Schriftsteller empor arbeitete, nur um dann unter dem vernichtenden Druck des Krieges und politischer Wirren wieder an den Rand des Verderbens gebracht zu werden: ein solcher Mann dürfte trotzdem kaum ein genügendes Interesse bei den Lesern eines späteren Jahrhunderts beanspruchen, das mit zeitgenössischen Biographien überflutet ist. Aber mein Großvater lebte unter bedeutenden Männern und in einer bedeutsamen Zeit. Er stand in engem Verkehr mit den Heroen des goldenen Zeitalters deutscher Literatur. Er veröffentlichte die erste Sammlung von Goethes zerstreuten Schriften; er wohnte eine Zeitlang mit Schiller im gleichen Hause, und gehörte jahrelang zu seinem vertrauten Umgang; er war der intime Freund Wielands, des damaligen Patriarchen des deutschen Schriftwesens; er stand in ununterbrochener Korrespondenz mit vielen andern Sternen am hellglänzenden Weimariſchen Dichterhimmel und mit den berühmten Gelehrten der Universität Jena. Da er außerdem über einen originellen und oft pittoresken Stil verfügte, so werfen seine Briefe

interessante Streiflichter auf die hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er als Schriftsteller und als Mann in Berührung kam.

Ich möchte wünschen, ich wäre besser dazu ausgerüstet gewesen, in seiner Gesellschaft das weite und stoffreiche literarische Gebiet zu durchwandern, in dem sich das Leben eines Verlegers, dessen geschäftliche Tätigkeit sich über 43 Jahre erstreckt, mit Notwendigkeit bewegte. Aber eine arbeitsreiche politische Laufbahn machte es mir unmöglich, die ganze Masse der Goethe- und Schillerliteratur, die nach einem Jahrhundert ernstest Studiums und eifriger Kritik zu schier unabschbarem Umfang angewachsen ist, zu durchforschen. Selbst während ich mit der Abfassung der vorliegenden Memoiren beschäftigt war, hat dieselbe einen stetigen Zuwachs erfahren. Wenn aber auch die Materialien, deren Inhalt ich mir anzueignen imstande war, keineswegs erschöpfender Art sind, so waren sie doch wenigstens durchaus authentisch, und selbst in dem neuen Licht, das seitdem auf einige der von mir behandelten Gegenstände fiel, erschien meine Darstellung weder dem Geiste noch dem Buchstaben nach ungenau.

Über den Inhalt der Bücher, die mein Großvater herausgab, habe ich nur beiläufig einige wenige Bemerkungen gemacht. Hätte ich dies ausführlicher tun wollen, so würden die vorliegenden Bände einen übergroßen Umfang angenommen haben, ganz abgesehen von der dazu erforderlichen Kenntnis. Einige Ausnahmen wird man an Stellen finden, wo ich es für nützlich erachtete, von den Werken eines Schriftstellers eine Vorstellung zu geben, der in seiner Zeit berühmt war, aber den meisten der jetzt lebenden Generation nur dem Namen nach bekannt sein dürfte, oder da, wo Schriften, die in der Literaturgeschichte nicht erwähnt werden, gewisse Gedankenströmungen oder volkstümliche Tendenzen erklären. Im allgemeinen habe ich denjenigen Männern gegenüber, mit denen mein Großvater in Verkehr stand, einen zeitgenössischen Standpunkt einzunehmen gesucht, und zwar in höherem Grade

als es gewöhnlich bei der Beurteilung literarischer Werke der Fall ist. Die Stellung, die sie in ihrem eigenen Kreise einnahmen, ihre Erfolge und Mißerfolge, ihre Volkstümlichkeit und ihre Vernachlässigung während ihrer Lebenszeit: dies waren die Punkte, denen ich in meiner Lebensbeschreibung das größte Gewicht beimaß.

Natürlicherweise habe ich denjenigen Schriftstellern, deren freundschaftlicher Verkehr mit meinem Großvater der engste war, also besonders Schiller und Wieland, eine hervorragende Stelle angewiesen. Sie haben in seinem Leben als Männer und Geschäftsfreunde die größte Rolle gespielt. Wieland wird dem englischen Leser eine verhältnismäßig neue Persönlichkeit sein; bei Schiller hingegen mußte ich notwendigerweise einige Ereignisse und auf seine Schriften oder seine Person bezügliche Tatsachen erwähnen, die den Lesern seiner vielen Lebensbeschreibungen bereits bekannt sind. Da aber gewisse Abschnitte von Schillers Leben eng mit den Geschehnissen meines Großvaters verknüpft sind, ganz abgesehen von dem ihnen innewohnenden eigentümlichen Interesse, so bedarf ihre Wiederholung meinerseits kaum einer Entschuldigung.

Übrigens hatte ich ein anderes Ziel vor Augen, als die Erwähnung von bloß literarisch Interessantem, oder das Verhältnis meines Großvaters zu Schriftstellern allein. Das Zeitalter, in dem er lebte und seinen Beruf ausübte, war Zeuge des Ausbruches der französischen Revolution; sah ganz Europa erschüttert von ungeheuren Kriegen, und Deutschland seufzen unter dem Druck und der Verzweiflung der Napoleonischen Schreckensherrschaft, bis es endlich durch glänzende Anstrengungen seine Selbständigkeit wieder erkämpfte. Den Donner der Artillerie in der Leipziger Völkerschlacht konnte man in meines Großvaters Landhaus hören. Zwei seiner Söhne waren Mitkämpfer in dem blutigen Ringen. Er sah die Armeen aller möglichen Nationen die Gegend um ihn herum überfluten. Alle Wechselfälle der Demütigung und des Triumphes, die seinem Vaterlande beschieden waren,

machte er durch. Vieles davon beschrieb er mit eigener Hand und seine Briefe liefern uns lebendige Eindrücke und Beurteilungen der historischen Ereignisse und politischen Entwicklungen. Sie sind nicht vom Standpunkte des Historikers, des Soldaten oder des Diplomaten aus geschrieben, sondern so wie sie sich einem schlichten Bürger in der Korrespondenz mit seinen Freunden aufdrängten. Um aber die Bedingungen, unter denen und von denen er schrieb und die fortwährende Bezugnahme auf die Ereignisse seiner Zeit zu verstehen, durfte der Leser nicht ohne klare Einsicht in ihre Natur und Folgen gelassen werden.

Als ein langjähriger Leser, nicht als ein Schreiber von Büchern, habe ich manchmal einen leisen Ärger empfunden über die stillschweigende Voraussetzung eines Verfassers, wonach ich mit einer Reihe von Tatsachen und Daten bekannt sein sollte, von denen ich unglücklicherweise nichts wußte. Ich habe mir meine eigene Erfahrung in dieser Beziehung zur Warnung dienen lassen. Wenn ein Schriftsteller sich zu sehr darauf verläßt, daß seine Anspielungen jedermann verständlich sein werden, so erfüllt den gewissenhaften Leser oft ein unwiderstehlicher Drang zu Nachschlagewerken seine Zuflucht zu nehmen, während der nachlässige Leser, voraus-eilend, den Sinn einer Stelle nicht versteht, die der Verfasser ihm ganz besonders einzuprägen wünschte. Demgemäß habe ich, da ich fortwährend gezwungen war, den Einfluß von Kriegen, Kongressen, Verträgen und politischen Katastrophen auf das persönliche Geschick meines Großvaters zu berücksichtigen, nicht gezögert, in kürzesten Umrissen und womöglich in chronologischer Ordnung die einschlägigen europäischen Ereignisse anzuführen, und zwar geschah dies mitunter auf die Gefahr hin, etwas zu berichten, was eigentlich „jeder Schulknabe wissen sollte“, was aber in Wahrheit vielen gebildeten Leuten nur unvollkommen bekannt ist.

Die Jahre, in denen mein Großvater lebte, waren jedoch nicht nur durch die Neugestaltung der Karte von Europa

und den Übergang einer alten politischen Welt in eine neue gekennzeichnet, noch auch nur durch das Auftauchen geistiger Riesen, die den ganzen Charakter der Literatur in kaum weniger überraschender Weise veränderten. Der alles durchdringende Einfluß der französischen Revolution, der keine geographischen Grenzen kannte; die lärmenden Angriffe der ungestümen Freunde des Sturmes und Dranges auf die alten sozialen und moralischen Schranken; das kühne Vorrücken der Aufklärung in das Gebiet der Überlieferung und des theologischen Glaubens: Alles schuf eine außergewöhnliche, elektrische Atmosphäre auf dem gesamten Gebiet des Gedankens und des Gefühls. Wie mein Großvater sich in jenen stürmischen Zeiten benahm, und inwieweit er solchen Einflüssen auf seinen Charakter und den schlichten christlichen Glauben, den er von seinen Vorfahren ererbt hatte, einzuwirken gestattete, das wird im Laufe der vorliegenden Lebensgeschichte klar werden.

Daneben wird der Leser einen Einblick in die Häuslichkeit einer ruhigen Bürgerfamilie, in ihren Haushalt, ihre altmodischen Festlichkeiten, ihre Freuden und Leiden tun können, und da in England nicht viel über diese Seite des geselligen Lebens der Mittelklasse in Deutschland vor hundert Jahren veröffentlicht worden ist, so habe ich aus denjenigen Briefen meines Großvaters, in denen er mit großer Naivität Szenen in seinem Familienleben beschreibt, ausführliche Zitate gebracht. Aus den obigen Bemerkungen wird man mit Recht folgern, daß ich die Lebensgeschichte eines schlichten Verlegers mehr für das allgemeine Publikum geschrieben habe, als für Savants und Kenner der Literatur. Die Schwierigkeit der Entscheidung, an welche von beiden Leserklassen ich mich wenden sollte, hat von Anfang an hemmend auf mich eingewirkt. Erstreckte sich doch das mir zu Gebote stehende Material über so mannigfache Gebiete! Ich fand z. B. viele Briefe, die sich auf eine höchst wertvolle Reform in der griechischen Typographie bezogen, welche mein Großvater im Einklang mit ausgezeichneten

Gelehrten ins Werk setzte; oder es fanden sich Untersuchungen über andere Zweige des Buchdrucks, die den Kenner interessiert haben dürften. Dann wieder habe ich viele Kontrakte zwischen Verleger und Geschäftsfreunden in Händen gehabt, die dem Verleger und Schriftsteller der Jetztzeit Unterhaltung gewährt haben würden, ebenso wie anderen das Thema des Honorars für geistige Arbeiten. Die überaus wichtige und noch jetzt interessante Frage des Verlagsrechtes und der Unterdrückung des Nachdrucks nahmen meines Großvaters Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch. Auf allen diesen Gebieten habe ich gesammelt, mich aber stets von dem Gedanken leiten lassen, daß ich eine Biographie, nicht eine Bibliographie schrieb, und daher auf technische Geschäftsfragen einzugehen keine Verpflichtung hatte. Wenn der Leser trotzdem hie und da auf ein Kapitel stoßen sollte, das mehr für den Schriftsteller von Beruf als für ihn bestimmt zu sein scheint, so nehme ich dieselbe Rücksicht von ihm in Anspruch, die, wie ich hoffe, der Gelehrte und der Sachverständige mir angedeihen lassen werden, wenn sie harmlose Plaudereien, häusliche Details oder merkwürdige, dem „Hinterlande“ der Geschichte, nicht ihrem eigentlichen Gebiete angehörige Abenteuer vorfinden.

Meinen deutschen Lesern gebührt ein besonderes Wort der Entschuldigung. Zwar hege ich die Hoffnung, daß die vorliegenden Bände vieles enthalten, das auch für sie von Interesse ist. Sie werden nicht wenige bisher noch ungedruckte Briefe kennen lernen, und bisher zerstreute Bruchstücke zu einer fortlaufenden und verständlichen Erzählung vereinigt finden. Vieles aber mußte notwendigerweise vorkommen, das für den englischen Leser zwar neu und notwendig zum Verständnis des Buches erschien, für den Deutschen aber ein vertrautes Feld ist, auf dem er seit mehreren Generationen reiche Ernten eingeheimst hat. Ich kann versichern, daß ich Gebiete dieser Art nur mit dem lebhaftesten Bewußtsein meiner eigenen Unzulänglichkeit und beschränkten Kenntnisse betreten



habe. Durch viel Wirrsal hat mich allerdings die sichere Hand meines Großvaters geleitet.

Mit großer Genugthuung habe ich im Verlauf meiner Studien beständig bemerkt, welch' hohe Stelle sein Name in der deutschen Literatur einnahm und noch einnimmt. Was auch das Urtheil seiner Landsleute über das Resultat der Arbeit seines Enkels sein mag, der deutsche Leser wird, dessen bin ich gewiß, dem Versuch seine Sympathie nicht versagen, dem Andenken dieses Mannes durch eine ausführlichere und zureichendere Darstellung seines edlen, selbstlosen und gemeinnützigen Lebens ein Denkmal zu setzen, eines Lebens, in dem die brennende Begierde, Deutschland eine geachtete Stellung in bezug auf Topographie zu verschaffen, die hervorragendste Rolle spielte.

In der Beurteilung der Handlungen und des Charakters meines Großvaters habe ich alle Parteilichkeit zu vermeiden gesucht. Ich darf offen sagen, daß ich, ehe ich an die Vorbereitungen zu diesem Buche ging, ihn noch kaum kannte. Unglücklicherweise hatte ich den Plan es zu schreiben während der Lebzeiten meines Vaters, der mir seine unschätzbare Hilfe hätte angedeihen lassen können, nicht gefaßt. Erst im Verlauf meiner Arbeit machte ich die genaue Bekanntschaft des Verlegers, indem ich zahllose Briefe von ihm und an ihn las, und lernte, wie er von seinen Zeitgenossen beurteilt wurde; hauptsächlich aber ließ ich ihn durch das was er selbst schrieb, tat und litt zu meinem Herzen reden. Meine Schuld, nicht die seinige wird es sein, wenn es ihm nicht gelingt meines Lesers Achtung zu erwerben.

Die Korrespondenz meines Großvaters verschaffte mir natürlicherweise das Hauptmaterial zu der vorliegenden Lebensbeschreibung. Leider hatte ein sehr wertvoller Teil davon ein trauriges Schicksal. Einige Jahre nach seinem Tode, als das Geschäft durch Kauf in die Hände der berühmten Konkurrenzfirma J. G. Cotta überging und während der Auslieferung des Inventars verschwand nämlich eine Kiste mit den wertvollsten

autographischen Briefen seiner berühmtesten Geschäftsfreunde, sei es nun durch Sorglosigkeit, sei es durch Unehrllichkeit. Viele von ihnen tauchten in der Folge bei Antiquaren und in Privatsammlungen wieder auf, oder fanden ihren Weg in öffentliche Sammlungen. Den dankenswerten Bemühungen der Beamten des Goethe-Museums und des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar — im Verein mit der geschäftsmäßigen Art und Weise, mit der diese beiden Dichter ihre Korrespondenz und ihre Schriftstücke registrierten — gelang es, die meisten der Briefe wieder aufzufinden, und sie entweder nach den Originalen oder nach Abschriften zu veröffentlichen. Von den Briefen weniger berühmter Autoren an meinen Großvater erwarb ich von Autographenhändlern eine große Anzahl; andere wurden mir durch die Zufälligkeit von Fremden und Freunden zur Verfügung gestellt. Ihnen allen sei an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen.

Da Briefauszüge einen beträchtlichen Teil der vorliegenden Lebensbeschreibung ausmachen, so habe ich die größte Mühe auf ihre Übersetzung verwandt. Freilich habe ich längst gelernt, daß die genaue Übertragung von Vielen aus einer Sprache in die andere nahezu eine Unmöglichkeit ist, und daß, je charakteristischer und eigenartiger das Original, der Versuch einer gelungenen Wiedergabe sich um so aussichtsloser erweist. In dieser Beziehung boten meines Großvaters Briefe außergewöhnliche Schwierigkeiten dar; denn er ahmte den sorgfältig ausgearbeiteten Stil vieler seiner Korrespondenten nicht nach; und Privatbriefe, die man in großer Erregung oder in der Eile dringender Geschäfte hinwirft, müssen zusammenhanglos und gelegentlich dunkel erscheinen. Nichts destoweniger sollte man sie gerade so abdrucken, wie sie die erregte Stimmung diktierte, und so habe auch ich keinen Versuch gemacht, sie zurechtzustutzen.

Lady Blennerhassett, deren genaue Kenntnis des Zeitalters, mit dem ich mich zu beschäftigen hatte, in ihren Werken über Talleyrand und Madame de Staël zutage tritt,

und der verstorbene Lord Acton sind freundlich genug gewesen, den historischen Teil des vorliegenden Buches zum größten Teil durchzulesen, so daß dieser, obwohl kurz, wie das bei einem bloßen Umriss nicht anders sein konnte, doch was Genauigkeit anbetrifft, ohne Frage zuverlässig genannt zu werden verdient.

Dankbar muß ich ferner die hilfreichen Dienste anerkennen, die mir von Herrn Weibert, früher in Stuttgart, bei der Abfassung der vorliegenden Memoiren geleistet worden sind. Als ich anfang zu schreiben, besaß er die Verlagsrechte meines Großvaters und war berechtigt den Namen der alten Firma zu führen. Er selbst hatte viel Material für eine Chronik der Firma gesammelt, und ich war glücklich genug, dasselbe durch Kauf an mich zu bringen. Daneben verschaffte er mir Einsicht in alte Rechnungen und Brieflisten.

Großen Dank schulde ich ferner Herrn A. K. Connell, dessen Kenntnis des Deutschen, klarer Verstand und allgemeine Fähigkeit ich benutzte, um viele Bücher und Briefe für mich durchzustudieren, und mir in der Auswahl und Anordnung des aus ihnen geschöpften Materials beizustehen. Dies war besonders der Fall mit der im zweiten Kapitel behandelten Geschichte der Stadt Leipzig, und im siebenten Kapitel mit der Beschreibung von Wielands literarischem Leben bis zur Zeit, wo er mit meinem Großvater geschäftlich in Verbindung trat.

Ich darf nicht vergessen hinzuzufügen, daß die Bibliothekare der königlichen Bibliotheken zu Stuttgart, München und Dresden mich auf das zuvorkommendste in meinen Forschungen unterstützten, insbesondere Herr Hofrath Schnorr von Carolsfeld, Direktor der königlichen Bibliothek in Dresden, der Enkel des berühmten Künstlers, der auch zu dem Kreise der intimen Freunde meines Großvaters gehörte. Auch von Leipzig erhielt ich wertvolle Nachrichten, einschließlich der freundlichen Auskunft von Dr. E. Brockhaus, dem jetzigen bekannten Vertreter einer berühmten Verlagsfirma.

Gleichfalls herzlichen Dank schulde ich dem Herrn Hofrat Dr. Peschel vom Körnermuseum in Dresden, der mir erlaubte,

mehrere Porträts in seiner interessanten Sammlung zu photographieren.

Wenn beim Durchlesen der folgenden Blätter ein scharfblickender Leser etwa auf Widersprüche in der Orthographie von Eigennamen stoßen sollte, so möge er bedenken, daß sich in den Manuskripten, mit denen ich zu tun hatte, viele solche Widersprüche vorfinden. In der Tat war das Buchstabieren vieler deutscher Wörter, ganz abgesehen von den Eigennamen, vor hundert Jahren ein Gegenstand fortwährender Meinungsverschiedenheit. Mit dem Namen meines Großvaters habe ich mir meinen englischen Lesern zu liebe die Freiheit genommen, die anerkannte englische Schreibweise, nämlich Goshen statt der deutschen Form Göschen, anzunehmen, da die Erfahrung seit meinen Schultagen in Rugby mich gelehrt hat, daß der unbekannte Umlaut ö Anlaß zu vielem Kopfzerbrechen und zu einer sehr großen Verschiedenheit der Aussprache gegeben hat.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß viele Jahre verfloßen sind, seit ich dies Buch anfang. Zweimal infolge meiner offiziellen Pflichten litt die Arbeit eine Unterbrechung von je fünf Jahren. Die Wirkung davon wird man möglicherweise an einem gewissen ungleichen Verhältnis der verschiedenen Teile zueinander sowie in gelegentlichen Wiederholungen spüren. Auf der andern Seite hat mich vielleicht die Verlängerung meiner Arbeit in den Stand gesetzt, die Resultate meiner Ausflüge in das Gebiet einiger politischen und literarischen Erscheinungen eines höchst interessanten Zeitalters von einem höheren Gesichtspunkte aus zu beurteilen, während die Revision früherer Teile des Buches in dem Lichte größerer, im Laufe der Arbeit gewonnener Erfahrung nicht ohne Vorteil für die Feder eines Dilettanten gewesen sein mag. So lang aber auch die Zeit war, während der ich mich mit den für die vorliegende Lebensbeschreibung gesammelten Materialien beschäftigte: immer war es bei mir eine Arbeit der Liebe, die mir niemals lästig wurde; und damit empfehle ich das Resultat derselben, bescheiden und doch hoffnungsfreudig, der Nachsicht des Publikums.

## Erstes Kapitel.

### Jugendjahre.

1752—1781.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert, im Jahre 1785, begründete mein Großvater, Georg Joachim Göschen in der Stadt Leipzig, damals wie jetzt Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, ein Verlagsgeschäft. Es fällt dieses Jahr in die Blütezeit der deutschen Literatur, in jenes goldene Zeitalter, das Lessing, Klopstock und Wieland zu seinen älteren, Goethe und Schiller zu seinen jüngeren Sternen zählte. Lessing, der große Pionier, war gerade vier Jahre tot. Von den andern, von denen viele Werke durch die Hände meines Großvaters gingen, standen Klopstock und Wieland auf der Höhe ihres Ruhmes; keiner von beiden sollte in der Folgezeit das, was er in der Vergangenheit geleistet hatte, übertreffen; dagegen hatten Goethe und Schiller, obwohl sie schon durch glänzende Leistungen Beifall eingeerntet und große Erwartungen rege gemacht, die Tage ihres größten Ruhmes und ihrer größten Fruchtbarkeit noch vor sich. Nachdem der erstere im Alter von 24 Jahren seine Landsleute durch seinen „Götz von Berlichingen“ (1773) und Europa durch „Werthers Leiden“ (1774) in Erstaunen gesetzt, hatte er, soweit das Publikum es beurteilen konnte, zehn ziemlich müßige Jahre am Weimarer Hofe zugebracht, Jahre, die dem äußerlichen Beobachter nur schwachen Anlaß gaben zur Erwartung jener Meisterwerke, die ihn im nächsten Viertel des Jahrhunderts zum höchsten Rang unter den europäischen Dichtern emporheben sollten. Das folgende Jahr aber war Zeuge seiner

Reise nach Italien, welche der Periode scheinbarer Untätigkeit ein Ende setzte. Schiller, um zehn Jahre jünger als Goethe, hatte in dem noch jugendlicheren Alter von 22 Jahren durch seine „Räuber“ eine ungeheure Bewegung verursacht, die sich im Fluge durch ganz Deutschland ausbreitete, und hatte dann schnell seinen „Fiesco“ und seine „Kabale und Liebe“ folgen lassen. Die ersten Monate des Jahres 1785 verzehrte sich der Dichter in Mannheim unter dem Druck von Geldsorgen und in Anfällen von verzweifelter Mutlosigkeit, die erst durch die Sympathie und die Hilfe seiner sächsischen Freunde vertrieben werden sollte. In dem genannten Jahre standen Goethe und Schiller auf einer Art Wasserscheide, welche die Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend von den tieferen Gedanken und dem reiferen Stil ihrer späteren Jahre trennte. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literatur. Das Zeitalter der Vorbereitung, der befreienden und befruchtenden Kritik lag dahinten. Die kurze Übergangsperiode kühner und mannigfaltiger aber ungezügelter Leistungen näherte sich ihrem Ende. Das Morgenrot der großen, klassischen Periode dämmerte auf. Vor 30 Jahren hatte eine deutsche Literatur kaum existiert; die 30 Jahre, die nun folgten, sahen ihre größten Werke vollendet. Die Periode der Tätigkeit Göthes als Verleger fiel beinahe genau zusammen mit der zweiten und glänzenderen Hälfte dieser unerreichten Ära.

Mein im April 1752 geborener Großvater war 33 Jahre alt, als er im Jahre 1785 auf eigene Rechnung sein Verlagsgeschäft gründete. Er hatte eine lange Lehrzeit bestanden, denn als 15jähriger Knabe war er bereits in eine Buchhandlung als Lehrling eingetreten. Aber schon vorher hatte er eine harte Lebensschule durchgemacht. Obgleich er von einer Familie abstammte, deren Mitglieder meistens Beamte in verschiedenen deutschen Staaten gewesen waren, oder dem gelehrten Beruf angehört hatten, — war er doch selbst arm und von jeglichen Mitteln entblößt ins Leben eingetreten.

Die Verwüstungen des 30jährigen Krieges, in dem Kirchen und Archive schonungslos verbrannt wurden, erschweren genealogische Nachforschungen in Deutschland ganz außerordentlich. Der Forscher von Sach findet in dieser Periode unausfüllbare Lücken. So ist es einem fleißigen Genealogen in meiner eigenen Familie unmöglich gewesen zu beweisen, ob es mehr als eine romantische Sage ist, daß unsere Vorfahren ursprünglich an dem Aarflusse in der Schweiz angesiedelt waren, wo eine Ruine noch jetzt unsern Namen trägt; daß ein Göschen in der Schlacht bei Sempach auf seiten der Österreicher zum Tode verwundet wurde, und daß die übrigen mit andern Anhängern der österreichischen Partei nach Niedersachsen auswanderten, wo sich der Name, 150 Jahre später, sehr häufig findet. Der älteste Vorfahr, der sich geschichtlich nachweisen läßt, war ein würdiger lutherischer Geistlicher, der im Jahre 1609 im Merseburger Gebiet lebte und den sonderbaren latinisierten Namen Joachimus Gosenius führte. Sein Sohn, gleichfalls ein Joachim Göschen, folgte in seines Vaters Fußtapfen, wurde als lutherischer Pastor ordiniert und wirkte 40 Jahre lang in seiner Gemeinde. Die folgende Generation wurde der Kirche untreu und ging zur Jurisprudenz und zum Staatsdienst über, während in der nächsten zwei Brüder als Doktoren der Medizin auftauchen. Einer derselben studierte mit Auszeichnung an der holländischen Universität Leyden und ließ sich später in Bremen nieder, wo er im Jahre 1706 das Bürgerrecht erwarb.

Das Lebenselement dieser berühmten Hansestadt lockte dann die Familie vom Gelehrtenberuf weg zum Handelsfach, und der Sohn des Doktors, Johann Reinhard Göschen, wurde ein nicht unangesehener und ziemlich wohlhabender Kaufmann. Aber die Zeiten waren schlecht; die Kriege Friedrichs des Großen hatten den Handel in ganz Deutschland zugrunde gerichtet, und endlich unterlag der genannte Kaufmann einem eigentümlichen Unglücksfall, der eins seiner Schiffe traf zu einer Zeit, wo noch keine Versicherungsgesellschaften gegen

Verluste auf der See oder durch den Krieg sicher stellten. Gezwungen Bremen zu verlassen und sein Glück anderwärts zu suchen, nahm er seinen einzigen überlebenden Sohn, meinen Großvater, damals einen Knaben von 13 Jahren, mit sich und ließ sich in Westfalen nieder. Zu der Zeit war er ein Witwer und hatte zwei seiner Frauen begraben. Aber Geldverlegenheiten hatten die Ehereinigungen dieses heiratslustigen und törichten Vorfahren nicht abgekühlt; er heiratete eine dritte Frau, und zwar in der Person einer Witwe, die ihm drei eigene Kinder in die Ehe mitbrachte. Was nun geschah, wollen wir in den eigenen Worten des jungen Sohnes erzählen. In meinem Besitz befindet sich nämlich das Original einer rührenden Bittschrift, die er an seine Verwandten und an einige reiche Kaufleute in Bremen richtete. Sie lautet wörtlich wie folgt:

„Verzeihen Sie, hochedle Anverwandte und mitleidige Freunde, daß ich als 13jähriger Knabe, da ich aller Mitteln entblößt, arm und dürftig bin, den Schutz und Beistand mir von Ihnen ersehe.

Ich bin der Sohn desjenigen Joh. Reinh. Göschen, welcher hier auf der Langen-Straße ehemals gewohnt, sich vor einigen Jahren in Dlohte zum 3ten Mal verheirathete und daselbst etablirte. Die kindliche Pflicht befiehlt mir, daßjenige Elend zu verschweigen, welches ich schon seit geraumer Zeit erlitten; genug das mein Vater vor 10 Wochen seine Frau und vier Kinder verließ und unter andern also auch mir, als den Enkel des christlichen und würdigen Mannes, dessen Fleiß und Tugenden hier noch bekand seyn werden. Nach Abwesenheit meines Vatters (dessen Aufenthalt wir bis jetzt noch nicht erfahren) fanden sich in Dlohte sehr viele mitleidige Herzen, welche uns in unserer Armuth, ja in unserer Hungersnoth mit dem nöthigen Unterhalt liebevoll versorgten, zuletzt nahmen die Anverwandten meiner lieben Stiefmutter 2 Kinder von ihrem ersten Mann zu sich und mir ward das Reisegeld gegeben und ich hieher gesandt. Mein Elendt



würde hier aber eben so groß sein, wenn ich mir nicht auf den Vatter verlassener Waisen verlasse, der alles versorget und keinen Hungers sterben läßt, ja meine Hoffnung vermehret sich, wen ich mir die gewiße Vorstellung mache auch hier mitleidige Herzen zu finden, welche Sich meiner Armuth erbarmen und mir Ihre Liebe durch Thätlichkeit zeigen werden. Ich flehe also durch diesen hierum demüthigst an, verlassen Sie mir nicht in meinen unmündigen Jahren, und lassen denjenigen Ihre Güte genießen, der in der That Arm und ohne sein Verschulden Arm ist. Das Schreien der Waisen dringet durch die Wolken zu Gott; auch mein Gebeht, welches ich aus dankbahrem Herzen zu dem Trohne des Höchsten für Ihnen schicken werde, wird nicht leer wieder zurückkommen. Heil und Segen wird auf Ihnen herabfließen, Gesundheit und alle Glückseligkeit wird der Lohn Ihrer Tugend seyn und das Wort des Herrn wird auch an Ihnen und Ihren Geehrten Häusern erfüllet werden, wer sich der Armen Waisen Erbarmet, der leihets dem Herrn.

I. Zuversicht auf Dero Hülfe verbl.  
dero unterthänigste verlassene Waise

Georg Joachim Göschen.“

Die rührende Bitte des Knaben hatte das Ergebnis, daß ihm Beiträge bis zur Höhe von 80 Talern versprochen wurden, die ihm jährlich bis zu seiner Mündigkeit ausgezahlt werden sollten.

Zum Glück aber beschränkte sich der Beistand, den er in Bremen fand, nicht auf diese bloß finanzielle Unterstützung; es wurde ihm vielmehr eine persönlichere und menschlich-theilnehmendere Hilfe zu teil, die sein ganzes späteres Leben durch die Einwirkung auf seinen Charakter beeinflusste: ein edler Mann, Namens Kullfs, von dem er noch in seinen zwanzig Jahre später geschriebenen Briefen mit der unbegrenztesten Dankbarkeit redet, nahm ihn an Kindesstatt an.

Ein romantischer Bericht von der Art und Weise, wie Herr Kullfs dem Knaben Hilfe brachte, und von dem, was

sich weiter in seinem damaligen Leben zutrug, ist uns in einer handschriftlichen biographischen Notiz über meinen Großvater, überschrieben „Göschen, 46 Jahre alt“, aufbewahrt. Sie hat einen seiner intimen Freunde, Namens Böttiger, einen Schriftsteller aus dem Weimarer Kreise, zum Verfasser.\*) Sonderbarerweise erwähnt Böttiger weder die Bittschrift noch auch ihre Folgen; auch gibt er eine verschiedene Version von der Reise des Knaben nach Bremen.

„Der junge Göschen“, schreibt er, „bettelte in Nienburg als ein zehnjähriger Knabe einen Bremer an, der ihn erkannte und ihn wieder mit nach Bremen nahm, wo er ihn zu einem reichen Verwandten von Göschen führte, ihn aber an der Tür stehen ließ, als er oben viel Licht und ein großes Abendmahl bemerkte. Der Knabe getraute sich nun auch nicht hinaufzugehen und lief auf den Marktplatz, wo er zuerst das Schreckliche seiner Lage lebhaft fühlte, und laut aufweinte. Dies Weinen hörte ein Vorübergehender, der auf ihn losging, ihn unter eine Laterne zog und fragte was es gäbe? Als er sich zu erkennen gegeben hatte, fand sich, daß Göschens Vater einst diesem Manne das Leben gerettet hatte. Dieser führte ihn also den folgenden Morgen zum wadern Kaufmann Rulffs, der ihn von nun an als seinen Pflegejohn aufnahm, bei einem Schwager auf dem Lande, dem Pastor Heeren, erziehen ließ und zum Buchhandel bestimmte. Als daher jener andere Bremenser, der Göschen abends auf dem Markte gefunden hatte, nach Halle ins Waisenhaus geschrieben und dem jungen Göschen eine Freistelle dort ausgewirkt hatte, weil Göschens Großvater einer der größten Wohltäter des Waisenhauses gewesen war: so setzte sich Rulffs dagegen. Nein, sagte er, ein Kopfhänger soll der Junge nicht werden, und zum Studieren gehört mehr Geld als ich ihm geben kann. Er brachte ihn darauf zum Buchhändler Cramer in Bremen, wo er die Buchhandlung lernte.“

\*) Das Original befindet sich in der Kgl. Bibliothek zu Dresden.



GERETTET.



Ein kleines, von einem gewissen Herrn von Kamp, einem bekannten Jugendschriftsteller, geschriebenes und „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“ betitelttes Buch\*) bestätigt in der Hauptsache die Erzählung Böttigers. Ein hübsches Titelbild stellt die Szene auf dem Marktplatz dar, wo der Fremdling das weinende Kind unter die Laterne zieht und in ihm den Sohn des Mannes, der ihm das Leben gerettet hatte, entdeckt. Aber die Farben in der Erzählung sind stark aufgetragen; von dem Knaben heißt es, er sei in grausamer Weise verstoßen von einem reichen Onkel, in dessen Haus er an jenem Unglücksabend gekommen war, und dessen festliche Versammlung er durch die Botschaft seiner Anwesenheit und seiner äußersten Not gestört hatte. Der Verfasser hatte diese wunderbare Geschichte aus dem Munde eines Kollegen von Göschen gehört. Sie war erzählt und wiedererzählt worden in den einfachen und gemüthlichen geselligen Zusammenkünften, wie sie die Deutschen lieben. Herr von Kamp, den man aufgefordert hatte, ihre Echtheit zu beweisen, schreibt, er sei an einem schönen Frühlingstage in den zwanziger Jahren zum Besuch bei dem verstorbenen Verleger Bädeker in Essen gewesen und habe mit ihm in der Rosenlaube seines Gartens vertraulich geplaudert. Da habe dieser ihm seinen Wunsch mitgeteilt, er möchte eine neue Geschichte, die er ihm erzählen wolle, in ähnlichem Stil behandeln wie einige andere von ihm veröffentlichte, und er habe ihn versichert, daß er diese Geschichte nicht einmal, sondern mehrere Male aus dem Munde von Göschen selbst gehört habe. Auch habe er sie bei Besuchen der Leipziger Messe an Abenden, wo sich die Verleger zu einem Glase Wein zusammenfänden, gehört. Da ihm diese Geschichte ganz besonders anziehend erschienen, habe er Göschen oft gebeten, sie noch einmal zu erzählen, und das habe der alte Herr stets gern und mit tiefer Erregung getan. Herr von Kamp versichert dann seinem Korrespondenten, daß

\*) H. A. v. Kamp, „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“, Essen, Bädeker, 1833.

er nur in nebensächlichen Einzelheiten von der ihm mitgetheilten Erzählung abgewichen sei. Es ist aber sehr gerne möglich, daß mein Großvater, der eine lebhaftere Einbildungskraft besaß, und sich selbst, wie wir in der Folge sehen werden, als Schriftsteller versucht hatte, den Bericht von seinen ersten Abenteuern in den Geschichten seiner alten Tage hie und da ein wenig ausschmückte. Der hauptsächlichste Umstand der Erzählung in diesem kleinen Buch jedoch ist der, daß, als der Knabe zum Manne herangewachsen und ein reicher und angesehenener Verleger geworden war, er mit großem Risiko für seine eigene Person und gegen den dringenden Rat von Freunden und einflußreichen Geschäftsfreunden, die Dienste, die ihm Kullfs geleistet, dadurch belohnen konnte, daß er seinen Wohltäter aus noch schrecklicherer Notlage erretten konnte, als die, aus der er selber errettet worden war. Dieser Teil der Geschichte ist nicht der Phantasie entsprungen, sondern berichtet eine historische Tatsache.

„Durch Ihre Dankbarkeit errettet“, das war das Urtheil eines beiderseitigen Freundes, als er Göschens zu seinem Benehmen gegen Kullfs Glück wünschte; keine noch so lange Zeit hat je die Glut dankbarer und begeisterter Anhänglichkeit Göschens dämpfen können.

Die merkwürdigen Ereignisse in Göschens Kindheit übten einen mächtigen Einfluß auf seinen Charakter aus. Er fand im späteren Leben ein besonderes Vergnügen daran, arme und vaterlose Knaben zu befreunden, und obgleich er selbst viele Söhne und Töchter sein eigen nennen durfte, so verhinderte doch die Zahl der Glieder seines eigenen Haushaltes nicht, auch noch Adoptivkinder bei sich aufzunehmen und ihnen die Mittel zum Lebensunterhalt zu verschaffen. Diese mittheilsvolle, ja eifrige Bereitwilligkeit andern zu helfen, ließ niemals nach. Die Feuerprobe, die er als Knabe durchgemacht, hatte unverilgbare Spuren in seiner Seele zurückgelassen. „Ein edler Mensch, durch Kampf mit Armut gebildet“, schreibt Böttiger von ihm — *Ipse miser miseris succurrere didicit.*

Es ist merkwürdig, daß in demselben Jahre 1765, in welchem mein Großvater sich in der bittersten Not an Freunde wandte mit der Bitte um Hilfe, von einem Onkel, Johann Georg Göschen, der unweit Bremen wohnte, ein Testament zu seinen Gunsten gemacht wurde, von dem ich eine beglaubigte Abschrift besitze. Nachdem der Erblasser betreffs seiner Frau, falls diese ihn überlebe, Bestimmungen getroffen, erklärt er, es sei sein Wunsch und Wille mit Rücksicht auf den sehr nahe bevorstehenden Tod seiner Frau, daß sein Vermögen in die Hände der Vormünder für seinen Neffen Georg Joachim Göschen übergehen solle. Daneben aber regelt das Testament das zukünftige Leben des Erben in der diktatorischsten Weise. Aus den hinterlegten Geldern soll zuerst das Schulgeld des Knaben und die Erziehungskosten bestritten werden; dann soll dieser, nachdem er die Schule verlassen, „Medicinam“ studieren, sich nach Ablauf der akademischen Studien in dem Dorfe des Erblassers niederlassen und dessen Haus und Hof übernehmen; endlich soll er noch „die Tochter meines lieben Schwagers, Heinrich Paulman, heiraten, damit auf diese Weise meine eigenen Pläne und die meiner lieben Frau ausgeführt werden“. Für den Fall, daß der Erbe mit diesen ihm vorgeschriebenen Anordnungen nicht übereinstimme, ist keine Vorsorge getroffen.

Ob mein Großvater jemals seine Erbansprüche geltend machte, darüber fehlt uns jegliche Auskunft. Vermutlich aber tat er es nicht, denn er studierte weder Medizin, noch übernahm er seines Onkels Haus und Hof, noch heiratete er das ihm bestimmte Mädchen, noch hat er, soviel wir wissen, jemals Hilfe von Verwandten erhalten, außer von den Unterzeichnern jener achtzig Taler. Beinahe zu derselben Zeit, als der reiche Onkel über das künftige Vermögen des Knaben verfügte, und zwar augenscheinlich, indem er von dem Verschwinden des Vaters Kenntnis hatte (denn warum sonst für die Schulbildung des Sohnes Vorsorge treffen?), sollte der Knabe selbst die Erhaltung seines Lebens und die Grundlage seiner

künftigen Laufbahn einem merkwürdigen Zusammentreffen von wunderbaren Ereignissen und einer ganz hervorragenden Menschenliebe verdanken.

Böttigers Behauptung, daß mein Großvater zu seiner Erziehung in das Haus des Pastors Heeren geschickt worden sei, ist nicht ganz genau. Mit Hilfe der von seinen Verwandten gezeichneten Summe wurde er vielmehr als Kostgänger zu einem Lehrer in dem kleinen Dorfe Arbergen bei Bremen gesandt. Aber das ist richtig, daß er hier, als ein eigentümlicher Vorgeschafter seines künftigen Geschickes, mit einem Knaben eng befreundet wurde, der in späteren Jahren eine große literarische Berühmtheit erlangte, dem Geschichtsforscher Professor Hermann Ludwig Heeren. Der Vater dieses künftigen Professors, der Pastor des Dorfes, war freundlich gegen den armen, bei dem Schulmeister untergebrachten Waisenknaben. Er fand ihn lernbegierig und sehr fleißig, und so erlaubte er ihm, an dem Unterrichte teilzunehmen, den er selbst seinem Sohne gab. Professor Heeren ruft sich diese mit Götschen gemeinschaftlich genossenen Unterrichtsstunden in den autobiographischen Notizen ins Gedächtnis zurück, die er seinen gesammelten, historischen Werken voranschickte. „An jenem Unterrichte auf dem Lande“ (schreibt er\*) „und im väterlichen Hause nahm noch ein Mitschüler Anteil, der auf anderem Wege zum berühmten und hochverdienten Manne reifen sollte, mein Freund Götschen in Leipzig. Er war in Arbergen in Pension, war, wenn auch einige Jahre älter, mein Gespieler, und besuchte die Stunden in unserm Hause. Noch vor kurzem habe wir in seiner friedlichen Wohnung bei Grimma unsere Jugendfreundschaft erneuert.“

Götschen hielt sich zwei bis drei Jahre in Arbergen auf, und wurde dann, als er etwa 15 Jahr alt war, zu dem Buchhändler Kramer in die Lehre getan. Dort bewies er

\*) Göttingen, 1821 f., S. 15. Siehe auch Lorenz, „Zur Erinnerung an G. Joachim Götschen“. Programm der Kgl. Landeschule zu Grimma, 1861, S. 5.



sich als ein Jüngling von ungewöhnlicher Begabung, und bestand seine Lehrjahre mit vielem Lobe. Am Ende der Zeit fand er eine Anstellung in einer der ersten Verlags-handlungen in Leipzig, nämlich bei S. L. Crusius, wo er während einer Dienstzeit von neun oder zehn Jahren sich mit allen Einzelheiten des Buchhandels gründlich vertraut machte.

Es war in der That ein großes Glück für ihn, unter einem solchen Lehrherrn zu dienen, und seine eigene Würdigung dessen, was er ihm schuldete, fand einen dankbaren und beredten Ausdruck in der folgenden Widmung, welche er einem seiner früheren, von ihm selbst als unabhängigen Verleger herausgegebenen Werke, der Meißner'schen Übersetzung eines französischen Buches von Florian, vorangeschickt hat. \*) „Verzeihen Sie, verehrungswürdiger Mann,“ so heißt es dort, „daß ich dem Triebe meines Herzens folge und Ihrer großen Güte gegen mich, Ihrer thätigen, und bei vielem Undank nie geschwächten Menschenliebe, Ihrer seltenen Rechtschaffenheit, ein kleines Denkmal in meiner Handlung errichte und Ihnen dieses Verlagsbuch widme. Ihre väterliche Liebe und Ihr Beispiel hat mein Herz gebildet, Ihr väterlicher Rath und Ihr Unterricht hat mich zu meinem Berufe geführt. Die Folgen davon werden sich durch mein ganzes Leben verbreiten und meine Dankbarkeit kann nur mit der Fackel dieses Lebens zugleich auslöschen.“

Das war der Gruß, den der enthusiastische Anfänger seinem alten Lehrherrn und Freunde sandte.

Von dem Leben und Treiben meines Großvaters während dieser langen Arbeitszeit unter Crusius weiß ich wenig, und wahrscheinlich liegt wenig Wissenswerthes vor. Böttiger bemerkt, daß ein paar Jahre nach seinem Geschäftseintritt der Plan gefaßt wurde, ihn nach Amsterdam zu

\*) A. G. Meißner, „Novellen des Ritters von St. Florian“, Leipzig 1786.

schicken, „wo er durch Unterstützung eines reichen Amsterdammers in den Stand gesetzt werden sollte, eine deutsche Buchhandlung zu gründen;“ daß aber dieser Plan durch den Tod des reichen Holländers vereitelt worden sei. Er erzählt ferner, daß Götschen schließlich Crusius so unentbehrlich wurde, daß der letztere ihn zum Kompagnon anzunehmen versprach, sobald er, Crusius, „durch die erwartete Erbschaft eines alten, reichen Onkels in Besitz eines Rittergutes und völliger Unabhängigkeit gekommen sein würde“. Ich habe aber anderwärts keine Anspielung auf solche Pläne und Aussichten vorgefunden. Das Hauptinteresse dieses Abschnittes von Götschens Leben liegt in den Freundschaften, die er schloß; denn diese waren es, sei es direkt oder indirekt, durch die er später zu Ruhm und Vermögen aufstieg. Obwohl nur ein einfacher „Angestellter“ in einer Verlags-handlung, wurde er doch mit vielen angesehenen Familien Leipzigs genau bekannt, und stand mit vielen bemerkenswerten jungen Männern auf freundschaftlichem Fuße. Unter den Familien, bei den er in herzlicher Weise aufgenommen worden war, befand sich die Kunze'sche, deren Glieder als hervorragende Bürger und reiche Männer bedeutende Stellungen einnahmen. Wir werden sie später unter Schillers nächsten Freunden wiederfinden. Durch sie machte Götschen die Bekanntschaft von Christian Gottfried Körner, dem Vater des Dichters. Adolf Stern bespricht diese Bekanntschaft, die einen so tiefgehenden Einfluß auf meines Großvaters ganzen Lebenslauf ausübte, folgendermaßen\*):

„In den letzten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts war der aus Bremen stammende und als Handlungsbedienter in der angesehenen Buchhandlung von Siegfried Leberecht Crusius angestellte junge Buchhändler Georg Joachim Götschen mit dem Sohne des Superintendenten und Universitätsprofessors Johann Gottfried Körner, dem jungen Magister und Privat-

\*) Im „Grenzboten“ vom Jahre 1881.

dozenten an der juristischen Fakultät Christian Gottfried, bekannt und bald auch befreundet geworden. Den Vermittler der Bekanntschaft scheint Körners Vetter, der Kaufmann Johann Friedrich Kunze, abgegeben zu haben, aber, wie die beiden jungen Männer geartet waren, bedurfte es bald keiner Vermittlung mehr. Der poetisch-literarische Enthusiasmus der Sturm- und Drangperiode, die Überzeugung, daß aus der literarischen Bewegung eine völlige Neugestaltung des Lebens hervorgehen müsse, war in beiden jungen Männern, wenn auch bei jedem im besonderen Grade, lebendig. Und die Umbildung der deutschen Gesellschaft war doch bereits soweit vorgeschritten, daß es nicht allzusehr mehr auffiel, wenn der junge Gelehrte geselligen Verkehr mit einem gebildeten und eifrig strebsamen Buchhandlungsgehilfen pflog, der alles im Leben von seiner eigenen Kraft erwarten mußte.“

Der Freundeskreis, in dem Göschen in jenen Tagen verkehrte, stand mitten im Strom der hier beschriebenen Bewegung, aber, obwohl mein Großvater selbst nicht weniger wie Körner von dem regsten Interesse an dem Geist der Reform, nach der die glänzende Entwicklung der Literatur jener Zeit hindrängte, erfüllt und begeistert waren, und obwohl die charakteristischen Kennzeichen der Periode einen jeden von ihnen stark beeinflussten, Göschen besonders durch die Empfindlichkeit und die Empfänglichkeit, Körner durch den Idealismus derselben, so konnte doch keiner als ein besonderer Repräsentant der Sturm- und Drangperiode gelten.

Körner selbst war ein so bemerkenswerter Mann und in vielen Beziehungen ein so typisches Beispiel der edelsten Charaktererscheinungen, welche der befreiende literarische Einfluß jener stürmischen Bewegung hervorbrachte, daß, selbst abgesehen von der sehr engen Verbindung mit meinem Großvater als dessen Freund und in der Folgezeit dessen Geschäftsteilnehmer, eine Verbindung, die für ihn einen hervorragenden Platz in der vorliegenden Biographie beanspruchte, der englische Leser, wie ich glaubte, begierig sein würde, Einzelheiten

aus seinem Leben zu erfahren. Aber dem deutschen Leser gegenüber, in dessen Herzen er mit Recht lebt als der Schutzengel Schillers in den Tagen seiner bittersten Not, als der Vertraute seiner jugendlichen Bestrebungen und als der treue und zartfühlende Freund während seines ganzen Lebenslaufes, würde es meinerseits anmaßend sein, den Versuch zu machen, einen Charakter zu zeichnen, dessen höchst reizvolle und anziehende Eigenschaften mich sonst verleitet haben würden, länger bei ihm zu verweilen.

Zur Zeit, als Göschen zuerst sein Freund wurde, war er Oberkonsistorialrat in Dresden. Zu gleicher Zeit aber hatte er eine Stellung inne, die besser mit seinen Neigungen übereinstimmte, nämlich die eines Beisitzers bei der Landwirtschaftlichen Industrie- und Handelskommission. Sein Gehalt für die beiden Stellen belief sich auf zweihundert Taler, während Schiller als Theaterdichter in Mannheim dreihundert Gulden empfing! Der Leser wird gut tun, diese Bezahlsrate im Gedächtnis zu behalten, wenn wir von der Honorierung literarischer Arbeiten in dieser Periode zu reden haben werden.

Es war klar, daß Körner mit einem Einkommen von nur zweihundert Talern nicht ans Heiraten denken konnte; doch hatte Minna Stöß, die Tochter des Kupferstechers Stöß, des Freundes Goethes in seinen Studententagen, schon sehr früh sein Herz gefangen genommen. Ihre Schwester Dora war mit einem anderen jugendlichen Mitgliede der literarischen Zunft, Ludwig Ferdinand Huber\*), verlobt, der sich frühzeitig an die Schriftstellerei und an die Liebe gewagt hatte. Auch Huberts Vater war ein talentvoller Schriftsteller gewesen, der lange Zeit in Paris gewohnt und französische Übersetzungen deutscher Werke veröffentlicht hatte. Mit einer Französin verheiratet, hatte er Paris verlassen, als sein junger

\*) Geb. 1764, starb als kurpfalz-bayrischer Landesdirektionsrat und Hauptredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ im Jahre 1804 zu Ulm.



Walker & Blockwell, ph. sc.

*T. F. Huber*

*Nach einer Zeichnung von Vera Stock  
im Körner-Museum, Dresden.*



Sohn Ferdinand zwei Jahre alt war, und war Professor an der Universität Leipzig geworden. Der junge Huber wurde, obſchon er in dieſer urdeutſchen Stadt aufwuchs, doch unter dem Einfluß ſeiner franzöſiſchen Mutter und im katholiſchen Glauben erzogen. Er hatte jedoch ſeines Vaters Sprachtalent geerbt, und, ohne Zweifel mit Hilfe ſeines franzöſiſchen Blutes, das Kunſtſtück fertig gebracht, in dem jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen zu veröffentlichen. Er beſaß eine geſchulte Feder, eine dauernde Liebe für alles Schöne in der Kunſt, einen guten Geſchmack für das Drama und überhaupt ganz beträchtliche literariſche Fähigkeiten, daneben aber keine Feſtigkeit des Charakters. Körner und Schiller gaben ſich lange Zeit Mühe mit ihm, und während der erſten Zeit des Aufenthalts Schillers in Sachſen ſtand Huber unter ſeinen Herzensfreunden obenan. Hubers Verlobung mit Dora Stoß hatte ihn unter den Einfluß des Schiller-Körnerſchen Kreiſes gebracht, aber die Bande ſollten in trauriger Weiſe gelöſt werden, und in ſpäteren Jahren blieben ihm nur Schande und Kummer nach all der frohen Heiterkeit, den idealen Träumen und den außergewöhnlichen Verbindungen ſeines frühen Mannesalters. Er hatte gewünscht die diplomatiſche Karriere einzuschlagen; da er aber die Erlaubnis von ſeinem Vater eine Zeitlang nicht erhalten konnte, war er unterdeſſen ſchriftſtelleriſch fleißig und nahm als einer der vertrauteſten Freunde Göſchens unter den Autoren eine Stelle ein, die der letztere auf ſeiner erſten Verlagsliſte ankündigen konnte.

Ein zweiter intimer Freund war der Dichter Jünger, ein Leipziger durch und durch, und ein typiſcher Vertreter des damaligen Leipziger Literatentums. Seine ſowie Hubers Arbeiten werden wir bald unter den früheſten Beiträgen wiederfinden, die dem Verlage des gemeinſamen Freundes eingeſandt wurden. Er gehörte ebenfalls dem geiſtvollen und warmherzigen Kreiſe an, der den Kern der erſten Bekanntschaften Göſchens ausmachte.

Aber neben diesen jungen Enthusiasten zählte Götschen auch Männer zu seinen Bekannten, die bereits eine gesicherte Stellung in der literarischen Welt einnahmen. Der hauptsächlichste von diesen war Bertuch, Geheimer Legationsrat am Hofe zu Weimar\*): der Übersetzer des Cervantes, ein tätiger und gewandter Geschäftsmann, ein Mitglied der Weimarer Gesellschaft zur Zeit ihrer höchsten Blüte und späterhin der Teilnehmer an einigen der wichtigsten Geschäftsunternehmungen in den Anfangsjahren der Tätigkeit meines Großvaters. Bertuch verband, wie viele andere jenes Kreises, die Literatur mit seinen offiziellen Pflichten und interessierte sich besonders für Zeitschriften und deren Druck. Mein Großvater unterhielt einige Jahre lang einen regen und höchst freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm, und diese Briefe, die mir freundlicherweise von zwei Großnichten Bertuchs zur Verfügung gestellt wurden, haben mir viel wertvolles Material zu der vorliegenden Biographie geliefert. Diese Damen leben noch jetzt in Weimar in dem Hause, das Bertuch in seinen späteren Jahren bewohnte. Der Großherzog von Weimar hatte ihn nämlich gezwungen, sein früheres Haus an Goethe zu verkaufen, und er bezog darauf die freundliche Wohnung, wo ich seine Großnichten und deren kostbaren Brieffchatz aus der goldenen Zeit Weimars vorfand.

Das Leben in Leipzig, wo Götschen zehn Jahre zubrachte, und zwar in einem Alter, in dem die menschliche Natur für äußere Eindrücke am zugänglichsten ist, war wohl geeignet, die Bestrebungen eines leicht erregbaren und ehrgeizigen Mannes zu fördern und auf seinen Charakter einzuwirken. Die Stadt bildete zu jener Zeit einen Mittelpunkt der Anregung, des Fortschrittes, der Bildung und des Aufwandes. Hier reichten sich Handel, Kunst und Literatur die Hände. Der Buchhandel hatte bereits eine einflußreiche Entwicklung

\*) Friedr. Johann Justin Bertuch (1747—1822), Geheimsekretär des Herzogs von Weimar; hervorragender Buchhändler und Schriftsteller.



genommen, und die Verleger spielten im Leben der Stadt eine bedeutende Rolle. Die Gesellschaften, die Philipp Erasmus Reich gab, waren als der Sammelpunkt aller Männer von Geist und Reichtum in Leipzig berühmt, und sie trugen ihm wegen dieser seiner glänzenden Gastfreundschaft den Titel eines Fürsten der Leipziger Verleger ein. Wie viele andre reiche Bürger, besaß er ein Landhaus nicht weit von der Stadt, wo er im Sommer Gäste bei sich sah, unter andern oft den jungen Goethe. Andre berühmte Verleger jener Zeit waren C. F. Weygand, aus dessen Druckerei im Jahre 1774 die erste Ausgabe von Goethes „Götter, Helden und Wieland“ hervorging, der sich später Clavigo und Werther angeschlossen, und die Breitkopfs, später Breitkopf und Härtel, die bekannten Drucker und Verleger musikalischer Werke und Lieder, unter andren auch der frühesten Inrißchen Gedichte Goethes und des ersten Bandes von Herders Gedichten.

Unter diesen großen Verlagshäusern und inmitten dieser gesellschaftlichen und literarischen Umgebung sollte mein Großvater, bis zum Jahr 1781 noch ein bloßer Lehrling im Buchhandel, sich zu einer hochangesehenen Karriere emporarbeiten. Ehe zehn Jahre vorüber waren, war er ein erfolgreicher Konkurrent der berühmtesten Firmen geworden, wenn auch nicht in bezug auf den Reichtum, so doch in bezug auf seine glänzenden Geschäftsverbindungen. Während er aber emsig an der fortschrittlichen Bewegung, der literarischen Tätigkeit und den verschiedenartigen Interessen der blühenden Stadt Anteil nahm, unter denen der Buchhandel eine so beachtenswerte Rolle spielte, ließ ihn die üppige, vergnügungssüchtige, verschwenderische Seite des dortigen geselligen Lebens völlig unberührt. Zeitgenössische Aufzeichnungen bezeugen die allgemein verbreitete, törichte Verschwendung der Leipziger Bürger jener Zeit in so einstimmiger Weise, daß man ihr Urteil kaum anfechten kann; die Geschichte meines Großvaters aber und seiner Freunde und diejenigen ihrer Briefe, die mir zur Verfügung standen, spiegeln eine solchen Neigung seiner-

seits nicht wieder. In den früheren Stadien seiner Laufbahn als ein unabhängiger Verleger könnte man freilich sagen, daß der Druck der Notwendigkeit ihm strikte Sparsamkeit als absolute Pflicht auferlegte; aber auch dann, als er wohlhabend war, blieb er einfach, sparsam und anspruchslos. Diese Eigenschaften waren seinem Charakter tief eingegraben. Sie veranschaulichten sein Lebensideal, und es gelang ihm bis zuletzt, dem hohen Maßstab desselben nachzuleben.

---

## Zweites Kapitel.

### Eine Genossenschaft der Gelehrten.

1781—1785.

Ehe Göschel seine untergeordnete Stellung im Komptor von Crusius mit der eines unabhängigen Verlegers vertauschte, machte er noch einen weiteren, wertvollen Vorbereitungskursus durch. Wahrscheinlich auf den Vorschlag des Legationsrates Bertuch verließ er Leipzig im Jahre 1781, um eine Anstellung in einem eigenartigen Aktienunternehmen zu Verlagszwecken, das in der Hauptstadt des kleinen Fürstentums Anhalt-Deßau gegründet worden war, anzunehmen. Es nannte sich die „Verlagskasse“ und war eng mit einem Schwesterinstitut, der sogenannten „Buchhandlung der Gelehrten“, verbunden, welche als das Ergebnis einer gegen die Verleger gerichteten Erhebung anzusehen ist.

Eine Unzufriedenheit, die sich in Groll und Klagen über den Anteil Luft machte, den die Verleger aus ihrer Verbindung mit Schriftstellern für sich beanspruchten, war nicht erst dem neunzehnten Jahrhundert eigentümlich; sie war weit verbreitet unter den Schriftstellern der letzten Hälfte des achtzehnten, und gipfelte in mehreren interessanten Befreiungs- und Unabhängigkeitsbewegungen. Zu jener Zeit war eine große Veränderung mit dem geistigen Leben Deutschlands vor sich gegangen. Bis dahin bestand die große Mehrzahl der verlegten Werke aus Neudrucken der klassischen und kirchlichen Literatur aus der alten oder neuen Welt. Im Beginn des Jahrhunderts waren die Herausgeber solcher Werke, wie eines „Bibliischen Schatzkästleins“ oder einer

„Biblischen Konkordanz“ entweder zufrieden mit einer Anzahl von Freieemplaren oder mit einem geringen Extrahonorar in der Höhe von ungefähr einer Mark pro Bogen. Aber auch dies wurde nur zum Teil baar bezahlt, zum andern Teil in Büchern. Später lesen wir, daß wohlbekannte Autoren für juristische Werke ein Honorar von nur 4—6 Mark den Bogen erhielten. Um die Mitte des Jahrhunderts jedoch machte die schöpferische Kraft des deutschen Geistes ihren Einfluß geltend. Die Feder war zu einem anerkannten Mittel des Lebensunterhaltes geworden, und in dem Maße, wie die Literatur sich zu einem festen Beruf entwickelte, erwartete man auch natürlicherweise den geziemenden Lohn für berufsmäßige Arbeit. — Goethe gibt uns eine sehr lebhaftes Schilderung der Entwicklung dieses Gefühls und der Veränderung, die mit der Dichterwelt vorgegangen, betreffs der Annahme von Zahlungen in barem Gelde für die inspirierten Erzeugnisse ihrer Muse.

„Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit“, sagt er\*), „mehr auf bedeutende wissenschaftliche Fakultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honoriert wurden. Die Produktion von poetischen Schriften aber wurde als etwas heiliges angesehen, und man hielt es beinahe für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderbarlichsten Wechselverhältnis. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Klienten. Jene, die, die neben ihrem Talent als höchst sittliche Menschen vom Publikum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gerne mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vorteils. Nun aber setzte dies den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand alles in dem schönsten

\*) Goethe, Dichtung und Wahrheit, III, 12. Buch. Goethes Werke (Berlin, Hempel) XXII, 67 ff.

Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit waren nicht selten. Breittkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen, Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange. Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlischen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehen, sich von Verlegern unabhängig zu machen."

Flugschriften aus damaliger Zeit gaben in viel roherer Weise diesem Gefühle Worte. Man stellte die Verleger dar, wie sie sich an den Werken armer Autoren mästeten, wie ihr Stolz mit ihrem Wanst zunahm, während sie zu gleicher Zeit von den Schriftstellern erwarteten, daß sie ihnen ihre Huldigung zu Süßen legten. Nicht einmal anständiger Höflichkeit brauchten sie sich zu befleißigen. Die Abgaben, die sie dem Publikum und den Autoren auferlegten, machte ihre Stellung uneinnehmbar. Auf diese wortreichen Schmähungen folgten tatsächliche Proteste, und in dem Glauben, daß weder Geschicklichkeit noch Kenntniß des Handels, noch Kapital, noch Kredit, noch Erfahrung nötig seien, machte man verschiedene Versuche, die verhaßte Vermittelung von Männern, die die Geistes schöpfungen des Genies zu nichts anderem brauchten als zu ihrem eignen Vorteil, abzuschütteln. Hatte nicht auch der Dichter Pope in England seinen „Homer“ auf Subscription veröffentlicht? Sicherlich konnte auch in Deutschland der Mittelmann entbehrt werden. Als die Sache aber zur Probe kam, stellte es sich heraus, daß der Buchhandel doch nicht vollständig beiseite gelassen werden konnte.

Der erste ernsthafte Versuch, den Verfassern den vollen Profit ihrer Werke durch ein Verlags- und Absatzsystem ohne die Dazwischenkunft des Mittelsmannes zu sichern, ist unter dem Namen der „Deutschen Gelehrtenrepublik“ bekannt. Ein nicht geringerer als Klopstock selbst gab den Anstoß zu dieser Bewegung und nahm persönlich ihre Leitung auf sich. Er sollte, wie Goethe sagte, nachdem er sich und anderen talentvollen Männern durch seinen Charakter und seine Handlungsweise Ansehen und Würde zu verschaffen gewußt, den Schriftstellern den weiteren Dienst leisten, ihnen „Sicherheit und die Mittel zur Verbesserung ihres häuslichen Standes zu verschaffen“.\*) Im Juni 1773 kündigte Klopstock seinen Plan eines Subskriptionsverlages an; zugleich veröffentlichte er die Bedingungen, unter denen die neue Gesellschaft gebildet werden sollte, sowie die Gründe, um deretwillen dieser Schritt getan worden sei. Nichts konnte die Genauigkeit übertreffen, mit der dieser Plan ausgearbeitet war. In großen und kleinen Städten sollten Unterschriften gesammelt und Agenten zum Verkauf der Werke bestellt werden; diese letzteren aber sollten Freunde der Autoren, nicht Mitglieder der Zunft sein, obgleich man ihnen einen ganz geringen Prozentsatz geben durfte.

Das Unternehmen versprach einen glänzenden Erfolg, und erregte trotz der Opposition Leipzigs den größten Enthusiasmus. Die Bewunderung, die man für Klopstock hegte, der selbst das erste, nach dem neuen Plane verlegte und die „Republik der Gelehrten“ betitelte Buch verfaßt hatte, sicherte ihm eine überaus große Zahl von Subskribenten, unter denen es freilich unmöglich war, zwischen den Freunden des Systems und denen des Dichters zu unterscheiden.

„Hier drängte sich nun jedermann hinzu“, schreibt Goethe\*\*), „selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden

\*) Goethe, „Dichtung und Wahrheit“, a. a. O.

\*\*) Ebendaf. III, 12.

hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei.“

Die Zahl der Exemplare der 1. Ausgabe überstieg 6600; an mehr als 250 Orten wurden Listen eröffnet, und mehr als 3600 Subskribenten unterzeichneten. Unter ihnen begegnen uns berühmte Namen, so der des ehrwürdigen Lessing; Goethes, des Vaters, in Frankfurt; Gleims in Halberstadt; Wielands in Weimar. Alle diese unterstützten das Unternehmen durch ihr Ansehen und ihre finanzielle Beihilfe. Der erste Teil des Werkes sollte am 1. Februar 1774 erscheinen; unvorhergesehene Ärgerlichkeiten aber, durch die Klopstock an der rechtzeitigen Anschaffung von Papier verhindert und in Schwierigkeiten mit seinen Druckern verwickelt wurde, verzögerten seine Veröffentlichung. Endlich erschien es, nachdem die Erwartung aufs höchste gestiegen, und das größtmögliche Vertrauen dem Unternehmen entgegengebracht war. Leider aber enttäuschte das Buch das große Leserpublikum. Die Bestürzung war allgemein und tiefgehend, wenn auch die hohe Achtung, die Klopstock genoß, den Ausbruch offener Unzufriedenheit verhinderte. Viele Enthusiasten des schönen Geschlechtes gaben ihre teuer erkauften Exemplare, ungelesen und unaufgeschnitten, wenn auch frei von dem groben Makel buchhändlerischen Profits, an ihre Freunde weiter.\*)

Der zweite, für den 1. Oktober 1775 angekündigte Teil der „Republik“ erschien niemals. Das Fehlschlagen des Planes, soweit das Publikum in Frage kam (denn der Verfasser selbst hatte sich sehr gut dabei gestanden), machten es für den Augenblick unmöglich, auf diesen Plan der Veröffentlichung durch Unterschriften zurückzugreifen. Aber der Wunsch, ohne Verleger fertig zu werden, war zu tief gewurzelt, als daß der Versuch in einer oder der andern Form nicht hätte erneut werden sollen. Jedenfalls hatte Klopstocks Unter-

\*) Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 3. Buch.

nehmen den Glauben an die Macht der Genossenschaften wachgerufen.

Die nächsten derartigen Versuche wurden in der, was den Buchhandel betrifft, mit Deutschland damals eng verbundenen Schweiz gemacht. In Bern und Lausanne wurden unter dem Namen „Typographische Gesellschaften“ Genossenschaften gegründet, aber sie konnten sich keiner großen Erfolge rühmen. Die berühmteste und bis zu einem gewissen Grade erfolgreiche Unternehmung, die freilich ebenfalls nur von sehr kurzer Dauer war, wurde in Dessau ins Leben gerufen und durchgeführt.

Die im Jahre 1781 von einem früheren Geistlichen namens Reiche dort begründete „Buchhandlung der Gelehrten“ sollte einfach die auf Kosten der Gelehrten gedruckten und veröffentlichten Werke auf „Rechnung vertreiben“. Ihre Statuten gaben als Grund zur Errichtung die Abschaffung des unverhältnismäßigen Profites, der in die Tasche des Verlegers floß, an. Aus den Einnahmen sollte der Verfasser zwei Drittel, d. h.  $66\frac{2}{3}\%$  erhalten. Von dem übrigen Drittel sollten  $6\frac{1}{4}\%$  der Gesellschaft zur Deckung ihrer Auslagen zufallen, der Rest von  $27\%$  sollte an die Buchhändler in ganz Deutschland als Rabatt verteilt werden. Man wollte die Verleger in Bann tun, nicht die Sortimentsbuchhändler. Da aber die Gesellschaft nur einen sehr kleinen Prozentsatz zur Bestreitung aller Verkaufskosten erhalten sollte, so konnte sie sich auf keinerlei Risiko einlassen. Demgemäß sollte kein Kredit gegeben werden. Der Verfasser blieb freilich der Herr seines Werkes, keine räuberischen Gelüste seitens des Gewerbes sollten ihm seinen Gewinn verkürzen, aber er mußte auf eigene Kosten drucken, auf eigene Kosten ankündigen, den Preis des Buches selbst festsetzen und den Verkauf seiner Werke dadurch erschweren, daß er allen und jeden Kredit an die Buchhändler verweigerte.

So anziehend es nun damals sowohl wie jetzt dem Verfasser erscheinen mochte, zwei Drittel des vom Publikum



gezahlten Kaufpreises zu erhalten, wie, wenn er kein Geld für den Drucker hatte? oder wenn das Publikum nicht kaufen wollte? Man mußte daher ein Kapital aufbringen, um bedürftigen Schriftstellern zu helfen, und so wurde ein zweites Institut, die sogenannte „Verlagskasse“, gegründet; d. h. eine Aktiengesellschaft mit regelrechten Aktionären, die für das eingezahlte Kapital Dividenden erwarteten. Dieses Institut sollte Autoren mit Geld unterstützen, und die Werke derjenigen unter ihnen, die sich um Unterstützung beworben hatten, entweder drucken oder ihnen das Geld zum Druck leihen, und ihnen endlich in gewissen Fällen, vorausgesetzt, daß ihre Werke angenommen worden waren, auf den voraussichtlichen Absatz hin Vorschüsse gewähren. Für diese finanzielle Unterstützung aber mußte der Verfasser sich seine Einnahme verringern lassen. Waren nur die Druckkosten vorgeschossen, so mußte er von seinen  $66\frac{2}{3}\%$   $11\frac{2}{3}$  an die Verlagskasse abgeben; empfing er außerdem noch einen Vorschuß an barem Gelde, so wurde ihm ein weiterer Prozentsatz abgefordert.

In der Folge wurde zwischen dem Finanzinstitut und der Buchhandlung ein Kontrakt abgeschlossen, wonach das erstere nur durch die letztere verkaufen lassen sollte: ein Abkommen, das der Verlagskasse verderblich werden sollte.

Wieland, der damals auf der Höhe seines Einflusses stand, Bertuch und andere aus dem Weimarer Kreise waren Aktionäre und nahmen ein fortdauerndes Interesse an dem Institut. Hier war nun Göschen als einer der „Saktoren“ tätig. Alle deutschen biographischen Notizen über meinen Großvater berichten, er sei in den Dienst der „Buchhandlung“ getreten, aber aus seinen unveröffentlichten Briefen an Bertuch und anderen geht klar hervor, daß dies unrichtig ist. Ferner erhellt aus ihnen, daß der mechanische Teil des Geschäftes seiner Aufsicht unterstellt war, also besonders die Druckerei. Eine Zeit sollte kommen, in der Göschens typographische Leistungen den schönsten aus englischen oder französischen

Druckereien hervorgegangenen rühmend gleichgestellt wurden; Leistungen, die eine neue Ära im deutschen Buchdruck herbeiführten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er in seiner Dessauer Stellung wertvolle Erfahrungen in all den vielen verwickelten Einzelheiten der Buchdruckerkunst erwarb, wie er denn stets allem, was in dieses Gebiet einschlug, das regste, verständnisvollste Interesse entgegenbrachte. Aber obwohl sie sich als eine ausgezeichnete Vorbereitung für seine spätere Laufbahn erwies, so war doch seine Stellung an der Verlagskasse für ihn persönlich im höchsten Grade lästig und verdrießlich. Er sah bald ein, daß das System praktisch undurchführbar war. Die Leitung lag in den Händen von herzoglichen Beamten, die wenig Einsicht besaßen, und nicht dazu gebracht werden konnten, sich regelmäßig, wenn die Zeit es erforderte, zu versammeln oder nach richtigen Geschäftsgrundätzen zu handeln. Das Kapital blieb aus, wo es nötig war, und das vorhandene wurde unnützerweise aufgezehrt. In einer Reihe von Briefen an Bertuch, welche die Energie und die geistige Fassungskraft des künftigen Verlegers im voraus ahnen lassen, schildert Götschen in lebhafter Weise die fortwährenden Schwierigkeiten des Institutes mit den Autoren, die schlechte Leitung und die auseinandergehenden Meinungen, die es fast bis an den Rand des Unterganges brachten. Sein feuriger Charakter rieb sich auf und verzehrte sich in einer Stellung, wo er machtlos war, Gutes zu schaffen. So schreibt er im April 1784 in einem Briefe an Bertuch, nachdem er von einer infolge eines Briefes von Wieland berufenen Versammlung der Dessauer Aktionäre erzählt hatte, bei der Erklärungen über die Nichtzahlung von Dividenden abgegeben worden waren, wie folgt:

„Unser Absatz muß vermehrt werden, soviel ist gewiß. Aber wie? Das ist die Frage, welche ich mit Ihnen überlegen möchte. Ich kann wenig mehr thun, als rathen, denn die Seele unsrer Handlung ist in den Händen der Buchhandlung der Gelehrten.“ „Der Herr Hofrath Hermann“, fährt er

fort, „hat die Versicherung, daß ihr Debit gut ist; davon kann ich mich nicht eher überzeugen als nach der Messe. Was hülfte es aber auch, wenn ich mich nicht davon überzeugen könnte? Der Contract mit ihr ist so fest, daß er ohne Chicane nicht zerrissen werden kann. Alles was ich thun kann, ist, daß ich durch einige Versuche unsere Artikel den Buchhändlern und dem Publico bekannt zu machen suche.“ \*)

Eine Wendung in einem andern Briefe an denselben Freund gibt uns den Schlüssel zu dem Ideal, das Götschen sich für seinen Geschäftsbetrieb vorsetzte. „Können Sie durch einen Brief an alle drei Vorsteher Leben, Wärme, Ordnung, geschwinde Entschließung und freundschaftliche Handreichung hervorbringen, so ist der Verlagskasse geholfen.“ \*\*)

Aber die Forderung war zu groß, das Ideal zu hoch für eine Genossenschaft. Götschen selbst war es vorbehalten, dieses sein Ideal zu verwirklichen, nachdem er sich eine unabhängige Stellung errungen hatte. Was die „Verlagskasse“ betrifft, so konnte ihre Leitung zu einem harmonischen und wirksamen Zusammenarbeiten nicht gebracht werden, und die Tage des Institutes waren gezählt.

Um dieselbe Zeit \*\*\*) schrieb Götschen mit wachsender Unzufriedenheit an seinen „theuersten Herrn Rat“. Er setzt weitläufig die Reformen auseinander, die eingeführt werden müßten, und bricht schließlich in folgende Worte aus: „Müde der Unentschlossenheit und des Verfahrens wieder (sic) den Strich, ärgerlich über meine Lage, worin ich handeln sollte und worin ich doch platterdings nicht handeln kann: Hab ich mich entschlossen, auf Ostern eine eigene Handlung unter meinem eigenen Namen anzufangen.“

Hier finden wir das erste Anzeichen der Absicht einer eignen Geschäftsgründung, eine Absicht, die durch die Lage

\*) Handschriftlich.

\*\*\*) Der Brief ist datiert den 21. Nov. 1784.

\*\*\*) Den 15. November.

des Schwesterinstitutes, der Buchhandlung der Gelehrten, noch verstärkt wurde. Reiche, der Geschäftsführer, bemühte sich vergebens, ihm Erfolg zu sichern. Die Zahl der ihm zum Vertrieb zugewiesenen Bücher war zwar groß, aber es stellte sich doch bald heraus, daß die idealen Statuten nicht innegehalten werden konnten. Ohne Kredit weigerten sich die kleineren Buchhändler, seine Bücher anzunehmen. Außerdem machte die zentrale Lage Leipzigs, sowie die dortigen Messen große Geschäftsfilialen in dieser Stadt notwendig, wodurch wieder die Oberaufsicht schwierig wurde, und Ärgerlichkeiten aller Art entstanden. Eine Veränderung nach der andern wurde in dem System der Geschäftsleitung gemacht; eine jede zielte darauf ab, sich den bisherigen Gebräuchen des Buchhandels wieder näher anzuschließen, und Reiche, der als der Vorkämpfer und Vertreter der Autoren angefangen hatte, fand sich schließlich genötigt, selbst wieder für den buchhändlerischen Brauch einzutreten gegen die unzulässigen Ansprüche jener. Endlich legte auch er, entmutigt und verdrießlich seine Stellung nieder, ein Vorgehen, das eigentlich den Zusammenbruch des Institutes in sich schloß. Er wandte sich an Götschen, um ihn zur Übernahme des Geschäftes zu veranlassen, ein Schritt, der geeignet war, die Pläne des letzteren wesentlich zu fördern, da die Agentur der Verlagskasse in der Übertragung einbegriffen war, und ihm so Verbindungen zum Verkauf ihrer Artikel von Anfang an zur Verfügung gestellt wurden.

Während aber Götschen bereit war, den Kommissionsbetrieb zu übernehmen, falls seine Direktoren einwilligten, war er zugleich entschlossen, nicht mit einem Institut zu konkurrieren, dessen „Brot er gegessen hatte“.

„Nie soll die Vereinskasse sagen“, schreibt er an Bertuch, „daß ich das geringste von dem, was ich in ihren Diensten gesehen habe, benutzen werde. Will sie mir ihr Vertrauen schenken, so will ich ihr durch Rath und That nach bester Einsicht nützlich seyn. Wäre ich hier geblieben, so hätte ich ge-

arbeitet ohne Nutzen zu schaffen; hätte mich's sauer werden lassen, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, hätte Betriebsamkeit geliebet und geübt und wäre entweder für einen trägen Hund oder für einen dummen Kopf gehalten. Dieses kann ich nicht tragen."

Lange Verhandlungen folgten, sowohl mit der Verlagskasse wie mit der „Buchhandlung“. Schließlich wurde die Verbindung zwischen beiden gelöst, und es wurde abgemacht, daß Götschen das ganze Geschäft der „Buchhandlung“ übernehmen sollte, seine Schulden einzufassen, seine Vorräte übernehmen und dazu die Kundschaft derjenigen Schriftsteller, welche sich dieses Institutes bedient hatten. Er scheint im Gefühl der eigenen Fähigkeit Feuer und Flamme bei der Sache gewesen zu sein. Fühlte er doch, daß der Wendepunkt seines Lebens gekommen sei.

Am 1. Februar 1785 erließ er aus Leipzig ein Zirkular an den Buchhandel, in welchem er ankündigte, daß er die Kommission der Buchhandlung der Gelehrten übernommen habe und nach und nach ein eigenes Geschäft begründen werde.\*) Trotz dieses Zirkulars jedoch war ihm sein Weg durchaus nicht klar. Eine ernste Schwierigkeit erhob sich infolge eines Mißverständnisses mit Reiche. Dieser nämlich machte plötzlich die Entdeckung, nachdem man sich über alle Punkte geeinigt hatte und ein Kontrakt unterzeichnet worden war, daß dies Übereinkommen seinen Verpflichtungen den Autoren gegenüber zuwiderlaufe.

Götschen, der die fehlerhafte, den Geschäftsbetrieb hindernde Leitung der „Buchhandlung“ an den Pranger gestellt hatte, war entschlossen, sich zu einer Fortführung derselben auf gleicher Basis nicht zu verstehen. Reiche selbst legte seine Stelle nieder, weil die Zustände unter denen er gearbeitet hatte, unhaltbar geworden waren, und nun sollte Götschen

\*) Abgedruckt im Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels II, 69.

gebunden werden, sie weiter gelten zu lassen! Über diese Zumutung und im Glauben von Reiche hintergangen zu sein, geriet er in den heftigsten Zorn. In einem Briefe an einen andern Freund, Zacharias Becker, sparte er seine Worte nicht.

„Können Sie sich's vorstellen“, schreibt er\*), „Reiche und ich, wir sind wieder auseinander, und zwar durch einen — bey Gott es wird einem sauer, wenn man die Menschen schonen und ihr Verfahren nicht mit dem rechten Namen belegen will. . . . Ich hätte den Mann verklagen können; allein ich mag mich der Chifane nicht aussetzen. Lieber heb ich den ganzen Contract auf.“ „So bin ich denn nun angeführt,“ fährt er fort, „der Verlagskasse hab ich aufgesagt, in der Welt hab ich mich als Buchhändler genannt. Nun muß ich anfangen, ich mag wollen oder nicht. Bei dem Commissionshandel der Buchhandlung konnte ich mich sachte in die Höhe haspeln, wenn ich nur, dann und wann, ein gutes Büchelchen druckte. Jetzt muß ich nun mehr wagen. Gott wird helfen. Gott bewahre Sie vor bösen Menschen. Es ist grausam kalt, und die Finger wollen die Feder nicht mehr halten. Aber mein Blut ist auch kalt. Erfahrungen von der Art können den Menschen zusammenschütteln mit Siebergewalt. . .“

Dem Tone dieses Briefes nach möchte man zweifeln, ob Göschens Blut wirklich so kalt war, wie er seinen Freund versicherte. Er zeugt vielmehr von einem heftigen Ungestüm, den wir oft in seinen schriftlichen Ergüssen wiederfinden, wenn er weder ein noch aus wußte.

So war denn der Würfel gefallen. Göschens verließ Dessau endgültig im April, und zog aus, sich eine unabhängige Stelle unter den vielen berühmten Verlegern zu erwerben, die Leipzig bereits zählte; ohne eignes Kapital, aber im Besiße vieler Freunde, beträchtlicher Erfahrung, klaren

\*) Handschriftlich.

Verstandes und eines unbegrenzten Enthusiasmus für seinen Beruf. \*)

Die Verlagskasse überlebte seinen Fortgang nicht lange. In ein paar Jahren machte sie Konkurs, und die Großen in Weimar verloren ihr Geld. Auch die Buchhandlung nahm ein Ende. In ihre Verbindungen trat zum Teil Götschen ein. Andre Schriftsteller, die für sie geschrieben hatten, erschienen auf den Katalogen anderer Verleger. Das System der Genossenschaft war wieder einmal fehlgeschlagen. Die Buchhändler von Beruf hatten die Laien besiegt; der einzelne hatte über die Aktionäre triumphiert, und ein armer Angestellter sollte Erfolg haben, wo die Vereinigung von Autoren und Kapitalisten nur einen Mißerfolg zu verzeichnen hatte.

Nun aber müssen wir die Genossenschaftsbewegung verlassen und den Lebensschicksalen des einzelnen Menschen folgen. In unserem Falle war dieser einzelne kein Kapitalist. Und doch war Kapital unerlässlich. Die Frage erhob sich: Wie konnte man sich dasselbe verschaffen?

---

\*) Ein anderer Plan hatte um diese Zeit Götschens Gedanken in gewissem Grade in Anspruch genommen. Der Kurfürst von Mainz, ein warmer Beförderer der Literatur, scheint nämlich die Begründung eines Verlages und einer Druckerei in der Universitätsstadt Mainz geplant zu haben. Er selber wollte sechs- bis zehntausend Taler vorschießen, und Götschen sollte das Geschäft entweder auf Rechnung der Regierung gegen ein festes Gehalt, aber mit den weitgehendsten Vollmachten — ein Punkt, den dieser mit dem äußersten Eifer verfolgte — oder auf eigne Rechnung führen unter gewissen Bedingungen, indem er dem Kurfürsten eine bestimmte Summe zahlte. Aus der Sache wurde aber nichts.

### Drittes Kapitel.

## Götschen als Verleger. — Ankunft Schillers. Geschäftliches und Romantisches.

1785.

Es war Götschens Freund Körner, der sich ihm als Retter in der Not erwies, indem er ihm die Summe vorschob, die jener für unerläßlich hielt, um ein eignes Geschäft anzufangen. Die beiden Männer hatten sich, schon als Götschen noch in der Verlagskasse beschäftigt war, zu einem gemeinsamen Verlagsunternehmen geeinigt, und hatten eine Ausgabe der Bibel geplant. Was der Ursprung und die genauen Einzelheiten dieses Planes waren, darüber habe ich keine Kenntnis, aber Anspielungen darauf finden sich in vielen Briefen. Als Götschen sich entschlossen hatte, einen unabhängigen Verlag zu gründen, legte ihm dieser gemeinsame damalige Plan, sowie seine Kenntnis der Körnerschen Gesinnung im allgemeinen die Idee nahe, sein Freund möchte sich ganz und gar mit ihm verbinden. So schrieb er an Becker\*): „Die Bibel muß nun mit Eifer betrieben werden. Heute hab ich an Körner geschrieben und ihn gefragt, ob er nun gänzlich mit mir in Compagnie gehen will?“

Körners Vater war zu Anfang dieses Jahres gestorben, und sein Sohn hatte ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt. Als ein eifriger Freund der Literatur kam er zu der Überzeugung, daß er einen Teil seines Geldes auf keine andre Weise zu seiner größeren Befriedigung verwenden könne

\*) Im März 1785. Handschriftlich. Rudolf Zacharias Becker wurde 1751 zu Erfurt geboren. Er war Redakteur in Gotha.





Fr. G. S.

Leipzig

*Ch. G. Körner.*



als für die Sache der Literatur, und dadurch, daß er einen so enthusiastischen und fähigen Kenner des Buchhandels wie seinen Freund Götschen in den Stand setzte, ein eignes Geschäft anzufangen, in welchem er ebenfalls einen Anteil hätte, zugleich mit der Gelegenheit, die Geschäftsgrundsätze sowie die Wahl der zu veröffentlichenden Bücher zu beeinflussen. Er ging deshalb mit der größten Bereitwilligkeit auf Götschens Vorschlag ein. „Ich eile“, schrieb er am 26. Februar 1785, „mit der ersten Post auf Ihren Brief, den ich gestern erhalten hatte, zu antworten. Die 2000 Thaler voll zu machen, habe ich kein Bedenken, nur kann ich jetzt gleich nur über 500 Thaler disponieren.“ Und ein paar Tage später\*): „Wenn Sie mit 3000 Thaler eine Handlung anfangen können, so bin ich Ihr Mann. Mehr kann ich jetzt nicht gewiß versprechen, . . . doch wenn sich uns eine Unternehmung darbietet, die mehr Geld erfordert, so wird auch zu mehrerem Rath werden.“

Diese dreitausend Taler bildeten die finanzielle Grundlage der jungen Firma! Der Leser sollte diese Tatsache nicht vergessen, wenn er, wie jeder Leser, in den Kontroversen Partei nimmt, welche zwischen Verleger und Autor fast unvermeidlich sind, und von denen eine jede Literaturgeschichte zu allen Zeiten zu berichten weiß. In der außerordentlich ausgebreiteten Korrespondenz zwischen meinem Großvater und zahllosen Autoren von größerer oder geringerer Berühmtheit, die ich unter Händen gehabt habe, fand sich keine einzige, ernsthafte Klage über seine „Knickerei“ Geschäftsfreunden gegenüber; ein Umstand, das einzig in seiner Art dasteht, wenn man den großen Unterschied zwischen des Schriftstellers eigener Beurteilung seiner Schriften und der des Publikums in Betracht zieht. Dagegen kamen fortwährend Fälle vor, wo der Verleger sich gezwungen sah, ein Geschäft abzulehnen, Vorschüsse zu versagen und selbst Freunde zu beleidigen durch Nichtannahme ihrer angebotenen Schriften. So weit die frühere Zeit seiner Laufbahn in Betracht kommt,

\*) Den 3. März.

muß man nicht vergessen, daß er ausgesprochenerweise ein mittelloser Mann war, der nur über geborgtes Kapital verfügte. Auf der Höhe seines Lebens war er allerdings wohlhabend; aber er erwarb zu keiner Zeit, was man, selbst damals, Reichtümer hätte nennen können. Es wäre wunderbar, wenn der Leser dem sich abarbeitenden und bedrängten Verleger nicht hie und da seine Teilnahme ein wenig wollte angedeihen lassen, nachdem er im Laufe der Biographie einen Blick hinter die Kulissen getan hat und Zeuge gewesen ist der Sorgen, mit denen ein Anfänger mit mehr Ehrgeiz und Unternehmungslust als Geld und Kredit zu kämpfen hat, und zwar nicht bloß infolge der Saumseligkeit der Drucker, der Unzuverlässigkeit der Papierfabrikanten und der Ungenauigkeit der Korrektoren, sondern infolge der ungeschäftsmäßigen Gewohnheiten, der Launen und immer neuen Bedürfnisse der Autoren selbst.

Es war Körners dringender Wunsch, daß sein Verhältnis zu Götschen geheim gehalten würde, da er keine Sorgen in seiner Familie wachrufen wollte, der es bekannt war, daß er selber noch Schulden abzutragen hatte und keinen Überschuß an baren Mitteln besaß. Aber er ermutigte Götschen mit trostreichen Worten. „Sehn Sie getrost“, schreibt er am 3. März 1785, „und rechnen Sie in jedem Falle auf meine Freundschaft.“ Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb er über eine literarische Arbeit und fügte hinzu: „Sie werden sich wundern von mir noch kein Manuscript gesehen zu haben.“ Wenn der junge Verleger eine Verwunderung derart spürte, so war es ein Gefühl, das sehr bald der Erfahrung wich, denn der begabte Körner erwies sich als einer der lässigsten Autoren, die je gelebt haben, obschon immer voll von ausgezeichneten Plänen und Absichten.

Während auf diese Weise Körners freundliche Briefe Götschen die Sorgenlast abnahmen, mit der er sein neues gewagtes Unternehmen ins Werk setzte, so konnte er auch in anderer Beziehung auf günstige Umstände rechnen. Nicht nur

befah er einen Kern von talentvollen, obgleich jungen Schriftstellern an den Freunden, die er in Leipzig bereits gemacht hatte, sondern auch in Dessau war sein Bekanntenkreis unter den Autoren und Männern der Feder gewachsen, und er hatte einige Verbindungen anknüpfen können.

Die Bedingungen nämlich, unter denen Autoren mit der „Verlagskasse“ zu verhandeln aufgefordert wurden, waren so eigentümlich, daß einige von ihnen den gewöhnlicheren Weg vorzogen. So konnte Götschen, während er noch in seiner Dessauer Stellung war, auf eigene Rechnung einige Geschäfte abschließen. Auspielungen hierauf und Angebote, die man ihm persönlich machte, finden sich in verschiedenen Briefen. Unter andern bot ihm ein Dichter und Schauspielschreiber, der sich Anton Wall nannte, eigentlich aber Henne\*) hieß, einige dramatische Sachen in einem langatmigen, aber interessanten Briefe an (1783). Dief, der bekannte Verleger in Berlin, hatte zwar schon Bücher für ihn verlegt, aber Götschen scheint, wahrscheinlich durch sein einnehmendes Wesen, das ihm später bei berühmteren Autoren so förderlich war, seine Zuneigung gewonnen zu haben. Die Schwierigkeit in dem Anerbieten Walls lag darin, daß er eines sofortigen Vorschusses von 200 Talern bedurfte. Wie konnte er dies von dem schlecht bezahlten Götschen verlangen? Dief hätte ihm, wie der Schreiber des Briefes auseinandersetzt, „auf zwey Bändchen Bagatellen, von denen er noch keine Zeile gesehen hatte, fast das ganze Honorarium vorgeschossen“, aber dies könne er weder Götschen, der ihn noch nicht genau kenne, noch der „Verlagskasse“ zumuten, deren Administratoren ihn mit vielem Recht für halb wahnsinnig halten würden, wenn er einer solchen Forderung Gehör schenke. Dann stellt der Autor seine Bedingungen: nämlich drei Louisd'or den Bogen. Dies erscheint im Vergleich mit den Honoraren der großen Dichter der damaligen Zeit außerordentlich viel, denn Wall war ein

\*) Christian Leberecht Henne (Anton Wall) 1751—1821. Seine Lustspiele sind nicht übel.

Theaterschreiber ohne große Bedeutung, und sein Name fehlt in den meisten Literaturgeschichten. Am Schluß seines Briefes ladet der Verfasser den Geschäftsmann zum Abendessen ein, um die Bedingungen des Verlages zu verabreden. „Ein armes, ländliches Abendessen von ein paar Ethern und einem Sallat, ein Krug ehrliches Bier und ein freundliches Wirthsgesicht stehen Ihnen zu Diensten“, schreibt er und ruft dann, augenscheinlich selbst überrascht durch den Gegensatz zwischen seinen freundlichen Ergüssen und der langen Reihe von gestellten Bedingungen, aus: „Glauben Sie mir, in den zehn Artikeln, die ich Ihnen vorgelegt habe, redet Heyne mehr als Anton Wall; der Juriste mehr als der Dichter.“

Ob das Abendessen je stattfand, und ob das Geschäft abgeschlossen wurde, vermag ich nicht zu sagen; ich glaube aber kaum.

Eine wertvollere Verbindung, welche Götschen der Verlagskasse dankte, war die mit J. W. von Archenholz.\*) Das Vorleben dieses Mannes war allerdings etwas fraglich. Er war ein tollkühner Hauptmann in der preussischen Armee gewesen, dann aber wegen seiner Spielwut kassiert worden. Darauf hatte er sechzehn Jahre eines abenteuerlichen Lebens damit zugebracht, fast alle Teile Europas zu durchreisen. Endlich hatte er sich, ernüchtert durch einen Sturz vom Pferde, wobei er das Bein brach, ganz der Literatur gewidmet. Obgleich ohne große Gelehrsamkeit, wußte er doch seine Weltkenntnis, seine Beobachtungsgabe und die Lebendigkeit seines Stils so gut anzuwenden, daß er innerhalb weniger Jahre eine angesehene Stellung gewann und viel größeren Einfluß in der schriftstellerischen Welt ausübte, als ein Mann von seiner Erziehung und von seiner Vergangenheit je bei dem damaligen Zustand der deutschen Literatur hätte erwarten dürfen. Seine Zeitschrift: die „Literatur- und Völkerkunde“ begründete seinen literarischen Ruhm, aber seinen glänzendsten Erfolg verdankte er seinem in die meisten europäischen Sprachen übersetzten Buche: „England und Italien“. Archenholz

\*) Geb. 1743 zu Langfuhr bei Danzig, † 1812.

hatte für die „Verlagskasse“ und die „Buchhandlung“ geschrieben und beiden Instituten durch seine übertriebenen Forderungen endlosen Verdruß verursacht. Götschen aber muß froh gewesen sein, diese Zeitschrift als eine seiner Veröffentlichungen auf seinem ersten Kataloge anführen zu können, trotzdem er von den genannten Widerwärtigkeiten wußte.

Huber, wie schon erwähnt, ein geniales, aber unstätes und weniger zuverlässiges Mitglied des Leipziger Kreises, hatte schon zu Anfang des Jahres 1785 mit Götschen geschäftlich korrespondiert, also noch vor dem Umzug des letzteren nach Leipzig, und hatte seine Briefe nicht an den Faktoren der Vereinskasse, sondern an den „Buchhändler“ adressiert. Er schrieb über ein „Ethelwolf“ \*) betitelttes Drama (eine freie Übersetzung aus Beaumont und Fletcher) und auch über eine Übersetzung von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit“. Beide Werke wurden von Götschen angenommen und finden sich in seinem ersten Kataloge.

So hatte denn der junge Verleger, als er im April 1785 nach Leipzig ging, bereits verschiedenes in Bereitschaft, und er versandte zur Ostermesse dieses Jahres einen eigenen Katalog, obgleich die Zeit bis dahin sehr kurz gemessen war. „Predigten“ von dem älteren Körner; die „Ephemeriden“, die Körner hätte schreiben sollen, die aber schließlich infolge seiner übergroßen Saumseligkeit von anderer Hand verfaßt wurden; Hubers „Ethelwolf“ und „Figaros Hochzeit“; ein Schulbuch, das später einen gewissen Ruf erwarb; und vor allen Dingen Archenholz' wohlbekannte Zeitschrift: dies waren die Erstlinge, mit denen Götschen auf dem Markte des Buchhandels erschien. Die meisten derselben zeigten als Verlagsort Leipzig und Dessau, als ob sie noch halb und halb zu seinem alten Aufenthaltsort und Wirkungskreis gehörten. Zu gleicher Zeit konnte er ankündigen, daß alle Werke Bertuchs, seines treuen Freundes und Beistandes, die bis dahin von

\*) „Ethelwolf“ oder „der König kein König“, Schauspiel nach Beaumont und Fletcher, Dessau und Leipzig, 1785.

der „Buchhandlung“ verlegt worden waren, auf seinen Verlag übergegangen seien. Göschens Katalog war bescheiden; aber seine Verbindungen versprachen das Beste. Ich würde jedoch vorgreifen, wollte ich auf den großen Kontrast hindeuten, der zwischen seinem Meßkatalog des nächsten Jahres und dem diesjährigen bestand. Bertuch hatte Vertrauen zu ihm, und Bertuch stand mit allen Weimarer Berühmtheiten auf freundschaftlichstem Fuße. Ehe das Jahr um war, sollten viele von diesen dem Katalog des tätigen Anfängers Glanz verleihen. Außerdem standen ihm Körner, Huber und Jünger zur Seite, ermutigten ihn und unterstützten ihn, und benutzten ihn jeder für seine eigenen Zwecke.

Unterdessen trug sich ein Ereignis zu, dessen Folgen für die literarische Welt von größtem Interesse sein sollten, und in welchem Göschens eine Rolle zu spielen bestimmt war. Schiller trat auf.

Um diese Zeit hatte der Dichter immer noch den Posten eines Theaterdichters inne mit dem bescheidenen Gehalt von dreihundert Gulden. Die „Räuber“, „Siesko“ und „Kabale und Liebe“ hatten das Licht erblickt und waren aufgeführt worden. Der Verfasser wußte sich aber in seiner finanziellen Bedrängnis nicht zu raten. Um seinen kärglichen Mitteln aufzuhelfen, hatte er eine Zeitschrift „Die rheinische Thalia“ geplant. Das erste Heft war auch erschienen, hatte aber, obwohl es den Anfang des „Don Carlos“ enthielt, des Dichters Hoffnungen nicht erfüllt. Da entdeckte er mitten in diesen niederdrückenden Geldsorgen einen Lichtstrahl, der ihm aus der fernen Stadt Leipzig zuwinkte.

Die reizende Geschichte der vier anonymen Briefe, die, wie Schiller später erfuhr, von Körner, Huber und den beiden Schwestern Dora und Minna Stod<sup>\*)</sup> herrührten, und deren

\*) Töchter des Kupferstechers Stod, des Lehrers Goethes. Minna war die Gattin Körners, Dora war als Pastelmalerin bekannt, blieb unverheiratet und lebte als treue Hausgenossin bei ihrem Schwager in Dresden. Sie starb im Jahre 1832.





*Wacker & Söcherer del.*

*Dora Stock*  
*Nach einem Portrait von Graff*  
*im Körner-Museum zu Dresden.*



Resultat Schillers Übersiedelung nach Leipzig war, ebenso wie des Dichters enthusiastische Aufnahme in den Familienkreis Körners und der beiden Mädchen braucht hier nicht wiederholt zu werden. Ich nehme den Faden da wieder auf, wo mein Großvater in der weiteren Entwicklung dieses romantischen Dramas erscheint. Während auf der einen Seite ein unwiderstehlicher Drang des Gefühls Schiller nach Leipzig zog, wo er „bessere Menschen und frischere Nahrung für seine Seele“ zu finden hoffte, so konnten doch unglücklicherweise auf der andern Seite Geschäftsangelegenheiten nicht ganz bei Seite gelassen werden. Schiller setzt dies Huber auseinander, wenn er schreibt, daß, abgesehen von dem Rufe seines Herzens, ein zweites Motiv zu seiner Leipziger Reise das sei, durch das „bestmögliche Emploi“ seiner Arbeiten seine Umstände in Ordnung zu bringen. Diese Erwägung bezog sich hauptsächlich auf seine Thalia, die er, wegen der „äußerst lästigen Brief- und Krämercommerce ganz an einen Buchhändler zu überlassen“ entschlossen war, sollte er auch einige 100 Taler dabei verlieren. Er sei so wenig zum Kaufmann wie zum Mönch geeignet. Dann fügte er hinzu, er könne Mannheim nicht verlassen, „ohne wenigstens 100 Dukaten zu verschleudern“, und es seien außer dem ersten Hefte der Thalia, das schwerlich mehr als 100 Taler „auf den ersten Anlauf abwerfen könne, keine anderen Subsidien zu erwarten“. Würde es Huber nicht möglich sein, ihm einen Vorstoß von 100 Talern von Buchhändlern oder anderen Juden zu verschaffen?

Der Dichter schließt mit den folgenden Worten: „Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft sich meine jährliche Einnahme von der Thalia auf ungefähr 800—900 Thaler nach Abzug der Unkosten. Sollte mir ein Buchhändler in Leipzig den ganzen Verlag der Thalia abnehmen, so würde ich schnell aus dem Embarras sein, aber dieses kann doch eigentlich nur durch meine persönliche Gegenwart bewirkt werden, und diese Gegenwart ist ein Unding, wenn ich nicht jene Summe erhalten kann.“

„Meine ganze Reise nach Leipzig hängt davon ab und von dieser zuverlässig auch mein künftiges Schicksal. Doch was habe ich nötig, Ihnen, mein liebster Freund, weitläufige Deklamationen vorzulegen? Sehen Sie das freimüthige Geständniß für das entscheidende Zeichen an, daß diese Sache unendlich wichtig für Ihren Freund ist . . . Schreiben Sie mir mit dem schleunigsten, liebster Freund, was Sie ausrichten können, und wie bald, denn mir ist über der Sehnsucht es zu verlassen, in Mannheim nicht anders zu Muth, als den Egyptern, da der Würgengel herumging.“\*)

Dies war das Schreiben, das Huber erhielt. Das Geschick des Dichters, dessen Genius ihn und seine Freunde so oft entzückt hatte, war in ihre Hand gelegt. Die 300 Taler mußten ohne Zögern gefunden werden. Huber, der die Geschäftsverbindungen zwischen Götschen und Körner kannte, schrieb deshalb in größter Eile an beide, aber sein Brief an meinen Großvater trägt keine Spuren der Übereilung. Vielmehr zeigt er, abgesehen von dem Eifer Schiller einen Dienst zu leisten, das sichtlich Bestreben, einem älteren Freunde keine Verlegenheiten zu bereiten, und eine klare Erkenntnis der gegenseitigen Vorteile, die beiden, dem älteren wie dem jüngeren Freunde, aus ihrer Bekanntschaft erwachsen dürften. Sein Brief ist vom 5. März 1785 datiert.

„Ich schrieb während Ihres Hierseins an Schillern“, heißt es darin, „über seine Absichten wegen der Rhein. Thalia. Vor acht Tagen antwortete er uns allen und gab uns die erfreuliche Nachricht, daß er in Mannheim alles aufgesagt hätte und in 3—4 Wochen hier zu seyn dächte. Gestern erhielt ich einen Brief an mich insbesondere, aus welchem ich Ihnen die hieher gehörigen Stellen abschreiben werde, weil damit mehr gethan ist als mit dem Wiedererzählen.“\*\*) Huber schreibt dann diese Stellen wörtlich ab mit einer diplomatischen Ausnahme. Er läßt die im Schillerbriefe vor-

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner (Goedek) I, 12.

\*\*) Original im Besitze des Verfassers.



ach. Kunst. 1784.

Minna Körner geb. Hoek  
Nach einem Gemälde von Graff  
im Körner-Museum zu Dresden.



handenen, auf die Verleger bezüglichen Worte: „oder andern Juden“ aus. In dem Briefe heißt es weiter:

„Aus dem Vorigen sehen Sie, daß er, Schiller, Willens ist seine Thalia an einen Buchhändler zu verkaufen, und daß er sie sogar ietzt schon verkaufen würde, wenn er glaubte, daß der Handel anders als durch seine persönliche Gegenwart bewirkt werden könnte. Sie sehen wie hoch er sie schätzt, und wenn auch seine Unbekanntschaft mit Handelsgeschäften Schuld ist, daß er etwas übertreibt, so kann der wirkliche Werth doch wenn er hier ist, dokumentirt und in einem Orte wie Leipzig noch erhöht werden.“

Nachdem der Schreiber dann zwei Methoden vorgeschlagen, die 300 Taler auf die „Thalia“ vorzuschießen, fährt er fort:

„Nun ist die Frage: Können Sie bei Ihren iezigten Umständen diese Summe schlechterdings entbehren? Ich weiß, daß Körner bei Ihrem Handel für eine gewisse Summe für sich selbst interessirt ist. Sollen die 300 Thaler von dieser Summe genommen werden und soll also Körner auch bei diesem Verlagsartikel mit interessirt seyn? Sie können glauben, daß ich aus Begierde, Schillern dienlich zu seyn, nicht einen älteren und mir mehr bekannten Freund in Gefahr bringen möchte; aber meinen Ideen nach ist dies hier der Fall nicht. Dieser Artikel und vielleicht andre Sachen die Schiller Ihnen zu verlegen gäbe, würden Ihr Etablissement außerordentlich heben, und diese Verhandlungen würden, so wie ich die Sache einsehe, indem Sie Schillern vollkommen hülfsen, auch für Sie nicht anders als vortheilhaft seyn können. Als Buchhändler und da Sie beide zusammen an einem Orte lebten, würden Sie ihn treiben und in Bewegung setzen können, und Sie hätten das Vorrecht auf alle Früchte seines Talentes, eine Sache, um die sich mancher hier bewerben wird, denn es sind von allen seinen Werken schon mehrere Auflagen gänzlich erschöpft worden. Schnell mus die Sache betrieben werden, denn es kommt, wie ich aus seinen Briefen weis, auf seine Ankunft hieher alles an, und er ist bei der iezigten

Lage seiner Seele, in Mannheim durchaus zu nichts nuzte. . . Ferner, da dieser Vorschlag von einem ihm unbekanntem Buchhändler ihn vielleicht könnte fürchten lassen, daß er dadurch in einen unvortheilhaften Handel verwickelt werden möchte, von dem er nicht zurückgehen dürfte (denn er scheint überhaupt nicht sehr Ursache zu haben, das Betragen der Buchhändler gegen ihn zu rühmen), so ist es gut, wenn er weis, daß Körner dabei interessirt ist, denn diesen kennt und liebt er. Körnern habe ich also gebeten, wenn er meinen Vorschlag schicklich fände . . . mir zugleich mit der nächsten Post einen Brief an Schillern mitzuschicken, von dem ich nur Gebrauch machen würde, wenn Sie derselben Meinung wären. Sie könnten, glaub ich, auch auf denselben Fall und mit denselben Konstruktionen, mir einen Brief an Schillern über diese Sache beilegen, ich würde alsdann Eure beiden Briefe fortschicken, und es wäre ein Posttag erspart.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und antworten Sie mir schleunig.

Huber."

Körner seinerseits hatte nicht so bald den besagten Brief empfangen, als er auch schon, ohne einen Tag zu verlieren, mit fast noch größerer Dringlichkeit an Götschen schrieb:

„Jetzt noch von einer Sache, die keinen Aufschub leidet. Es äussert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. Huber hat Ihnen schon davon ausführlich geschrieben. Mein Entschluß ist, ihm die 300 Thaler vorzuschießen, doch muß es das Ansehn haben, als ob es von Ihnen geschähe um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Kapital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Übernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art, wie er es verlangte, 300 Thaler zuschicken würden, gegen einen Schein, den



Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baar Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachtheiligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen.\*\*)

Die zartfühlende Art und Weise, wie sowohl Körner wie Huber die Sache Schiller vorzustellen wünschten, verdient Beachtung. Auf keinen Fall sollte ihr unbekannter Freund sich dadurch beengt fühlen.

Die 300 Taler wurden sofort an Schiller gesandt. Er schüttelte den Staub Mannheims von seinen Füßen und kam am 17. April in Leipzig an. Es war Huber, den er in einem aus dem „Blauen Engel“ datierten Briefe von seiner Ankunft benachrichtigte.

„Endlich bin ich hier“, schreibt er. „Wenige Augenblicke noch, mein Bestes und ich eile in Ihre Arme. Zerstückt und zer schlagen von meiner Reise . . . bin ich trotz meines innigsten Wunsches nicht fähig, jetzt schon bei Ihnen zu sein. Aber ich bin doch mit Euch, meine Besten, innerhalb der nämlichen Mauern. Verschweigen Sie, mir zu Lieb', unsern Mädchen, daß ich hier bin. Wir wollen erst einen kleinen Betrug miteinander verabreden.\*\*)

Aber Huber, Götschen und Jünger kamen ihm mit einer Mystifikation zuvor.\*\*\*) Die Geschichte wurde nach Schillers Tode in dem „Journal für Frauen“, einer von meinem Großvater veröffentlichten Zeitschrift, deren Mitarbeiter eigentlich lauter Frauen sein sollten, veröffentlicht, und wird ob schon in den Mund einer Dame gelegt, doch für ein Werk meines Großvaters selbst gehalten. Sie ist auch deshalb interessant, weil sie eine Beschreibung von Schillers äußerer Erscheinung enthält, wie sie sich einem intimen Freunde darstellte. Es

\*) Goedecke, Geschäftsbriefe Schillers, S. 5.

\*\*) Schillers Briefwechsel (Jonas) I, S. 240.

\*\*\*) Siehe Geschäftsbriefe Schillers.

wird uns zuerst erzählt, wie die Dame Schiller gebeten hatte, sie bei seiner Ankunft in Leipzig zu besuchen, und wie sie sich auf diesen Besuch durch das Lesen der hauptsächlichsten Szenen in den „Räubern“ und „Fiesko“ vorbereitet hatte. Einige Zeit vor der bestimmten Stunde wurde „herr Doktor Schiller“ gemeldet. Die Dame war erstaunt über den Kontrast zwischen ihrer Vorstellung von des Dichters Gestalt und Benehmen und der Wirklichkeit. „Wie? Diese gefällige, gut genährte, sich vollkommen wohlhabende Gestalt; diese lebhaften und petillanten Augen mit dem freien, sichern Blick; diesen satyrischen Zug um den Mund; diese elegante, leichte Kleidung; dieses gewandte Benehmen, dieses artige Zuorkommen, dieses leichte, neckende Wenden des Gesprächs — dieses, dieses alles hat Er? hat Schiller? So rief ich einmal über das andere, als er mich nach einem halben Stündchen verlassen hatte. Himmel, wie hast du dich einmal wieder selbst angeführt! Gefallen hat er mir, recht sehr gefallen; aber doch gar nicht auf die Art, wie er mir hätte gefallen sollen.“

Als sie noch über die Begegnung nachdachte, trat der Bediente wieder ein und meldete: „herr Schiller.“ Jetzt schien das Geheimnis auf einmal gelöst; ein Fremder hatte sich einen Scherz erlaubt, und dies war der wirkliche Schiller. Der, der jetzt eintrat, war ein völlig verschiedener Mann!

„Eine kaum mittellange, etwas untersezte, kräftige aber nicht fleischige Gestalt, große offene Augen voll Geist, ernste Miene, ziemlich fester und hastender Blick; anfänglich ein etwas kaltes, abgemessenes, aber durchaus anständiges, gebietendes Betragen; wenig Worte, aber bedeutende, etwas langsame, nachdrückliche, wohlklingende Sprache. . . Nach den ersten Höflichkeiten wendete ich das Gespräch auf Poesie und Kunst. Er ging gern und willig darauf ein, er sprach gedacht und ungemein einnehmend. Nachgerade fing er an zu kritisieren; je dunkler seine Aussprüche wurden, je heller wurden seine Augen, und so bildete ich mir wenigstens ein, ihn zu verstehen.“

Der Besucher entsprach sicherlich mehr dem Bilde, das die Dame sich entworfen. Während sie noch darüber nachdenkt, ist auch der Bediente wieder da: „Es ist noch ein Herr Schiller draußen und bittet . . .“ Herein trat ein sehr langer, hagerer Mann von starkem Knochenbau, sehr markierten Zügen, blaßgelber Gesichtsfarbe, tiefliegenden, aber durchdringenden Augen, etwas starrem, doch nicht zurückschreckendem Blick, nicht vorteilhaft gefärbtem und gehaltenem Haar, in etwas nachlässiger Kleidung, mit nicht eben beholzenem Äußeren, und alles, was er mit tiefer, fast hohler Stimme eintönig hinsagte, war: „Ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir selbst Gelegenheit gegeben haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Diesen Schiller hielt die Dame nun natürlich für eine „Mytifikation“. Ehe es aber zu einem ersten Mißverständnis zwischen ihr und ihrem Besucher kam, wurde noch einmal gemeldet, daß die zwei andern Herren Schiller Sie zu sprechen wünschten. Sie kamen, um sich wegen des Scherzes zu entschuldigen, und der Dichter erkannte in ihnen lachend seine Freunde Huber und Jünger.

So erzählt das Frauenjournal. Ich habe aber Briefe von Therese Huber\*), der Dame, die der unglückliche Huber ihrem Gatten entführte und späterhin heiratete, an meinen Großvater gefunden, worin sie ihm gegenüber die Genauigkeit dieser Geschichte anzweifelt. Götschen hatte ihr einige Nummern des betreffenden Journals gesandt und sie antwortete: „Die Nummern enthalten viel Amüsantes, aber die Anekdote von Schiller, Jünger und Huber ist sicherlich nicht wahr.“ Sie gründet ihren Zweifel darauf, daß Huber ihr die Geschichte niemals erzählt, und auf die Unvereinbarkeit dieser Geschichte mit Hubers Charakter.\*\*)

\*) Therese Huber, geb. Henne, „abgetretene Forster“, wie Goedeke sie im Briefwechsel Schillers und Körners nennt. Vgl. auch Schillers wegwerfendes Urteil über sie ebenda, II, 485.

\*\*\*) Auch Bogberger im Archiv für Literaturgeschichte VIII, 370 f. bezweifelt die Geschichte der Mytifikation Schillers.

daß sie mehr als zwanzig Jahre nach dem Ereignis schrieb. „Als ich Hubers Namen unter den beiden falschen Schillern fand“, erklärt sie, „hatte ich eine Empfindung, die ganz körperlich einem heftigen, elektrischen Schläge gleich. Nun sah ich ganz unläugbar, der Verfasser muß Huber gekannt haben, denn die von ihm entworfene Schilderung ist von einer treffenden Ähnlichkeit. Aber wie kommt es, daß mir Huber, der von allem, was Schiller anging, mit so viel Genuß und Theilnahme sprach, daß er diese Anekdote mir nie erzählte? oder vergaß ich sie seit — seit manches anders ward? und sieht das dem mißtrauisch in sich und stolzen Huber ähnlich, daß er mit einer Fremden, einer Dame, wie der Schriftsteller zu verstehen giebt, einer jungen Dame, diese Farce spielte? Denn so drollig der Einfall ist, so gutherzig er endet — ich weiß nicht in welchen Verhältnissen der Welt ich, am Platz der Dame ihn vergeben hätte. Und kann eine so gleichgültige Geschichte Erfindung sein? und erfindet man etwas so gleichgültiges so schön, so passend, mit so viel Tact, da im Innern dennoch indelicatesse ist? Einen Brief brauchen Sie mir nicht zu schreiben, aber mit nächster Gelegenheit mir — wenn Sie dürfen, den Autor nennen? Ich bitte Sie! Der meinen Freund so lebendig schildert, ist mir theuer, wer er sei.“

Wir können aus diesem Briefe auf die Wärme schließen, mit der Schiller von seinem Leipziger Freundeskreise willkommen geheissen wurde. Nur Körner, dasjenige Mitglied, das vor allen andern sein lebenslanger Freund werden sollte, ein Freund, der seinen Fleiß anspornte, seine Werke kritisierte, seiner Geldnot abhalf, während er ohne Aufhören das Feuer seines Genies schürte, war abwesend. Seine amtlichen Pflichten hielten ihn in Dresden zurück.

Einer der Biographen Schillers erzählt, er habe in Leipzig bei Huber gewohnt\*); dies kann aber nicht auf lange der

\*) Schiller hat nicht bei Huber gewohnt, sondern bei Albrecht im sog. Joachimsthal. Siehe Minor, Leben Schillers, Bd. II, Anm.

Fall gewesen sein, denn nach einigen Wochen schon suchte er sich einen stillen Sommeraufenthalt in dem etwa eine halbe Stunde von Leipzig entfernten kleinen Dorfe Gohlis, dem Beispiel anderer Leipziger Bürger folgend, die schattige Bäume, grüne Wiesen und ländliche Einfachheit in der Nähe des „Rosentals“ dem Gewühle der Stadt vorzogen. Hier theilte Schiller seine Wohnung mit meinem Großvater. \*) Dora und Minna Stodt gingen auch nach Gohlis und wohnten in einem Nachbarhause bei ihrem Stiefbruder Endner, der wie sein Stiefvater Kupferstecher war. Dünzger behauptet, Schiller habe bei diesem gewohnt\*\*), andre, daß mein Großvater dort gewohnt habe. Aber der folgende Brief meines Großvaters, der später aufgefunden wurde, beweist unwiderleglich, daß Schiller und Götschen Hausgenossen waren; es könnte beinahe scheinen, als ob der erstere so oder so sein Gast gewesen sei.

Sept. 17. 1785.

„Mein theuerster Freund,

Sie beschämen mich durch Ihre Güte. So sehr ich auch wünsche, mir solches Lob als das Ihrige von einem solchen Manne als Sie sind in Absicht meines Bestrebens Ihnen den Gohlitzer Aufenthalt angenehm zu machen zu verdienen, so sagt mir doch mein eigenes Bewußtseyn, daß ich es mir nicht zueignen kann.

Ach, Lieber, unser einem sind die Flügel noch zu beschneiden. Segnet mich der Vater alles Guten, so besuchen Sie mich nach fünf Jahren auf ähnliche Weise wieder, und Sie sollen sehen, . . .

Unterdeßsen verkenne ich den schönen Zug Ihrer Seele nicht: Toleranz der Menschen und Genügsamkeit mit dem was sie vermögen. Ich habe ihn lange an Ihnen bewundert und er hat den ersten Funken der Liebe für Sie in

\*) In dem Schillerhäuschen zu Gohlis wird noch jetzt das untere Stübchen als das Götschens gezeigt.

\*\*) Schillers Leben, 215.

meinen Herzen lebendig gemacht. Seit Sie weg sind, bin ich nicht wieder in Gohlitz gewesen, das ich sonst so liebte. Übermorgen will ich doch wieder hingehen, denn es wohnt ja doch noch eine Seele dort, die mir werth ist. Das Übrige ist fast Alles Stoppel, das die Blüthe und die schöne Frucht des Lebens verloschen (verloren?) hat, vielleicht nie gehabt hat. Behalten Sie mir dero Freundschaft, die mich in einsamer Stunde so glücklich macht, und Gott belohne Sie dafür mit der Liebe der Besten unter den Sterblichen.

Ewig Ihr

Götschen.“

Während dieses Sommeraufenthaltes in Gohlitz trafen Minna und Dora mit ihrem Stiefbruder, Huber und Jünger, die von Leipzig herauskamen, an manchem fröhlichen Abend mit Götschen und Schiller zusammen.

Folgende Beschreibung des Dichters und seines Einflusses auf seine damaligen Genossen aus der Feder Götschens ist in einem Briefe an Bertuch vom 28. Februar 1786 enthalten und wird meine Leser ohne Zweifel interessiren, da sie von einem Manne herrührt, der Schiller genau kannte, und der von ihm schrieb, ehe noch der Glorienschein seines späteren Ruhmes über seinem Haupte erglänzte.

„Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Freundschaft und Achtung eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Cirkel, im Vergleich mit den Producten seines Geistes ein großes Räthsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Critik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wie viel Hang er zum anhaltenden Denken hat! Er wußte daß Moritz ihn hämißch in der Berliner Zeitung recensirt hatte, demohngeachtet empfing er Moritz, bei seinem Hierseyn mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuorkommenheit, daß ihn Moritz, beim Weggehen,

in seine Arme schloß und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid, den Oberkonsistorialrath Körner, anjezt in Dresden, Jüngern, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Thränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fach, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken und in der Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freuden erinnern. Verzeihen Sie der Freundschaft, wenn sie zu viel geplaudert hat . . .\*)

Einige der Biographien Schillers erwähnen meinen Großvater bei der Besprechung des Gohliser Zusammenseins zuerst. Palleste schreibt von dem „lebhaften und energischen Götschen“, der zu des Dichters intimsten Freunden gehörte, und Wnchgram erzählt: „Ein gern gesehenes Mitglied dieses Kreises war Götschen der mit Körner durch Freundschaft verbunden war, ein Mann von guter Bildung und weitem Bildungstrieb. Als Buchhändler entfaltete er eine außerordentliche Betriebsamkeit, und er begrüßte die neue Beziehung zu Schiller mit großer Freude. Aber auch persönlich wurde Götschen, ein braver, feingebildeter Charakter, Schiller bald lieb, und er selbst fühlte sich wiederum zu dem Menschen Schiller mächtig hingezogen. So wurden sie Stubengenossen in Gohlis.“\*\*)

Wo aber sollten unterdessen, trotz der äußerst bescheidenen Lebensweise Schillers und seines Kreises, die Existenzmittel hergenommen werden? Dreihundert Taler waren in Mannheim verschleudert, um die Reise möglich zu machen, und das zweite Heft der „Thalia“ mit der Fortsetzung des Carlos war noch lange nicht fertig. Götschen lebte ebenfalls von der Hand zum Mund, und seine Freunde wußten, daß er von seinem spärlichen Kapital keine weiteren Vorküsse gewähren konnte. In dieser bedenklichen Lage brachte eine

\*) Abgedruckt im Archiv für Literaturgeschichte, XII, 450.

\*\*) Dr. J. Wnchgram, Schillers Leben, 1895.

Begegnung zwischen Körner und Schiller ein Übereinkommen zustande, welches den Dichter aus seinen schlimmsten Verlegenheiten riß. Die Leipzig-Gohlis-Freunde d. h. Schiller, Huber, Minna und Dora Stoß und Göschen hatten eine Zusammenkunft mit Körner auf den 1. Juli, und zwar auf einem zwischen Leipzig und Dresden gelegenen und dem Professor Ernesti gehörenden Gute verabredet. Von dieser ersten Begegnung zwischen Körner und Schiller ist keine Beschreibung auf uns gekommen. Aber beredte Nachklänge dieses für beide so merkwürdigen Tages ertönen in einem Briefe, den Schiller zwei Tage danach an seinen Freund von Gohlis aus schrieb. Aus diesem Schreiben ersieht man, daß der Dichter, der seinem Freunde früher über alles, was ihn betraf, sein Herz mit dem äußersten, brüderlichen Freimut ausgeschüttet hatte, jetzt bei ihrer Begegnung aus einem nicht unnatürlichen Zartgefühl sich enthalten hatte, seine Geldverlegenheit zu berühren. Sein Brief begann mit einer Apotheose der Freundschaft, aber man mußte den widrigen Tatsachen des Lebens ins Gesicht sehen, und so endete er mit einer langen geschäftlichen Auseinandersetzung. Schiller schrieb:

„Ich habe jetzt einige Fragen an Dich zu thun, deine Verbindung mit Göschen betreffend. Ist euer Verhältniß so, daß Du z. B. in seiner Handlung Verleger eines Buches sein kannst, woran er bloß die Commission zu besorgen hat? Mir liegt darum viel daran, dieses zu wissen, weil ich dann meine Autor Commerce ganz allein tractire und nach einer vorhergehenden Verabredung mit Dir, selbst den Verlag meiner Sachen zu übernehmen Lust hätte.“\*)

Dann legt er Körner einen andern Plan vor. Seine ersten Verleger, Schwan und Götz, hatten eine neue Ausgabe des „Fiesco“ veranstaltet, ohne dem Verfasser auch nur ein Wort davon mitzuteilen. Dies Vorgehen entband ihn in seinen Augen von allen Verbindlichkeiten gegen die Firma

\*) Schiller und Körner, Briefwechsel I, 25.



und rechtfertigte ihn, selbst Maßnahmen für eine neue Ausgabe seiner Werke zu treffen.

Er hatte keinen Zweifel an dem Erfolge eines solchen Unternehmens. Indem er noch den Grund seiner dringenden Geldverlegenheit darlegt und nachdrücklich geltend macht, daß auch Huber dringend der Hilfe bedürftig sei, erklärt er, daß, wenn Körner sich an diesem Verlage durch das Geschäft Götschens beteiligen wolle, die Sache sofort abgemacht werden könne, entweder durch die Zahlung einer baren Abschlagssumme oder durch ein bestimmtes Honorar für den Bogen.

„Dies überlasse ich ganz und gar Deiner Entscheidung. Der Umstand ist der, daß dieser Plan für Dich (oder Götschen) mehr als nicht nachtheilig, für mich aber sehr von großem Vortheil ist, denn ich bin für meine drei Stücke bisher erbärmlich bezahlt worden, und ich glaube doch, daß mir das Publikum einigen Ersatz schuldig ist. . . . Antworten Sie mir ausführlich, liebster Freund, überlege aber, daß Huber und ich nothwendig Geld brauchen. Wirßt Du mit mir über meinen Vorschlag einig, so thätetest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du mir jetzt gleich einen Theil avanciren könntest. Götschen habe ich von der Sache noch kein Wort sagen wollen . . .\*)

Körner beantwortete diesen Brief in der edelmütigsten Weise. Er las zwischen den Zeilen, daß Schiller von Geldsorgen gedrückt und beinahe überwältigt war. „Warum hast Du mir nicht grade heraus gesagt, daß Du Geld brauchtest?“ Das ist das Thema seiner Antwort. Überdies schloß er, wie bekannt, eine gewisse Geldsumme ein und machte dem Dichter das hochherzige Anerbieten ihn „auf ein Jahr aller Nahrungsorgen zu überheben“. Was die Verlagsvorschläge anbetrifft, so stimmte er mit dem Plane überein, daß Götschen die Kommission dessen, was Schiller schrieb, übernehmen und daß er, Körner, den Druck aus anderen Mitteln als den in Götschens

\*) Schiller und Körner, Briefwechsel I, 26 f

Händen befindlichen bestreiten, auch Schiller, wenn nötig, Vorschüsse machen sollte.

In einem höchst charakteristischen Briefe nahm der Dichter seines Freundes brüderliches Anerbieten in dem Geiste, in welchem es gemacht war, nicht im Gefühle der Demütigung oder falscher Scham, sondern mit grenzenlosem Vertrauen zu sich und seinem Freunde an, und mit einem prophetischem Vorgefühl, daß der Menschheit ein Dienst dadurch geschehe, daß seine großen Gaben sich frei entwickeln konnten. Aber trotz der Annahme der Körnerschen Hilfe war Schiller, lange ehe das Jahr um war, wieder in äußerster pekuniärer Bedrängnis. Im Dezember schrieb er an Götschen, er sei „erstaunlich en peine“.\*)

Was nun Schillers von Körner gebilligten Plan betraf, daß die „Thalia“ auf seine eigenen Kosten veröffentlicht werden sollte, so fiel er durch und wurde durch ein direktes Übereinkommen mit Götschen unter gewöhnlichen Verlagsbedingungen ersetzt.

Götschen zahlte Schiller immer regelmäßig und manchmal im voraus, zwei Louis d'or für den Bogen. Oft wurden Geldsummen vom Herausgeber verlangt und ihm sofort zugesandt, ehe noch das gesamte Manuskript für das laufende Heft der „Thalia“ empfangen worden war.

Die andern von Schiller in seinem langen Brief besprochenen Verlagspläne wurden um diese Zeit noch nicht und nur zum Teil erst später verwirklicht.

Durch die Übernahme der „Thalia“ trat Götschen in regelmäßigen Geschäftsverkehr mit Schiller. Der Briefwechsel zwischen beiden wurde im Tone herzlichster Freundschaft geschaft geführt, aber natürlich ohne jenen Zug idealer Schwärmerei, wie sie den Körnerschen Briefwechsel mit dem Dichter charakterisiert. Um die Beziehungen zwischen Körner, Schiller und Götschen im allgemeinen zu würdigen, muß man ihre frühere

\*) Schiller und Körner, Briefwechsel, S. 11.

Lebenserziehung nicht vergessen. Romantisch waren sie alle drei; romantisch bis zu einem Grade, den die jetzt lebende Generation kaum noch versteht; aber mein Großvater war ein romantischer Geschäftsmann, während Schiller ein romantischer Dichter, Körner ein romantischer Philosoph und Dilettant war. Götschen war zehn Jahre älter als die beiden andern, und einen großen Teil seines jetzt 35-jährigen Lebens hatte er mit der Plackerei harter Geschäftsarbeit, nicht mit revolutionärer Schriftstellerei oder anziehenden Reisen ins Ausland zugebracht. Wie er es möglich gemacht, sich seine lebendige Phantasie und den wunderbaren Zug des nach modernen Begriffen an reine Sentimentalität grenzenden Gefühls zu bewahren, ist schwer zu begreifen. Aber so verhält es sich. Wenn der Verleger, der beinahe das mittlere Lebensalter erreicht hatte, der 16 Stunden täglich arbeitete und sich kaum den notwendigsten Lebensunterhalt gönnte, in seinen unausgesetzten Anstrengungen dem aufblühenden, aber sorgenreichen Geschäfte gerecht zu werden, wenn dieser Verleger als ein Liebender vor uns hintritt, so atmen seine Briefe die Romantik eines 19-jährigen Jünglings. Sein Verhältnis zu Wieland, seinem großen literarischen Freund und Gönner, war durchdrungen von einer poetischen Gefühlsstimmung; und in der schrecklichen und traurigsten Zeit der Erniedrigung Deutschlands unter dem erdrückenden Alp napoleonischer Tyrannei geht die Gestalt des ernstesten Geschäftsmannes fast unter in dem teilnehmenden Zuschauer und dem beredten Kritiker der zeitgenössischen Ereignisse, während in seinen Briefen bald der Geist poetischer Resignation wehte, bald der einer glühenden Hoffnungsfreudigkeit. Aber dieser romantische Zug war kein Selbstbetrug, gab sich nicht Täuschungen irgendwelcher Art hin. Wenn er, wie das öfter geschah, eines Verlegers Profit dem Ehrgeiz eines Verlegers opferte, wenn er sich auf Unternehmungen einließ, die bestimmt waren, den Ruhm deutscher Typographie zu erhöhen, und danach strebte, prächtige Ausgaben herzustellen, die

alles übertrafen, was man in der Art jemals in Deutschland gesehen hatte, so tat er dies nicht in der eiteln Hoffnung, Ruhm und Nutzen miteinander zu verbinden. Er wußte, daß der letztere nur gering sein würde, aber er war damit zufrieden. Und doch besaß er alle Kenntnis und alle Fähigkeiten eines vorzüglichen und gründlichen Geschäftsmannes, und daher galt er bei seinen noch hitzigeren und noch romantischeren schriftstellernden Freunden als ein solider Mensch, der zwar mit ihnen verkehrte, aber seinen Gaben und seinem Wesen nach kaum zu ihnen gehörte.

Körner insbesondere verabscheute das „merkantilische“ Element, wo es sich auch zeigte. Er war jetzt freilich gezwungen, als ein Mann, der mit literarischen Werken handelte, auch die ihm auferlegten Verpflichtungen anzuerkennen und solche weltliche Dinge, wie Profit und Kapitalanlage, fortwährend vor Augen zu haben; aber die Idee, daß er selber die Teilhaberschaft an einem Geschäftshause mit dem Streben nach dem absolut Idealen verbinden könne, mußte von vornherein in Enttäuschung enden; wir werden im Verlauf sehen, wie die Geschäftsteilnahme Körners, die für Götschen am Beginn seiner Laufbahn als Verleger von so unschätzbarem Werte war, nach wenigen Jahren zur Zufriedenheit beider auf freundschaftlichem Wege gelöst wurde.

## Viertes Kapitel.

### Der Verlagskatalog eines Anfängers. — Erfolgreich aber überarbeitet.

1785—1786.

Viele Monate verflossen, ehe der Verleger das von Schiller versprochene Heft der „Thalia“ erhielt; aber er war unterdessen nicht müßig.

Auf Grund eines unveröffentlichten Briefes an Zacharias Becker, der mir nicht vorlag und dessen Datum ich deshalb festzustellen nicht imstande war, hat man behauptet, daß Göschen unmittelbar nach seiner Niederlassung in Leipzig eiligst auf eine „Autorenjagd“ nach Weimar gefahren und im Triumph, mit Versprechen vieler hervorragender Schriftsteller, unter andern von dem alten Wieland selbst, von Schriften für seinen Verlag beladen, zurückgekehrt sei. Wir lassen es dahingestellt, ob diese Reise nach Weimar zu der Zeit stattfand oder nicht. Soviel ist indes gewiß, daß Göschen Wieland nicht so früh persönlich sah, denn noch ein Jahr später schreibt er an Bertuch, daß der große Dichter begierig sei, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. \*) Die Tatsache, daß Göschen außerordentliche Energie befundete, wird von allen übereinstimmend bestätigt, und Bertuch sowohl wie Becker liehen ihm ihren wirksamsten Beistand.

Schon früher ist von Becker die Rede gewesen, als von einem damals bekannten Manne, der das Vertrauen Göschens genoß. Die grausame Behandlung, die er von Napoleon er-

\*) Datiert 19. April 1786.

fuhr, machten ihn zu einer historischen Persönlichkeit. \*) Anfänglich (1812) Hauslehrer in Dessau, hatte er sich im Jahre 1783 in Gotha niedergelassen, wo ihm der Hofrattitel verliehen wurde. Er ist ein „kosmopolitischer Schriftsteller für das Volk“ genannt worden und zeichnete sich vor vielen seiner berühmteren Kollegen durch unermüdlischen Eifer für Volksliteratur aus und für die Herausgabe von Büchern, die unter den Massen zu zirkulieren und ihre Wohlfahrt zu befördern bestimmt waren. Göschen und er waren intime Freunde; und es fehlte nicht viel, so wären sie durch verwandtschaftliche Bande noch enger aneinander geknüpft worden. Zwischen meinem Großvater und Sophie Becker, der Schwester, entwickelte sich ein vorübergehendes zartes Verhältnis, aber eine der beiden Parteien zog sich später, wie wir in der Folge sehen werden, zurück.

Als Göschen im Begriff stand, sich in Leipzig niederzulassen, legte ihm Becker den Plan zu einem Vademekum für Landleute vor, und der Verleger ging mit Eifer darauf ein. Der Titel des Handbuches lautete: „Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, welches lehret, wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden und sich und Andern in allerhand Nothfällen helfen könne, durch einen dem lieben Bauernstande redlich zugethanen Bürger.“ \*\*) Wenige aus meines Großvaters Firma hervorgegangene Bücher sind seltsamer. Papier, Druck und Holzschritte sind sehr gewöhnlich; es wurden aber auch die 400 Seiten, die es enthält, für den außerordentlich niedrigen Preis von nur acht Groschen verkauft. Das eigentliche Handbüchlein wird in die Mitte einer Dorfgeschichte ein-

\*) Becker wurde wegen einiger angeblich kompromittirender Artikel in Zeitungen, deren Eigentümer er war, verhaftet und 17 Monate lang auf Befehl Napoleons in Magdeburg gefangen gehalten. Endlich gelang es dem Herzog von Gotha, seine Freilassung zu bewirken (1812).

\*\*) Ein mir vorliegendes Exemplar trägt als Datum das Jahr 1788 und bezeichnet als Druckort Gotha und Leipzig.

gefügt, welche den Titel führt: „Eine lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben.“ Sie beginnt, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit zu fesseln, mit einem aufregenden, in allen seinen beinahe schauerlichen Einzelheiten geschilderten Ereignis, nämlich der Auffindung eines Skelettes in einem Grabgewölbe, das, wie sich herausstellte, der Stiefmutter des jungen Herrn von Mildheim angehörte. Sie war vorzeitig begraben worden, während sie in einer starken Ohnmacht gelegen, war dann aus ihrem Sarge herausgestiegen und wurde vorgefunden mit einem kleinen Kindchen in ihrem Schoße. Später gelangte der junge Gutsherr in den Besitz des Not- und Hilfsbüchleins, das Verhaltens- und Vorsichtsmaßregeln in allen Unglücksfällen des Lebens, unter anderm auch gegen die Beerdigung Scheintoter enthält, und die Moral ist, daß die Vorschriften eines solchen Buches eine so fürchterliche Katastrophe verhindert haben würden. Demgemäß stellte der Gutsherr es den Dorfbewohnern zur Verfügung. Dieser höchst abenteuerliche Anfang bildet die Einleitung zu einem höchst praktischen Buch, dessen einziger Zweck der ist, die Lage der Menschen auf praktischer und wirtschaftlicher Grundlage zu bessern. Da wird Rat in bezug auf jede häusliche Frage erteilt, die den Bauern interessieren dürfte, ebenso mit bezug auf seine moralischen Pflichten. Backen und Brauen, Kochen und Käsebereiten, Gartenarbeit und Landwirtschaft: alles wird gelehrt. Die sanitäre Einrichtung der Wohnungen, das sorgfältige Achten auf das Trinkwasser, Winke über Wein und Branntwein und Mittel gegen Krankheiten finden ebenfalls Aufnahme.

Dann folgen Vorschriften über die Ehe (mit einer altmodischen Abbildung von Adam und Eva), über die Erziehung der Kinder zur Tugend, über Reue auf dem Totenbett, über Ehre, Wahrheitsliebe und Gewissen: alles durch ansprechende, kleine Geschichten illustriert.

Nach einem zweiten Teile, in welchem von dem Erwerb kleiner Bauernstellen die Rede ist, werden in einem dritten

Teile noch speziellere Lehren darüber gegeben, wie Bauern sich selbst helfen können und zu benehmen haben in Notfällen, in Hungersnöten, in Kriegszeiten oder bei Streitigkeiten und Prozessen. Vorsichtsmaßregeln wider Stürme und Überschwemmungen und Feuersbrünste werden empfohlen; ja, eine ganze Feuerordnung wird abgedruckt mit einem Katechismus über die Pflichten von jung und alt in Augenblicken der Gefahr. Dazu wird die Kunst, alt zu werden, gelehrt mit einem kurzen Lebensplan für die Gesunden, Kranken und Genesenden.

Aber diese Unterrichtsstücke würden nicht vollständig sein, ohne Bezugnahme irgendwelcher Art auf den Staat. Deshalb wird am Schluß des Buches die Geschichte des Dorfes wieder aufgenommen. Der junge Gutsherr ist auf seinen Reisen nach Berlin gekommen und hat Friedrich den Großen gesehen, den er nun den Dorfbewohnern als den einzigen, den unerschrockensten und größten Bauernfreund unter allen Königen preist.

Das war in breiten Umrissen der Inhalt des Beckerschen Buches. Der riesige Absatz, den es hatte, bezeugt seine Volkstümlichkeit. Schiller schreibt zwar dieses Resultat der Energie derer zu, die den Betrieb des Buches in Händen hatten, aber sein Erfolg gründete sich auf tieferliegende Ursachen. Die hier gegebenen Ratschläge nämlich, so schlicht sie waren, nahmen in vielen Beziehungen große soziale Reformen vorweg und enthielten ein Fortschrittsprogramm, von dem einige Forderungen noch jetzt unerfüllt sind.

Götschens Freunde zollten der Verlagsidee ihre volle Anerkennung, als der Plan des Buches ihnen vorgelegt wurde. Schiller schrieb, das Projekt habe seinen wärmsten Beifall, und er versprach „Pränumeranten nachzuweisen“\*), während Götschen, wie wir sehen werden, den Plan als einen der drei bezeichnede, die seinem Herzen am nächsten lagen. Subskrip-

\*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 9.



tionslisten wurden eröffnet, und der Verleger unternahm den Druck von 30000 Exemplaren, eine für die damalige Zeit ungeheure Auflage. Aber dies war noch nichts im Vergleich mit der späteren Verbreitung des Buches. Becker selbst stellte in einem Briefe aus dem Jahre 1811 fest, daß eine Million Exemplare ausgegeben seien, und daß das Buch unter andern auch ins Ungarische übersetzt worden sei. \*)

Obgleich nun das Erscheinen des Hilfsbüchleins sich um beinahe zwei Jahre verzögerte, so war es trotzdem keine Kleinigkeit, die 30000 Exemplare fertig zu stellen,

In einem Briefe Göschens an Wieland aus dem Jahre 1788, in welchem der erstere wegen einer Gesamtausgabe der Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers Vorschläge macht, heißt es:

„Bedenken Sie, daß ich ein fast ebenso großes Unternehmen mit dem Noth- und Hilfsbuch ausführte, daß ich 20 Bogen und eine Auflage von 30 000 in sechs Druckereyen wagte, daß ich es glücklich ausführte und dem Beckern, auf seine Bitte, den ganzen Nutzen der folgenden Auflagen überließ. Das that ich zu einer Zeit, da ich noch nicht vier gute Groschen eigenes Vermögen und nur 4000 Subscribenten hatte.“ \*\*)

Ein anderer Autor von Bedeutung, den sich Göschke im Laufe des Sommers sicherte, war Dr. Gottlieb Hufeland, Professor der Rechte in Jena \*\*\*) und im Verein mit Professor Schütz Herausgeber der „Allgemeinen Litteraturzeitung“.

Hufelands Verbindung mit einem so einflußreichen Organ würde schon an und für sich wertvoll für einen Verleger gewesen sein, aber auch als Autor erschien sein geschätzter Name auf Göschens Katalog. Das Werk, das er jetzt veröffentlichte, war eine Abhandlung über das natürliche Recht.

\*) Gödecke hält 30000 für einen Druckfehler statt 3000. Aber die Zahl ist vollkommen richtig.

\*\*) Handschriftlich.

\*\*\*) Gottlieb H. Hufeland, geb. zu Danzig 1760, wurde Professor der Rechte in Jena und Würzburg. Er starb 1817 in Halle a. S.

Etwas später hätte Göschen sich die Leipziger Agentur der „Litteraturzeitung“ selbst sichern können. Sie wurde ihm durch Bertuch, der stets darauf bedacht war, seinem Freunde zu dienen, angeboten. Aber Göschen hatte so viel auf Händen, als er übersehen konnte, und es lag ihm besonders viel daran, nicht durch neuere, kleinere Unternehmungen seine Kräfte zu zersplittern. Denn eigentlich tat er die ganze Arbeit der Firma selbst. Als Antwort auf Bertuchs Anerbieten schrieb er:

„Ich handle nicht mit Sortiment, mein theuerster Herr und Freund, folglich ist es mir unmöglich, die Kommission für die Litteraturzeitung zu übernehmen. Überhaupt mag ich auch nicht zu viel übernehmen, um mich nicht in Unordnung zu stürzen.

„Mein eigener Verlag und die Besorgung der Geschäfte der Akademischen Buchhandlung in Strasburg, der Merkur usw. werden mich (sic) Beschäftigung genug geben. Für Gehülfen verdien ich noch nicht genug, folglich muß mein eigener Kopf, meine eigene Hand und die Hülfe zweyer Zöglinge zum Buchhandel alles bestreiten.“\*)

Die Anspielung auf den „Merkur“ bringt uns zu einem andern wichtigen Schritt Göschens in seiner buchhändlerischen Laufbahn. Der Vertrieb dieser bekannten Weimarer Zeitschrift war ihm durch den unermüdblichen Bertuch überwiesen worden. Niemand konnte diesen an Vielseitigkeit seiner Verbindungen übertreffen. Wir haben ihn bereits als einen der Hauptaktionäre der Dessauer Verlagskasse und als Miteigentümer der Jenenser „Litteraturzeitung“ angeführt. In Weimar war er Miteigentümer und Mitherausgeber des „Teutschen Merkur“, zusammen mit dem alten Wieland. Er nahm ein lebhaftes Interesse an der Zeichenakademie in derselben Stadt und entwarf und publizierte im Verein mit Kraus\*\*), der an

\*) Nov. 23. 1785. Handschriftlich.

\*\*) Kraus, Georg Melchior, 1737—1806. Über ihn siehe „Dichtung und Wahrheit“, Buch XX.

ihrer Spitze stand, ein Modejournal. Er plante eine „Bibliothek für alle Nationen“, eine wertvolle Sammlung von Märchen in vortrefflichen Übersetzungen, für die er eine Vorrede schrieb. Später begründete er ein geographisches Institut und korrespondierte mit Götschen betreffs der Errichtung einer Buchdruckerei. Endlich wurde er, noch nicht zufrieden mit allen diesen Unternehmungen, der Gründer eines nicht unbedeutenden Verlagsgeschäftes.

Schiller war ihm nicht besonders gewogen. Er beschreibt ihn als einen Mann mit „merkantilischer Seele“, und es war richtig, daß seine Tätigkeit sich stets in dem Jagen nach neuen Unternehmungen äußerte. Seine ruhelose, praktische Veranlagung, die sich auf literarischem Gebiet zu betätigen strebte und Pläne für die intellektuelle und künstlerische Fortbildung mit steter Beachtung des pekuniären Vorteils verband, widerstrebte Schillers und Körners idealeren Gesinnungen. Sie nahmen meines Großvaters intimen Verkehr mit ihm übel auf. Aber für den Verleger waren Bertuchs Dienste unschätzbar, und die Vereinigung von Eifer und Enthusiasmus, an dem es ihm nicht fehlte, mit praktischer Geschäftsbegabung, machte ihn zu einem schätzenswerten Verbündeten.

Wie Körner Götschen zuerst mit Geldmitteln unterstützte und ihm dann gemeinsam mit Huber Schiller zuführte, so war es Bertuch, der ihm äußerst werthvolle Verbindungen in Weimar eröffnete und ihn mit Wieland und später, wie wir sehen werden, mit Goethe bekannt machte.

Daß er den Vertrieb des „Merkur“ Götschens Händen anvertraute, war kein geringer Dienst. Zu jener Zeit war die Zeitschrift eine gemeinsame Unternehmung von ihm und Wieland; letzterer war ihr geistiger Urheber, während der erstere das nötige Kapital hergab und den geschäftlichen Teil überwachte.

Sie wurde an keinen bestimmten Verleger verkauft, sondern wurde lediglich zugunsten der Eigentümer vertrieben. Dieser Vertrieb an die Buchhändler wurde Götschen übertragen,

während eine Anzahl Subskribenten ihre Exemplare direkt durch die Post erhielten, wie das damals sehr üblich war. Der „Merkur“ sollte im Meßkataloge unter Göschens Firma eingetragen werden, und es wurde ferner abgemacht, daß dieser sich alle mögliche Mühe zu geben habe, die Zirkulation zu steigern, und deshalb von Zeit zu Zeit den Herausgebern seine Meinung und seine Vorschläge übermitteln solle. Diesen Teil des Kontraktes erfüllte Göschen sofort, denn die Tinte, womit derselbe geschrieben, war kaum trocken, als er auch schon, als ein offenerherziger Freund, sehr unangenehme kritische Urtheile über die Zeitschrift an Bertuch entsandte. \*)

„Sie müssen mirs verzeihen“, schreibt er, „daß ich Ihnen offenerherzig schreibe, was ich von nun an vom Merkur höre. Man urtheilt hier — ob falsch oder richtig, weis ich nicht — daß er zu wenig Interesse für das Allgemeine habe. Die pindarischen Oden, sagt man, sind nicht glücklich für den Merkur; der Aufsatz, im September über einen italiänischen Dichter sey sehr unbedeutend. Damen, Männer von Welt, etc. sind Leser des Merkurs, nicht blos Gelehrte allein, für die ersten ist zu wenig darin. So urtheilte ein Mann, der nicht wußte, daß ich bey dem Merkur interessirt sey und ich schrieb mir's hinter's Ohr um es Ihnen mitzutheilen. Glauben Sie nicht, daß ich theil daran habe. Es machte diese Klage, eben so wenig Eindruck auf mich, als die Urtheile und Klagen der Venediger Zettel auf die beyden Löwen, in die sie geworffen werden.“

Später fügt er dann noch hinzu: „Es ist schändlich, wie wenig Reizbarkeit das deutsche Publikum hat. 20 lesen und einer kauft. Man ist zufrieden wenn man nur die Sachen nach zwei Monaten erhält und die 3 Pf. ersparen kann. Archonholz L. und V. Kunde wird allenthalben gelesen und ich setze nunmehr 400 ab.“

Durch den Erwerb des „Merkur“ hatte Göschen die Zahl der Zeitschriften in seinem Vertriebe bis auf vier erhöht.

\*) d. 23. Nov. 1785.

Schillers „Thalia“ und Archenholz' „Zeitschrift“ waren schon in seinen Händen; daneben erwähnt der Meßkatalog von 1785 noch das von ihm verlegte und von Professor Engel\*) in Berlin redigierte „Magazin der Philosophie“. Besonders wichtig aber war ihm der „Merkur“, denn er enthielt Kritiken über alle neuen Erscheinungen, und der Einfluß, den er auf diese Weise über ein solches kritisches Organ auszuüben vermochte, förderte nicht nur den Verkauf der in seinem Verlag erschienenen Bücher, sondern setzte ihn auch in den Stand, die Dienste, die seinen Autoren anderwärts geleistet wurden, reichlich zu lohnen.

So schickte Götschen im Januar 1786 ein Verzeichnis der Verlagsartikel der Straßburger Akademischen Buchhandlung und seiner eigenen an Bertuch für den „Merkur“ und schrieb dazu:

Lorenz Lesebuch\*\*) sei ein wirklich gutes Buch und habe viel Geld gekostet. Er wäre seinem Freunde Dank schuldig, wenn er es dem „Götterboten“ wie auch Herrn Schütz\*\*\*) empfehlen wolle für die „Litteraturzeitung“, mit der Bitte, es so früh wie möglich anzuzeigen. Dafür werde er eine Ankündigung seiner „Modezeitung“ im zweiten Hefte der „Thalia“ finden, in den „Ephemeriden“ und in Archenholz' „Völkerkunde“.

Während sich auf diese Weise Götschens Handelsverbindungen in gedeihlicher Weise entwickelten, und sein Geschäft sich ausdehnte, war es auf der andern Seite nicht zu verwundern, daß sich dem ehrgeizigen und unternehmenden Anfänger Schwierigkeiten entgegenstellten. Der folgende Briefauszug gibt uns einen Einblick in seine Lage, wie er sie

\*) Joh. Jacob Engel, 1741—1802, Professor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. Belletristisch tätig.

\*\*) Ein von Götschen verlegtes „Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker“.

\*\*\*) Chr. Gottlieb Schütz (1747—1832) war zuerst in Jena, dann in Halle Professor der Poesie. Er redigierte gemeinsam mit Bertuch, Wieland und Haseland die „Litteraturzeitung“, eine der vorzüglichsten Vorkämpferinnen des Rationalismus.

seinem Freunde Bertuch beschreibt. „Meine Sachen gehen nun zum Anfang gut genug“, teilt er diesem mit. „Ich muß suchen nach und nach weiter zu kommen. Wenn ich nur erst einige Jahre auf dem Rücken habe, so hoff ich, ein ganz hübsches Ding von Handlung zu besitzen. Reich werd ich nie werden, dazu hab ich zu wenig Eigennuß. Wenn ich nur erst Herr über ein Sechs Tausend Thalerchen bin, so soll es wohl gehen. Sorge und Mühe von Innen, Neid und Mißgunst und Verachtung von Außen, das ist so das Schicksal aller Anfänger. Wohl mir, ich hab es mit in meinen Taktül gebracht und bin also darauf gefaßt. Am Ende soll doch Alles gut werden, wenn sich nur einmal ein Mann von Ansehen entschließt und etwas aus Liebe für einen jungen Mann thut, der sich durcharbeiten will. Ich mag nichts geschenkt haben; nur ein Verlagsbuch, daß (!) einer Handlung Ansehen giebt und ich bezahle es mit eben der Großmuth als unser Chef Reich . . .“\*)

Immer wieder Reich! Dieser berühmte Verleger wurde Götschen immer von seinen Geschäftsfreunden vorgehalten, um seinen Wetteifer anzuspornen. Und zwar nicht ohne Erfolg. Was Götschens Wunsch betrifft, ein Buch verlegen zu können, das seiner Handlung „Ansehen“ verliehe, so wurde er noch innerhalb Jahresfrist erfüllt.

Aber der in diesen Anfangsjahren bedrohliche Kampf des jungen Verlegers mit der Eifersucht von Konkurrenten und mit finanziellen Schwierigkeiten vermochte nicht, ihn von einem Gebiet fern zu halten, auf dem er mit weiteren Gegnern in der Gestalt von Behörden, die eine despotische Zensur ausübten, in Kollision zu geraten riskierte. Mit gewohnter Energie und gewohntem Enthusiasmus schreckte er nicht davor zurück, die Leipziger Behörden beim Barte zu nehmen. Der folgende Brief von Zacharias Becker bezieht sich auf ein theologisches Buch, dessen Verlag Götschen übernommen hatte.

\*) 1785, wahrscheinlich im Sommer.

„Mein lieber Götschen!“

„Ich breche jetzt mitten in meiner Lektüre der Untersuchungen über das Alte Testament ab; weil ichs der Mühe werth achte, Ihnen ein Wort darüber zu sagen, ehe die Post abgeht.

Ich finde, daß dieses Werk ein Meisterstück ist, so weit ich's bis jetzt gelesen habe. Ich werde es so recensiren, daß die höchste Neugierde darauf erregt wird: Aber ich bitte Sie um Ihrer leiblichen Wohlfahrt willen, sorgen Sie, daß der ganze Verlag an die Buchhandlungen ausgeheilt und womöglich die Pakete schon ausser Leipzig sind, ehe es bekannt wird. Sie riskiren Arrest u. s. w. wenn Burscher und Consorten darüber gerathen — und wenn der Lärm losgeht, ehe Sie die Buchhandlungen versorgt haben, so wird es nachgedruckt und Sie haben den Schaden, ohne vielleicht auf Ihre Kosten zu kommen. Mich freut es in der Seele, daß Sie dieses Werk zu übernehmen nicht durch Scrupulösität sind abgehalten worden. Sie verdienen damit den Dank der Menschheit, wenn nur der Pfaffendespotismus nicht Mittel findet, dem Verleger zu schaden. Wäre ich Autor, und hätte nur trockenes Brot, ich glaube, ich hätte meinen Namen auf den Titel gesetzt, und diesen auffallender gemacht. . . .

Könnten Sie nicht den Hauptvorrath der Untersuchung des A. T. in Dessau liegen lassen? Oder kann ich einen Theil der Versendung von hier aus besorgen? . . .\*)

Es ist erfreulich zu bemerken, wie die Schriftsteller selbst zu dieser Zeit in Deutschland durch ihre Verleger unterstützt wurden im Kampf für die Freiheit des Gedankens und angesichts persönlichen Risikos.

Götschen selbst schrieb an Bertuch mit der Bitte, das Buch im „Merkur“ anzuzeigen und durch einen hervorragenden Theologen besprechen zu lassen. „Es soll ein Meisterwerk

\*) Sept. 1. 1785.

sein, aber ich werde in Arrest kommen, wenn man erfährt, daß ich der Verleger bin," fügte er hinzu.

Das Buch wurde demgemäß im Merkur angekündigt, erschien aber nicht im offiziellen Katalog zur Michaelismesse, so daß Göschen es wahrscheinlich, wie Becker vorgeschlagen, in Dessau veröffentlichte.

Die Michaelismesse hatte zwar nie die Bedeutung der Ostermesse, aber Göschen konnte doch mit seinen Verlagsartikeln Ehre einlegen. Außer den Büchern von Hufeland und Becker, den Zeitschriften von Archenholz und Engel und dem „Merkur“ erschienen Beiträge in seinem Verzeichnisse von Autoren, deren Verbindung mit Göschen in der in meinem Besitz befindlichen Korrespondenz nicht näher erwähnt wird, unter andern das vorhin genannte und in der „Litteraturzeitung“ viel gepriesene Schulbuch von Lorenz, wie denn Unterrichtsbücher einen großen Teil der Aufmerksamkeit meines Großvaters während seiner ganzen Laufbahn in Anspruch nahmen.

Ein Name fehlte in dem Kataloge, den Göschen vor allen andern gerne darin gesehen hätte. Schiller hatte das zweite Heft der „Thalia“ für Michaelis in Aussicht gestellt. Aber der prächtige Herbst an der Elbe und die ergötzlichen Zerstreungen des geselligen Verkehrs mit der Körnerschen Familie und mit Huber, der gleichfalls nach Dresden gezogen war, hatten die notwendige Sammlung verzögert.

„Wir schwärmten mehr als daß wir arbeiteten“, das war das offene Bekenntnis des Dichters, wenn er von jenen Tagen redete.

Körner hatte ebenfalls literarische Arbeiten in Aussicht gestellt, doch auch diese Aussicht erwies sich als eine Täuschung. Darauf bedacht, seine Einnahmequellen zu vergrößern, denn Göschen war um diese Zeit, wie wir sehen werden, begierig eine neue Anleihe bei ihm zu erheben, hatte er bei seinem Freunde angefragt, ob er ihm nicht einen französischen oder englischen Roman zum Übersetzen geben könne. Aber der



folgende Vorschlag ist noch charakteristischer. „Ich habe“, schreibt er, „auch eine Art periodischer Schrift im Kopfe: ‚Antisophist‘, Bestreitung schädlicher Sophistereien im populären Ton und in mannigfaltiger Einkleidung, Erzählung, Dialog, Fabel, Brief usw.; kleine Bändchen könnten einzeln herauskommen, so wie sie fertig wurden, ohne sich an eine Zeit zu binden.“\*) Es war wieder einer von den vielen Träumen Körners, die sich nicht realisierten.

Was seine Bitte um Übersetzungen betrifft, so muß jedem Leser der damaligen Literatur die große Rolle auffallen, die Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen spielten. Huber hatte, wie man sich erinnern wird, Beaumarchais' „Figaro“ übersetzt, und Göschen schrieb darüber an Bertuch gelegentlich der Übersendung eines Exemplares: „Ein halbes Hundert Übersetzungen, alle das Werk nicht voller vierzehn Tage, sind erschienen. Auch meine würde besser geworden seyn, wenn man die gehörige Zeit hätte darauf verwenden können.“\*\*)

Im Laufe des Herbstes sicherte sich Göschen einen sehr wichtigen Autoren, der ihm eine Übersetzung von Fieldings\*\*\*) „Tom Jones“ anvertraute. Es war dies der schon erwähnte Dr. Bode, der jetzt als Hofrat in Weimar lebte. Er blickte auf eine merkwürdige Vergangenheit zurück, hatte sein Leben als einfacher Bauernjunge begonnen und war der „dumme Christoph“ genannt worden. Dann hatte er mit unendlicher Ausdauer seine Eltern überredet, ihn Musik studieren zu lassen, und bald darauf trat er in Musikkapellen als Hoboespieler auf. Während ihm dies seinen Lebensunterhalt sicherte, verfiel er auf ein besseres Mittel zum Erfolg: er lernte Englisch, Französisch und Italienisch von einem Studenten, dem er dafür wahrscheinlich Musikunterricht erteilte. Auf

\*) 9. Jan. 1786.

\*\*) 10. Juni 1785.

\*\*\*) Berühmter englischer Romanschreiber; geb. 1707. „Tom Jones oder die Geschichte eines Findlings“ ist sein bestes Werk.

diese Weise erwarb er sich, obwohl ungelehrt in literarischen Produktionen — außer durch seine eigenen Anstrengungen — die Gewandtheit eines vorzüglichen Übersetzers. In Hamburg hatte er zuerst durch seine Übersetzungen bedeutende Erfolge erzielt. Daneben aber vernachlässigte er seine Musik nicht, und eine seiner Schülerinnen reichte ihm die Hand und brachte ihm ihr Vermögen zu. Ihre Mitgift setzte ihn in den Stand, einen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen. Er eröffnete eine Druckerei, und das erste Werk, welches aus seinem Geschäft hervorging, war Lessings „Dramaturgie“. Dann entwarf er den noch ehrgeizigeren Plan, gemeinsam mit Lessing ein Verlagsgeschäft zu gründen. Es sollte eine Art Buchhandlung der Gelehrten werden, in der von mir oben beschriebenen Art, aber weder Lessing noch Bode besaßen die nötige Geschäftskennntnis und Erfahrung, und sie verloren einen großen Teil ihres Kapitals bei dem Unternehmen. Darauf zog es Bode nach Weimar, wo er sich mit großem Eifer und Fleiß den Übersetzungen und anderer literarischer Arbeit widmete. Seine Verdienste um die Literatur wurden anerkannt durch die Verleihung des Hofrattitels. \*)

Mit diesem Manne hatte Zacharias Becker in Göschens Auftrag wegen einer Übersetzung von „Tom Jones“ unterhandelt, über die er sich dem Verleger gegenüber höchst anerkennend ausgesprochen hatte. Er war erstaunt über die komischen und lebhaften Schilderungen, ja über den glücklich nachgeahmten Klang der Worte und den dadurch hervorgerufenen Effekt, sowie über das Pathos vieler Stellen. Ganz besonders überrascht war er, zu finden, wie in einigen derbkomischen Stellen das Obszöne des Originals so verwischt und versteckt war, daß man es gleichsam nur von ferne ahnte; wie der Übersetzer deutschen Witz an die Stelle des englischen gesetzt hatte, wo der letztere dem Volkssidiom fremd war, und wie er selbst englische Wortspiele durch ent-

\*) J. J. Christoph Bode, 1730—1793. Vgl. über ihn „Dichtung und Wahrheit“, III, S. 312.

sprechende deutsche ersezt hatte. Götschen freute sich, dies Werk erwerben zu können, und betrieb seine Herstellung mit solchem Eifer, daß es zur Ostermesse 1786 fertig vorlag.

Während der Zeit zwischen der Michaelismesse 1785 und der Ostermesse 1786 finden wir in Götschens Korrespondenz vielfache Spuren seiner Überarbeitung und seiner Unfähigkeit, die Masse der ihm übertragenen Geschäfte zu bewältigen. Schiller und Körner drängten wegen der „Thalia“. Andere Freunde beklagten sich, daß er ihre Briefe so lange unbeantwortet ließ, eine wie es scheint, eingewurzelte Gewohnheit bei ihm. Möglicherweise kann indeß sein so eigensinniges Stillschweigen als eine von der Klugheit diktierte Schutzmaßregel angewandt worden sein, wenn er in die Enge getrieben wurde. Ich habe mich oft darüber gewundert, warum angesehenere Autoren, die keine Antwort von ihm bekommen konnten, ihn nicht in jenen Anfangsjahren verließen, da sie ihm doch eine größere Gunst erwiesen als er ihnen.

Unter Fällen derart war der des Grafen Friedrich Stolberg und seines Bruders der merkwürdigste. Götschen war durch einen Freund namens Loe mit ihnen bekannt geworden, und die Einführung war deshalb besonders wertvoll, weil sie ihn mit dem Göttinger Dichterbunde in Verbindung brachte, deren Mitglieder die Brüder Stolberg bekanntlich waren. Die neueren Kritiker nennen den älteren Grafen einen ganz unbedeutenden Mann und behaupten von dem jüngeren, er habe zwar viel Lärm in der Welt gemacht, aber seine Schriften seien jetzt durchaus veraltet und vergessen.

Was aber auch die wahren Verdienste der Brüder Stolberg als Schriftsteller gewesen sein mögen, jedenfalls nahmen sie in den letzten zwanzig Jahren des 18. Jahrhunderts eine Stellung ein, die sie einem Verleger, der ihrer Werke habhaft werden konnte, als sehr wertvolle Autoren erscheinen lassen mußte.

Ich habe mich im allgemeinen im Lauf meiner Arbeit bemüht, die Männer, deren Schriften mein Großvater veröffentlichte, nicht so darzustellen, wie sie von den Geschichts-

schreibern und der Nachwelt beurteilt werden, sondern so, wie sie den Mitlebenden und Mitstrebenden erschienen. Von einigen hat das Urtheil der späteren Zeit den Lorbeer genommen, den ihre Zeitgenossen ihnen in reichem Maße spendeten, bei andern ist der schwache Ruhmeschimmer der früheren Zeit zu hellerem Glanze erstarkt. Mein Wunsch ist, sie alle dem Leser in dem größeren oder kleineren Verhältnisse ihrer Größe, zur Zeit als sie noch lebten, darzustellen, nicht in der Perspektive der Entfernung.

Die Grafen Stolberg waren trotz ihrer jugendlichen tyrannenmörderischen Oden Aristokraten durch und durch; sie fragten wenig nach der Höhe des Honorars, aber viel nach der Ausstattung ihrer Werke. Als Loß zu Anfang des Jahres 1786 ihnen den Namen meines Großvaters erwähnt hatte, antwortete Graf Friedrich, daß er und sein Bruder ihn als ihren Verleger wählen würden, und zwar besonders aus dem Grunde, weil er, Loß, ihnen denselben als einen sehr ehrenhaften und vertrauenswürdigen Mann gepriesen habe. Loß sollte aber Götschen zu außergewöhnlichen Anstrengungen anspornen. Stolbergs baten ihn, seinem Freunde zu melden, daß sie die von Reich ihnen gebotenen Bedingungen ausgeschlagen hatten, obwohl dieser bereit gewesen sei, fast dasselbe Honorar zu bezahlen und eine schöne Ausgabe der Werke um Ostern fertig zu stellen. Welch ein Sporn für Götschen, sich so aus der Sache zu ziehen, wie der größte Mann in seinem Berufe es getan haben würde!

Der Graf hatte ein detaillirtes Verzeichniß von Bedingungen niedergeschrieben. Er legte wenig Gewicht auf das Honorar, sechs Taler pro Bogen, verlangte aber nicht weniger als fünfzig Freieemplare, um sich dem sehr großen Kreise seiner hochgestellten Freunde durch das Geschenk seiner Werke gefällig erweisen zu können. Die gerechtfertigte Eitelkeit eines bemittelten Schriftstellers, seine Werke in möglichst eleganter Ausstattung erscheinen zu sehen, zeigte sich in den genauesten Vorschriften über Typen, Titel, Papier und das

Lesen der Korrekturbogen. Seine Originalschauspiele sollten sofort gedruckt werden, um zu Ostern fertig zu sein. Aber die Ostermesse kam, und das Buch erschien nicht; auch brachte Götschen, so viel ich weiß, keine genügenden, wenn überhaupt irgend welche Entschuldigungsgründe vor. Ihm waren Entschuldigungen in jeder Form verhasst. Von einem Posttag zum andern wartete Stolberg auf einen Brief mit dem eingeschlossenen Korrekturbogen. Ende Juni kam heran, und die Erzeugnisse der Messe waren über ganz Deutschland versandt. Er konnte es nicht verstehen. Endlich erfuhr er die Wahrheit: sein Buch war nicht fertig. Dennoch sprach er nur mit freundlicher Höflichkeit seine Überzeugung aus, daß diese Verzögerung für Götschen ebenso unangenehm gewesen sei wie für ihn selber; er schlug jetzt vor, den Druck seiner Werke zu Michaelis zu vollenden, denn es würde ihn sehr kränken, wenn seine und seines Bruders Schauspiele wieder „durch den Schwarm werthloser Bücher, an denen die Messe so reich sei“ verdrängt werden sollten.

Der Stil der Briefe des Grafen ist der eines Gönners und bildet einen amüsanten Kontrast zu dem intimen Tone der Leipziger Freunde und bürgerlichen Autoren. Sein Benehmen war aber durchaus das eines Weltmannes; außer den milden Vorstellungen, von denen ich geredet habe, finden sich keinerlei heftigere Vorwürfe, und Götschen blieb in Verbindung mit ihm.

Unterdessen wurde auch zur Michaelismesse nichts fertig. Beim Empfang des letzten gräflichen Schreibens hatte Götschen andere Dinge im Kopfe. Um die Zeit machte er sich nämlich auf die Reise, um wegen der Herausgabe nicht von „werthlosen Büchern, an denen die Messe so reich war“, sondern von Goethes gesammelten Werken Anstalten zu treffen.

Man kann sich nicht wundern, daß Götschen, in dem Drange, das durch seine große Tätigkeit so schnell gegründete und vergrößerte Geschäft auch tüchtig zu leiten, begierig war, diejenigen Verlagsartikel, die viel Mühe erforderten und wenig einbrachten, los zu werden. Einer derselben war

Archonholz' Völkertunde. Der Verfasser hatte sich über Mangel an Sorgfalt und andere Fehler auf Seiten des Druckers beklagt, und daraufhin schlug Göschen vor, lieber ihre Verbindung aufzulösen. Zu dem Schritte aber konnte sich Archonholz, obgleich in seiner Schriftstellereitelkeit gekränkt, nicht entschließen. Er bot leichtere Bedingungen betreffs seines Honorars an, und ein neues Übereinkommen wurde getroffen. Ich denke mir jedoch, daß nicht die Frage des Honorars sondern vielmehr die fortwährend damit verbundene Mühe Göschens Eifer für den Verlagsartikel abgefühlt hatte. Und doch war es für ihn von Wert, Archonholz auf seiner Liste zu behalten, denn sein Name war, wie wir sahen, in Deutschland hoch angesehen.

Übrigens zeigen seine Briefe sowohl wie die anderer Freunde meines Großvaters die verzweifeltsten Schwierigkeiten, mit denen deutsche Verleger damals zu kämpfen hatten. Ihre Autoren, deren Wohnsitze über ganz Deutschland verbreitet waren, und die in anderen Staaten lebten, befanden sich in vielen Beziehungen in fremden Ländern. Ein Verlagsrecht existierte zwischen den verschiedenen Staaten nicht; daher der außerordentlich verbreitete Nachdruck. Die Zollbehörden öffneten Pakete, die Manuskripte enthielten, aus Furcht vor Schmuggel. Die Brief- und Paketbeförderung war damals nicht das, was sie jetzt ist. Unter diesen Umständen war das Ab- und Rückschicken von Manuskripten und Korrekturen keine Kleinigkeit, während die Zensur und das fortwährende Risiko, sich Arrest zuzuziehen, die Schwierigkeiten und Sorgen des Verlegers noch steigerten. Die meisten dieser Leiden ertrug mein Großvater mit ziemlichem Gleichmut, aber der Nachdruck seiner Bücher brachte ihn fast zum Wahnsinn. Während er sich Geschäftsverbindungen, die viel Mühe in einzelnen und kleinen erforderten, möglichst fern zu halten suchte, erhellt aus den Briefen an Bertuch, daß er andererseits mit außerordentlicher Energie viel neue Unternehmungen ins Werk setzte. Zwei Schriften, welche die philosophischen und religiösen Kontroversen jener Zeit in treffender Weise

beleuchten, befanden sich zwischen der Michaelismesse von 1785 und der Ostermesse von 1786 in den Händen meines Großvaters. Die eine stammt aus der Feder J. S. Jacobis. Dieser hatte nach Lessings Tode Briefe über ihn und Spinoza geschrieben und veröffentlicht, in denen Mendelssohn, der aufgeklärte Jude und furchtlose Philosoph, einen hämischen Angriff der Lessing'schen Lehren erblickte. Er schrieb deshalb eine in starken Ausdrücken abgefaßte Gegenschrift, die er als das letzte Werk seiner Hand dem Verleger Voß übergab, der sich die größte Mühe nahm, die Veröffentlichung der letzten Worte seines Freundes zu beschleunigen. Jacobi seinerseits war nicht geneigt, die Sache auf sich ruhen zu lassen, sondern veröffentlichte eine Antwort unter dem Titel: „J. S. Jacobi, Wider Mendelssohns Beschuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza“. Diese Antwort verlegte er bei Göschen. Es war nur ein kleines Buch, aber als eine weitere Stufe in diesem sehr bitteren und bekannten Streite jener Tage dem Verleger ohne Zweifel von Nutzen. Göschen unterzog sich der Arbeit mit dem größten Eifer. An Bertuch berichtet er darüber im Tone der Bewunderung für den Charakter Jacobis und der Rivalität mit Bezug auf Mendelssohns Verleger Voß.

„Jacobi wird Ihnen“, so schrieb er, „aus Düsseldorf zwei Exemplare seiner Schrift wider Mendelssohn schicken. Ich, der Verleger habe diesem raschen, aber edlen Mann versprochen, Alles zu thun was in meinen Kräften steht, um seine Schrift bald ins Publikum zu bringen. Helfen Sie mir dazu durch eine Bekanntmachung in der Literaturzeitung und dem Merkur. Sie dürfen keinen Theil an der Streitigkeit nehmen. Nur wenigstens eine Anzeige, daß die Schrift erschienen ist, aber nicht eher als bis Sie solche in Händen haben. In 14 Tagen ist die Schrift in Ihren Händen. Ich bitte Sie, liebster Herr Rath, versagen Sie mir diese Freundschaft nicht. Voß brachte die Mendelssohn'sche Schrift in drei Wochen heraus, und ich muß Voß übertreffen.“\*)

\*) D. 9. April 1786.

Die philosophischen Kämpfe jener Zeit wurden nicht bloß zwischen den Anhängern der Illuminaten und den Helden des Mystizismus ausgefochten; es bestand auch eine sonderbare Verwickelung zwischen den Illuminaten, den Freimaurern und den Jesuiten. Die letzteren sollten sich der Bogen bedient haben, um sich unter der Maske der Freundschaft bei den Freimaurern einzuschleichen; außerdem ward das Verhältnis zwischen diesen und den Illuminaten nicht klar. Ein sehr interessantes Buch über Geheimgesellschaften wurde Götschen durch Bertuchs Vermittlung angeboten und im Frühjahr 1786 angenommen. Es trug den wunderbaren Titel: „Enthüllung des Systems der Weltbürger = Republik, in Briefen aus der Verlassenschaft eines Freymaurers, wahrscheinlich manchem Leser um zwanzig Jahr zu spät publicirt“.\*)

Götschen konnte, trotzdem er Schiller mitgeteilt, daß er kaum noch länger imstande sei die Feder zu halten, und trotzdem er viele Briefe unbeantwortet ließ, doch gelegentlich, wenn ein Buch seinen Verstand oder seine Gefühle mächtig anregte, lange Schreiben abfassen. So schrieb er auch jetzt über das genannte Buch, in welchem sowohl die Illuminaten als die „Freymaurer“ angegriffen werden, und verbreitet sich über die nach seiner Ansicht gebotene Politik des Verlegers. Wie bei den „Untersuchungen über das alte Testament“ so will er auch hier Licht spenden und auf seine Zeitgenossen einen heilsamen Einfluß ausüben.

Der Brief ist ein wenig dunkel; man ersieht aber daraus, daß Götschen ein starkes Vorurteil gegen die Freimaurer hegte und bedauerte, daß sich der Angriff auch wider die Illuminaten richtete, die ihm große Achtung einflößten. „Aber ein Verleger muß unparteiisch sein.“ Er schrieb:

„Das Buch hat viele sonderbare Ideen in mich (!) erweckt. Ich bin von keiner Gesellschaft, sie mag Nahmen haben wie sie will, Mitglied. Ich bin ein Christ, aber da-

\*) Der Verfasser ist E. A. A. von Göckhausen, auf dessen Kosten auch das Buch gedruckt wurde.



rum lieb ich doch Freyheit im Denken über die Verhältnisse des Menschen, über die Bibel und über die Zukunft; ich halte sie für ein sehr großes Gut! Diese Freyheit des Denkens und die Freyheit seine Gedanken andern ehrlichen Menschen mitzutheilen, scheint mir durch die ‚Enthüllungen‘ zu verdächtigt gemacht zu werden. Auch scheint mir der Verfasser noch zu allgemein zu reden. Ich halte einige Menschen für Illuminaten, die wirklich nichts anderes unter Aufklärung suchen als Glückseligkeit der Menschen und Befreyung von Aberglauben und Vorurtheilen. Diese redlichen Menschen werden den Credit verlohren. Ich glaube, daß diese Männer welche ich für Illuminaten halte, die eifrigsten Kämpfer gegen Jesuitismus sind. Demohngeachtet muß das Buch gedruckt werden. Man wird doch wenigstens einsehen, daß kein gescheuter, ehrlicher Mann jetzt Freymaurer werden kann; und daß der Orden keine Geheimnisse hat, als die welche ihm von Leuten untergeschoben werden, die durch ihn wirken wollen zu ihren privaten Absichten. Längst habe ich gedacht, das ganze Wesen der Maurerey sey nichts als Form, wodurch man Menschen zusammenhalten wolle, den Neugierigen zu fesseln, die Leichtsinrigen aufmerksam zu erhalten, dem Enthusiasten Mahnung zu geben und den Denkenden zu beschäftigen, so lange bis man seine Leute geprüft habe, und den Weisen dann zu sagen: unser Geheimniß ist, daß wir die Menschen näher an einander bringen und zur allgemeinen Menschenliebe stimmen durch Benutzung ihrer schwachen Seiten. Noch bin ich geneigt, das zu glauben; allein ich sehe auch hinzu, daß ich nun überzeugt bin, daß der Orden von allen schlauen und klugen Köpfen, welche sich planmäßig darin empor schwingen, zu allen Schurkereyen gebraucht werden kann, und deswegen werd' ich nie ein Freymaurer. Für mich also kam das MS. nicht zu spät in die Welt. Noch eins muß ich Ihnen entdecken. Jene redlichen Greise, welche ich für Illuminaten halte, riethen mir einst ab in den Fr. M. Orden zu treten, als ich mich genauer nach ihm erkun-

digte, und sagten grade heraus, er sey durch böse Buben entfelt und verwirrt. So viel zur Apollogie (?) dieser Männer, um deretwillen ich meinen Nahmen nicht auf den Titel setze. Vielleicht werden sie bethört und ebenfalls geleitet; allein sie scheinen mir zu klug dazu zu sein, Welt- und Menschenkenntniß zu haben und durch Schaden schon klug geworden zu seyn. Im Grunde mach ich mir auch nichts daraus, wenn sie mich als Verleger erkennen. Der Buchhändler muß neutral seyn, und es muß sein größter Ruhm seyn, wenn er durch Unpartheylichkeit Wahrheit und Licht hat verbreiten helfen. Man kann in einer Lage, wie die meinige, so leicht in Verbindungen verflochten werden, und zu dieser oder jener Gesellschaft kommen, die hernach das erste Hinderniß wird um recht thätig und gemeinnützig zu seyn, daß ich dem unbekanntem Herrn Verfasser herzlich danke mich auf ewig für alle geheime Orden in Sicherheit gesetzt zu haben . . . \*)

Der Leser wird die Worte „Wahrheit“ und „Licht“ bemerkt haben. Wenn es sich nicht im Laufe dieser Memoiren klar herausstellt, daß die Verbreitung von Wahrheit und Licht sein ganzes Leben hindurch eins der Ziele war, die meinem Großvater am meisten am Herzen lagen und für die er oft bereit war, die Gebote der Klugheit hintanzusetzen: wird sicherlich die Schuld davon dem Biographen gebühren. Wahrheit aber bedeutete für ihn im allgemeinen die Wahrheit des gesunden Menschenverstandes; nützliche, praktische, soziale und moralische Wahrheit, und das Licht, welches er auszubreiten bestrebt war, war ein freundliches Licht, ein Licht, das den Obskurantismus, der sein Vaterland seit vielen Generationen wie eine Wolke verdunkelt hatte, vertreiben konnte, doch ohne die flammende Wut, die von der Fackel der französischen Republik bald über ganz Europa ihren feurigen Schein ergoß.

\*) 20. Febr. 1786. An Bertuch. Gedruckt im „Archiv für die Geschichte der Literatur“, VIII, 312 ff.



W. G. Schiller 1789

Schiller  
Nach einem Portrait von Graff.



## Fünftes Kapitel.

### Rasche Entwicklung des Verlages.

Michaelis 1785 bis Ostern 1786.

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß Schiller zu Anfang des Herbstes 1785, gefesselt von dem genußreichen Leben in Dresden, so untätig gewesen war, daß das zweite Heft der „Thalia“ nicht zur Michaelismesse fertiggestellt werden konnte, daß er aber im Verein mit Körner Götschen wegen der Herausgabe jener Zeitschrift gedrängt hatte. Jetzt war eine glückliche Veränderung mit dem Dichter vorgegangen, und als sich das Jahr 1785 seinem Ende zuneigte, hatte er sich endlich energisch an die Arbeit für die „Thalia“ gemacht, und zwar als Herausgeber wie als Hauptmitarbeiter. Götschen muß große Genugthuung empfunden haben, als er gegen Ende des Novembermonates folgenden Brief von seinem hervorragendsten Geschäftsfreunde empfing:

„Endlich, liebster Freund, empfangen Sie Manuscript. Sie werden zum Anfang unseres Commerce eine schöne Idee von meiner Zuverlässigkeit erhalten, da ich Ihnen 2 Monate später Wort halte, als bedungen war. Aber, Liebster, machen Sie mir vorher Dresden zur Mördergrube, und meine lieben Freunde zu schlechten Gesellschaftern, wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger seyn soll. Doch in Ernst und Wahrheit: die Ursachen, welche diese erste Verzögerung veranlaßt haben, dauern nicht immer fort, und nun werden meine Geschäfte in vollkommener Ordnung vor sich gehen. . .

Das Gedicht ‚An die Freude‘ ist von Körnern sehr schön komponirt. Wenn Sie meinen, so können wir die Noten,

welche nur  $\frac{1}{2}$  Seite betragen, dazu stehen lassen? . . . Und nun genug von diesem, lieber Freund. Ich hoffe, Sie sind vergnügt, und meine herzlichsten Wünsche stimmen für Ihr Glück. Kommen Sie bald, bald zu uns und seien Sie in unserm Zirkel willkommen. Das Bederische Project hat meinen und aller deren wärmsten Beifall, die kompetente Richter in dieser Sache sind. Ich erwarte sehr viel davon, und ganz gewiß reussiert der Plan. Auch ich, liebster Freund, kann Ihnen binnen einigen Monaten Pränumeranten anweisen . . .

Empfehlen Sie mich ihren und meinen Freunden, und bleiben Sie mir gut.

Fridrich Schiller.“\*)

Hocherfreut, nun endlich von dem großen Dichter so schöne Beiträge erhalten zu haben, antwortete Götschen umgehend. Es war aber ein unglücklicher Zufall, daß die seit vielen Monaten angekündigte „Thalia“ jetzt in eine Zeit der Überarbeitung fiel, wo der Verleger nach vielen Seiten hin seinen Verpflichtungen nachkommen mußte und insolgedessen nicht imstande war, so schnell vorzugehen, wie es Schiller, der jetzt endlich für eine baldige Veröffentlichung mit allem Eifer eintrat, wünschen möchte. Die Antwort vom 1. Dezember 1785 lautete:

„Liebster Freund, Sie haben mir durch das gefandte Manuscript viele Freude gemacht. Keine Stunde habe ich's bei mir behalten: und so begierig ich auch war, diese Kinder Ihres lebenswürdigen Geistes kennen zu lernen, so schickte ich sie doch gleich unbefehens zum Schneider, um ihnen das Kleid machen zu lassen, worin ich sie der Welt präsentiren will. Senden Sie mir ja, lieber Freund, bald die Musik von Körner zu Ihrem Liede ‚An die Freude‘. Sie muß mit gedruckt werden und ich will das meynige redlich dazu beitragen, daß es ein Rundgesang zur Erhebung des Herzens

\*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 8: d. 29. Nov. 1785. Siehe auch Schillers Briefe (Jonas) I, S. 272f.

unter guten Menschen wird. Wohl, unserer Seits soll alles Feuer angewandt werden, um den Druck schnell zu liefern . . . Ich bin mir gram, daß mein Körper nicht mehr Arbeit mit der Feder aushalten will; oft eß ich erst um drey Uhr. Sobald ich durch bin, komme ich nach Dresden und erhole mich in Ihrem Umgang. In der Absicht des Preiß-Stücks bin ich noch ganz in der nämlichen Stimmung. So oft ich daran denke, brenne ich vor Begierde. Denn ich ahnde, daß, wenn ich's Leben behalte, meine Geschäfte sich schnell ausbreiten werden, und daß, wenn ich gleich nicht Reichthum erlangen werde, doch ein hübsches Stück Arbeit mir zu theil werden wird. ‚Was Du thun willst, thue bald.‘ Durch das Beckerische Unternehmen öfne ich mir ohnedem manche Thür, die uns zum Vortheil der Preiß Pränumerationsfache führen soll. Ich gestehe es, wenn dieses Project und die Bibel zu Stande ist, so bin ich bereit zu sterben. Nur für diese 3 Dinge leb ich — in einer andern Welt wird dann auch für mich Freude genug seyn. Und wenn denn das auch nicht wäre — welches ich jedoch mit fester Zuversicht hoffe — so soll mir der Augenblick, worin ich sagen kann es ist vollendet, ein Himmel seyn. Rechnen Sie auf mich, wens auf treue Freundschaft, innige Liebe, volle Achtung ankommt, und ich bin

der Ihrige

Götschen. \*)

Bald kam neues Material an. Schillers Muse war zu neuem Leben erwacht. Dem prächtigen Lied „An die Freude“ folgten andere Gedichte, und an dem Lieblingskinde seines Geistes „Don Carlos“ verschwendete der Dichter seine höchsten Kräfte. Um die Mitte des Dezembers schrieb er:

„Hier mein Lieber, folgt einstweilen etwas, das den 4ten Bogen complet machen wird. Aber der Inhalt dieser 2 ersten Gedichte veranlaßt mich zu einer wichtigen Anmerkung.

\*) Ebendaj. S. 9 f.

Es ist möglich, daß die Censur Anstand nehmen kann, sie passiren zu lassen, und ich habe sehr wichtige Gründe, diese 2 Gedichte bekannt zu machen, weil ich sie in einem andern gänzlich widerlege. Im Fall also, daß die Censur Einwendungen machte, so bitte ich Sie, um unserer Freundschaft und um des Ruhmes der ‚Thalia‘ willen, die Ihnen wie mir am Herzen liegen muß, sogleich andere Anstalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei diesem einzelnen Bogen — zu machen. Lassen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig seyn kann, in Dessau drucken, das ist auch Körners Idee.

Sorgen Sie übrigens nicht im geringsten, daß ich den Sezer aufhalte; noch vor Weihnachten folgt neues Manuscript.

Um was ich Sie in meinem letzten Briefe gebeten habe, bester Freund, bitte ich Sie jetzt wieder. Ich bin ganz erstaunlich en peine. Schicken Sie mir doch ja noch vor Weihnachten, denn in den Feiertagen muß ich bezahlen.

Von ganzem Herzen der Ihrige. Das Paquet habe ich erhalten. Der Druck ist sehr schön. Das weitere beantworte ich mit nächstem.

Schiller.

NB. Besser ist es auf allen Fall, wenn Sie gar nicht bei der Censur in Leipzig anfragen, sondern die Gedichte gleich in Dessau drucken lassen.“\*)

Die beiden Gedichte, wegen welcher Schiller Schwierigkeiten bei dem Sensor befürchtete, waren „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“. Die Unberechenbarkeiten der Censur bedeuteten für die Verleger ein sehr ernsthaftes Hindernis, und es scheint, daß die Beamten in Sachsen ganz besonders strenge waren. Die eigentümliche Tatsache, daß dort ein katholischer Hof über ein protestantisches Volk herrschte, soll die Beschränkungen seitens der Behörden noch vermehrt haben. Die Aufführung der „Räuber“ war in Leipzig untersagt worden. Bei der Gelegenheit der Gedichte

\*) Briefe Schillers, I, S. 274.



aber erwies sich der betreffende Zensur, dem die Beurteilung derselben oblag, zugänglich und vernünftig. Er forderte, da ihnen von unwissenden und intoleranten Lesern eine unmoralische Tendenz untergeschoben werden könne, Götschen auf, eine schriftliche Erklärung vom Verfasser beizubringen, worin die Grundlosigkeit eines solchen Vorwurfes gezeigt würde. Schiller gab diesem Verlangen sofort nach, und schrieb am 23. Dezember 1785:

„Ich habe Ihren und meines Herrn Censors Wunsch erfüllt, liebster Freund, und sende Ihnen die verlangte Note. Diese, hoffe ich, wird den intoleranten Theil des Publikums zum Schweigen bringen.

Haben Sie die Güte und versichern meinen Herrn Censor (dessen Namen ich mir in Ihrem nächsten Briefe ausbitte), daß ich mich glücklich schätze, meine ‚Thalia‘ in solcher Kennerhand zu wissen. Er hat den Gesichtspunkt, aus welchem meine 2 Gedichte betrachtet werden müssen, schnell und ganz verstanden, und wie wenige werden das! . . .

Das Bewußte habe ich erhalten und finde darin Ihre Freundschaft und brüderliche Theilnehmung aufs neue bestätigt. Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich lieb.

Unveränderlich der Ihrige

Schiller.“\*)

Die Wärme, mit der der große Dichter die brüderliche Theilnahme meines Großvaters anerkennt, ist seinem Enkel sehr wohltuend.

Der wichtigste Beitrag zum zweiten Heft, die Fortsetzung des Carlos, wurde von Schiller nicht vor dem Januar abgesandt. Dann aber schlug er in dem erhebenden Gefühl des vollendeten Heftes, dem Verleger vor, das dritte Heft möchte dem zweiten nach drei oder vier Wochen folgen, und der Druck möchte dann ohne Unterbrechung das ganze Jahr

\*) Der Zensur war Professor Wendt. Schillers Note siehe in den Geschäftsbriefen, S. 12.

Es ist möglich, daß die Censur Anstand nehmen kann, sie passiren zu lassen, und ich habe sehr wichtige Gründe, diese 2 Gedichte bekannt zu machen, weil ich sie in einem andern gänzlich widerlege. Im Fall also, daß die Censur Einwendungen machte, so bitte ich Sie, um unserer Freundschaft und um des Ruhmes der ‚Thalia‘ willen, die Ihnen wie mir am Herzen liegen muß, sogleich andere Anstalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei diesem einzelnen Bogen — zu machen. Lassen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig seyn kann, in Dessau drucken, das ist auch Körners Idee.

Sorgen Sie übrigens nicht im geringsten, daß ich den Sezer aufhalte; noch vor Weihnachten folgt neues Manuscript.

Um was ich Sie in meinem letzten Briefe gebeten habe, bester Freund, bitte ich Sie jetzt wieder. Ich bin ganz erstaunlich en peine. Schicken Sie mir doch ja noch vor Weihnachten, denn in den Feiertagen muß ich bezahlen.

Von ganzem Herzen der Ihrige. Das Paquet habe ich erhalten. Der Druck ist sehr schön. Das weitere beantworte ich mit nächstem.

Schiller.

NB. Besser ist es auf allen Fall, wenn Sie gar nicht bei der Censur in Leipzig anfragen, sondern die Gedichte gleich in Dessau drucken lassen.“\*)

Die beiden Gedichte, wegen welcher Schiller Schwierigkeiten bei dem Zensor befürchtete, waren „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“. Die Unberechenbarkeiten der Zensur bedeuteten für die Verleger ein sehr ernsthaftes Hindernis, und es scheint, daß die Beamten in Sachsen ganz besonders strenge waren. Die eigentümliche Tatsache, daß dort ein katholischer Hof über ein protestantisches Volk herrschte, soll die Beschränkungen seitens der Behörden noch vermehrt haben. Die Aufführung der „Räuber“ war in Leipzig untersagt worden. Bei der Gelegenheit der Gedichte

\*) Briefe Schillers, I, S. 274.

aber erwies sich der betreffende Censor, dem die Beurteilung derselben oblag, zugänglich und vernünftig. Er forderte, da ihnen von unwissenden und intoleranten Lesern eine unmoralische Tendenz untergeschoben werden könne, Götschen auf, eine schriftliche Erklärung vom Verfasser heizubringen, worin die Grundlosigkeit eines solchen Vorwurfs gezeigt würde. Schiller gab diesem Verlangen sofort nach, und schrieb am 23. Dezember 1785:

„Ich habe Ihren und meines Herrn Censors Wunsch erfüllt, liebster Freund, und sende Ihnen die verlangte Note. Diese, hoffe ich, wird den intoleranten Theil des Publikums zum Schweigen bringen.

Haben Sie die Güte und versichern meinen Herrn Censor (dessen Namen ich mir in Ihrem nächsten Briefe ausbitte), daß ich mich glücklich schätze, meine ‚Thalia‘ in solcher Kennerhand zu wissen. Er hat den Gesichtspunkt, aus welchem meine 2 Gedichte betrachtet werden müssen, schnell und ganz verstanden, und wie wenige werden das! . . .

Das Bewußte habe ich erhalten und finde darin Ihre Freundschaft und brüderliche Theilnehmung aufs neue bestätigt. Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich lieb.

Unveränderlich der Ihrige

Schiller.“\*)

Die Wärme, mit der der große Dichter die brüderliche Theilnahme meines Großvaters anerkennt, ist seinem Enkel sehr wohlthuend.

Der wichtigste Beitrag zum zweiten Heft, die Fortsetzung des Carlos, wurde von Schiller nicht vor dem Januar abgefandt. Dann aber schlug er in dem erhebenden Gefühl des vollendeten Heftes, dem Verleger vor, das dritte Heft möchte dem zweiten nach drei oder vier Wochen folgen, und der Druck möchte dann ohne Unterbrechung das ganze Jahr

\*) Der Censor war Professor Wend. Schillers Note siehe in den Geschäftsbriefen, S. 12.

hindurch fortgesetzt werden. So sanguinisch waren seine Erwartungen zu der Zeit.

Götschen aber sah keine Möglichkeit, so schnell vorzugehen, so erfreut er über das fertige Heft war. Wir, die wir hinter die Kulissen sehen können, kennen die Schwierigkeiten, die ihn zu überwältigen drohten. Er antwortete Schiller im Januar 1786 folgendermaßen:

„Ungeachtet ich kaum die Feder mehr halten kann, so will ich doch einige Worte schreiben.

Lieber, alles was ich thun kann, soll geschehen. Das heißt: täglich in die Druckerei gehen und treiben. Aber mehr als ein Stück kann ich nicht schaffen vor Ostern und wenn es Alles kosten sollte. Dieses eine Stück so bald als möglich — hoffentlich in vier Wochen. Gewiß verspreche ich nichts, um nicht zum Lügner zu werden. Eine gar zu schleunige Erscheinung hinter einander halte ich auch merkantilisch berechnet nicht für gut. Ich dachte aber, Sie wüßten es doch, daß ich bei Ihnen nicht als Kaufmann denke, wenns darauf ankommt, Ihre Wünsche zu befriedigen. Ist das Mspt. zum 4. Heft Ostern in meiner Hand, so wird es 14 Tage nach der Messe fertig. Denn erst nach der Messe werden die Pressen leer, und ich bin dann der erste, welcher sie in Beschlag nimmt.“\*)

Endlich kam der langersehnte Augenblick heran, Schiller erhielt ein Exemplar des zweiten Heftes der „Thalia“ und war mit der äußeren Ausstattung sehr zufrieden. Verleger und Herausgeber wetteiferten nun in der Fertigstellung der folgenden Hefte. Schiller schrieb am 23. Februar 1786:

„. . . Jetzt, liebster Freund, fordern merkantilische Politik und mein schriftstellerisches Point d'honneur, das dritte Heft auf das schnellste zu expédieren.

Die Thalia hat, wie Sie wissen, fast 10 Monate geruht, Sie ist beinahe vergessen worden. Nun mehr erscheint

---

\*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 13 f.

sie mit 8 Bogen, mit 12 Blatt Carlos, wovon das erste Heft 36 enthält. Wird es nicht also sehr zweckmäßig gehandelt sein, mein Lieber, wenn wir den dritten Theil in 3—4 Wochen nachbringen können? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen innerhalb 3 Wochen alles Manuscript. dazu liefere . . .

Jetzt, mein Lieber, wollen wir beide uns den Handschuh hinwerfen nach Ritterbrauch, wer am besten zum Ziele kommt, wer am meisten Wort hält . . .

Und nun adieu. Gutes Gedeihen zum 1. Verlag und glückliche Ärndte von allen folgenden!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Schiller. \*)

Götschen seinerseits war begierig, sein Äußerstes zu tun, um diesen Erfolg herbeizuführen. Der „Merkur“ sollte eine Besprechung der „Thalia“ bringen und nachdrücklich die Aufmerksamkeit des Lesers darauf lenken. Er selber schreibt am Neujahrstage 1786, als er die Herausgabe des „Merkur“ in Leipzig zu überwachen begonnen hatte, in scherzhafter Weise an Bertuch:

„Im Nahmen der Thalia mach ich den Akford mit ihrem himmlischen Verwandten Merkur, daß sie alle ihre Kräfte und ihre weiblichen Reize, die sich sehr schön seit ihrer ersten Erscheinung entwickelt haben, aufbieten soll um den Merkur zu empfehlen. Der Herr Merkur wird dagegen so galant seyn, und diese Höflichkeit zu erwidern suchen.“

Aber schon als das erste Heft der „Thalia“, für das er verantwortlich war, erscheinen sollte, schrieb Götschen ohne Metaphern in dringendster Weise an Bertuch:

„Und nun noch ein Wort von der bevorstehenden Thalia, 2. Heft. Sie sind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich also ein Wort von der Lage dieses Mannes sagen. Sein

\*) Briefe Schillers, I, 279 f.

ganzes Einkommen nimt er einzig aus der Thalia, er hat also der Sorgen genug. Er strebt darnach nur so viel zu gewinnen, daß er die Medizin studiren kann. Können Sie, theuerster Freund, so unterstützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für sein Journal einnimmt und es auf diese Weise eine Quelle des wirklichen Verdienstes wird. Oft hat er sich bitter gegen mich beklagt, daß man dem ersten Heft nirgends eine Critik gegönnt hat. Tadel wäre ihm willkommen gewesen, aber die bloßen trockenen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Werth, haben ihm sehr weh gethan. „Ich bin mir bewust, daß ich mit Anstrengung des Geistes arbeite“, hat er oft geklagt, „ich fühl“, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmierern gehöre; aber wie behandelt man mich!“\*)

Nachdem Göschen dann noch von dem Einfluß Schillers auf seine Genossen geredet, in einer von uns bereits zitierten Stelle\*\*), bittet er Bertuch am Schluß „nichts von dem allen, vorzüglich nichts von der Lage der Finanzen Schillers“ bekannt werden zu lassen, denn in diesem Punkte sei der Dichter „äußerst delikät“.

Während der ganze Brief schon insofern interessant ist, als er das grenzenlose Zutrauen, das seine nächsten Freunde in Schiller setzten, bezeugt, ganz abgesehen von dem Zutrauen, das er in sich selber setzte, so ist er auch dadurch wichtig, daß er auf die Stellung, die Schiller damals in der literarischen Welt Deutschlands einnahm, ein Licht wirft. Trotz der erstaunlichen Popularität seiner ersten Stücke sehen wir hier wie ein neugebäuer Verleger, mit einem kleinen, geborgten Kapital, in einem Tone ernstester, dringender Bitte schreibt, um sich für den Verfasser der „Räuber“ und des „Fiesco“ die Gunst einer Weimariſchen Zeitschrift zu sichern.

Bertuch beeilte sich, Göschens Wünsche zu erfüllen, und der letztere sandte ihm den herzlichsten Dank für sein Interesse an Schillers Wohlergehen.

\*) D. 28. Febr. 1786.

\*\*) Siehe S. 59.

Das zweite Heft der „Thalia“, das so viele Korrespondenz nötig gemacht hatte, enthielt schließlich den zweiten Akt des Carlos; das „Lied an die Freude“; die zwei Gedichte, deren wegen die Zensur beunruhigt war; einen Aufsatz Hubers über „Moderne Größe“; Schillers Erzählung: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“; die Übersetzung einer Studie über „Philipp den Zweiten“, die besonders deshalb interessiert, weil der Herausgeber ihr einen Platz neben seiner eigenen Behandlung des Gegenstandes im Carlos angewiesen hatte; und einige Kleinigkeiten, für die der Dichter Jünger zum Teil verantwortlich war. Man sieht, wie die Zeitschrift durchaus von dem Kreise abhing, mit dem wir bereits bekannt geworden sind.

Das dritte Heft wurde von Göschens in ziemlicher schneller Folge veröffentlicht. Es enthielt einen weit längeren Abschnitt des Carlos und außer einigen Versen von Jünger nur noch einen ungezeichneten, tatsächlich aus der Feder Schillers und Körners herrührenden Artikel, betitelt „Philosophische Briefe“.

Während für uns die Wege, auf denen Schiller die höchste Zinne literarischen Ruhmes erklimmen sollte, an Interesse alles, was von seinen Zeitgenossen, Goethe ausgenommen, erzählt werden kann, weit übertreffen, so konnte sich im Jahre 1786 ein Verleger auch durch andere Autoren Ehre erwerben und Ansehen verschaffen. Der große Name eines Führers des deutschen Gedankens sollte zur bevorstehenden Ostermesse in Göschens Katalog erscheinen, nämlich der Herders.

Der hochfahrende Charakter dieses geistlichen Würdenträgers berührte die empfindliche Natur Göschens unangenehm, und wir werden im Verlauf finden, daß er sich in ziemlich heftigen Ausdrücken über ihn äußert.

Wie er zuerst mit Herder bekannt wurde, weiß ich nicht; keinesfalls ist es, wie man behauptet hat, durch Goethes Vermittelung geschehen, denn Göschens Beziehungen zu dem letzteren hatten noch nicht begonnen, als Herder im März 1776 mit Bezug auf die Übersetzung einer Gedichtsammlung

von Johann Valentin Andreä, einem berühmten, schwedischen Theologen, betitelt: „Zur Beherzigung für unser Zeitalter“ an den Leipziger Verleger folgendermaßen schrieb:

„Euer Hochedelgeböhren danke ich für das Zutrauen, das Sie zu meiner Vorrede von Andreä Apologen haben; an mir soll es nicht liegen, eine so gute Unternehmung als die Übersetzung dieses Werckens ist, zu unterstützen, zumal ich sie in den Händen sehe, die ich dem guten und feinen Andreä wünsche.

Die Art der Übertragung gefällt mir durchaus, da sie den Geist des Verfassers unserm Jahrhundert auf eine Weise zu genießen giebt wie es solchen fassen kann, und Richtigkeit mit zweckmäßiger Wahl sehr ausgesucht verbindet . . .

Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Weimar, d. 5. März 86.

Herder.“

Das kleine Werk zierte, wie gesagt, den Göschen'schen Katalog und wurde im Juni in der „Völkerkunde“ besprochen. Augenscheinlich war der Name eines durch ganz Deutschland höchst angesehenen Autors für einen Anfänger wie Göschen überaus wertvoll.

Aus ungefähr derselben Zeit stammt ein Brief des schon erwähnten August Gottlieb Meißner\*) an Göschen. Der Brief ist interessant, weil er einerseits die hohe Meinung, welche die Autoren von einer ganz besonders charakteristischen Seite in Göschen's Charakter als Verleger hegten, illustriert, und dann, weil er von den Schwierigkeiten, mit denen zu jener Zeit die Schriftstellerei und Korrespondenz in Deutschland zu kämpfen hatten, Zeugnis ablegt.

„Eine wahre Freude, mein theuerster Herr Göschen“ schreibt Meißner aus Prag am 28. Februar 1786, „haben Sie

\*) Siehe oben S. 21.



mir durch die Willfährigkeit, mit welcher Sie die Korrekturen so weit versenden, gemacht, eine wahre Freude durch den ganzen Ton Ihrer Briefe. Ich hoffe, wenn anders nur meine Schriftstellerischen Kleinigkeiten Ihnen behagen, daß wir hinführo in wichtigern Geschäften noch, als das gegenwärtige ist, Freunde und Gehilfen von einander seyn werden; denn nichts freut mich mehr, als wenn ich den Verleger in einem andern Tone als der halb- oft ganz kaufmännische Ton ist, mit den Gelehrten sprechen höre . . . Ihre Avertissements will ich nach Möglichkeit auszustreuen suchen. Aber erwarten Sie nicht viel noch von Prag. Die Nachdrucker verderben hier allen ächten teutschen Buchhandel. Briefe in Prag werde ich auch immer — ob schon alles gewogen und danach geschätzt wird — mit Vergnügen besorgen; aber Einschlüsse weiterhin machen hier verzweifelte Umstände. Man bricht sie auf der Mauth sofort auf, wenn sie nur im geringsten dick sind, und will sie ohnedem nicht passiren lassen. Überhaupt ist es unglaublich wie sehr man in K. K. Staaten Korrespondenz mit dem Ausland — je nachbarlicher, je schlimmer, erschwert.

Das Stück von Schillers Thalia, wofür ich Ihnen verbindlichst danke, ist sehr brav und die Szenen aus dem Don Carlos haben fast gleich stark meinen Neid und meine Freude rege gemacht. Herrn Jüngers Lob meiner Kleinigkeit ist mir sehr angenehm, denn ich schätze ihn hoch . . . Er steht in Prag hier noch in Andenken und Liebe" . . .

Auch Jünger hatte Göschen nicht im Stiche gelassen. Dieser Jugendfreund sandte ihm außer seinen Beiträgen zum zweiten Heft der „Thalia“ eine freie Übersetzung aus dem Französischen, betitelt „Die Launen des Vetter Jacobs“. Damit war auch der leichteren Literatur ein Platz in Göschens Katalog eingeräumt, neben der Philosophie und den ernstern Werken, von denen er so hervorragende Proben gegeben hatte. Und so war, als die Ostermesse des Jahres 1786 erschien, aus dem Herrn der beiden Lehrjungen, mit seinen geringen eigenen

Hilfsquellen, seinem kleinen geborgten Kapital, so ganz außer Verhältnis zu seinem Ehrgeiz und seinem Streben, ein Verleger von Ruf geworden. Er hatte Recht sich wegen des Resultates seiner nur einjährigen Tätigkeit zu beglückwünschen. Vermöge des „Merkur“ fiel ein Strahl von dem Glanz der Weimarer Berühmtheiten und vor allem Wielands auch auf seine Verlagsliste. Herders Name bewies, daß der hochmütigste der Schriftsteller es nicht verschmäht hatte, seine Feder in den Dienst eines Werkes zu stellen, das von dem jüngsten der Leipziger Verleger herausgegeben wurde. Bezaubernde Genialität verlieh den Heften der „Thalia“ einen bestrickenden Glanz. Jacobi vertrat philosophische Kontroverse; Hufeland die Wissenschaft, unter der mächtigen Ägide des Jenenser Kreises. Die Schönheiten des klassischen Dramas wurden unter dem Schutz des stolzen Namens der Stolbergs eingeführt. Zacharias Bechers Not- und Hilfsbüchlein vertrat die Nationalökonomie in ansprechender populärer Form, sein Namensvetter W. G. Becker machte sich mit den „Ephemeriden der Menschheit“\*) zu schaffen; Bode bot dem deutschen Leser ein englisches Meisterwerk in deutschem Gewande, während Meißner und Jünger Übersetzungen aus dem Französischen lieferten. In der That für einen Anfänger eine schöne Sammlung von Erstlingen, und dazu noch eine gute Ernte von andern weniger berühmten Autoren!

Freilich müssen Göschens Sorgen beinahe ebenso groß gewesen sein wie seine Befriedigung. Autoren warteten nicht auf ihr Honorar, Drucker nicht auf ihren Lohn, Papierfabrikanten nicht auf die Bezahlung für ihre Lieferungen. Und dann erhob sich wieder die Frage, die er sich schon vor einem Jahre gestellt hatte, wie verschafft man sich Geldmittel?

Von den dreitausend von Körner als die finanzielle Grundlage der Firma zu zahlenden Talern waren am 1. Mai 1875 nur tausend eingelaufen, und es dauerte, trotz der energischen Anstrengungen Körners geraume Zeit, ehe die übrige Summe

\*) Es war dies eine Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung. Zwei Bände à sechs Stücke erschienen.

flüssig gemacht werden konnte. Im September sandte er einen geringfügigen Beitrag mit dem Zusatz, daß das Geld rar sei. Unterdessen kam Göschen in große Not. Er mußte seinen Verpflichtungen nachkommen, und er litt Qualen unter den Geldsorgen. Sein Mitinhaber jedoch tadelte ihn im freundlichstem Tone:

„Schämen Sie sich Ihrer Furchtsamkeit“, schreibt er. \*) „hatte ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie mir sogleich schreiben sollten, wenn Sie sonst nichts zu hoffen hätten? Ich eile Ihnen 500 Thaler sogleich zu schaffen. Lassen Sie sich indessen doch von Kunzen etwas geben. Wegen der 1000 Thaler zu Michaeli schaffe ich auch Rath. Meine Quelle ist der Garten, den ich nunmehr so bald als möglich verkaufen will. . . 1500 Thaler sind mir schon geboten.“ Mit charakteristischem Zartgefühl fügt er am Schlusse noch hinzu: „Den Garten verkaufe ich nicht Threntwegen. Es war schon vorher meine Absicht.“

Vor Ende Oktober gelang es Körner die versprochene Summe von 3000 Talern zusammenzubringen, und Göschen war sehr dankbar. Ehe aber sechs Monate verflossen waren, rief die große Ausdehnung seines Geschäftes neue Sorgen in den Herzen des Verlegers, Körners, seines Theilhabers, und Schillers, seines Freundes, wach. Endlich reiste Körner vor der Ostermesse 1786 selbst nach Leipzig, um die finanzielle Lage zu prüfen, und Schiller schrieb, augenscheinlich um Göschen auf Körners etwaigen Wunsch vorzubereiten, ihrer gegenseitigen Geschäftsverbindung eine regelrechtere Basis zu geben, einen freundlichen Brief; zugleich gab er ihm darin die Versicherung, daß Körner um das Wohlergehen seines Freundes ängstlich besorgt sei.

„Da Sie jetzt mit Körnern wieder zusammen kommen“, heißt es darin, „so hoffe ich, daß Sie einige Schritte zum Besten Ihrer Handlungs-Entwürfe thun können. Er sagte

\*) Dresden, d. 18. September 1875. Kunze war ein angesehenener Kaufmann in Leipzig und ein intimer Freund Schillers.

mir vor einigen Tagen, daß er nunmehr etwas bestimmtes mit Ihnen ausmachen müsse. Ich vermuthete also, daß er Ihnen davon sagen wird. Er interessirt sich sehr für Sie, und ließ sich auch merken, daß er keinen Anstand nehmen würde, Ihnen bei einem Banquier in Leipzig Credit zu verschaffen. Wir sehr, liebster Freund, wünsche ich, daß Ihre Hoffnungen möchten erfüllt werden, und Freude sollte es mir machen, wenn ein Theil davon in meinen Kräften stände. Rechnen Sie wenigstens auf meine dringendste Mitwirkung, auf meine ganze Freundschaft, wenn Sie Gelegenheit wissen, davon Gebrauch zu machen.“\*)

Es ist nicht klar, ob bei dieser besondern Gelegenheit neue Hülfquellen für Götschen flüssig gemacht wurden. Was die Theilhaberschaft anbetrifft, so fanden allerdings Verhandlungen statt, aber es erhellt aus einem Briefe aus dem folgenden Juni, daß damals keine endgültigen Abmachungen stattfanden. Noch vier weitere Jahre wurde der eifrige Verleger die dringende Sorge nicht los, wie er bei seinem ausgedehnten Geschäft und seinen beschränkten Mitteln, Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang bringen sollte.

Gleich nach der Ostermesse 1786 eilte Götschen, Wieland einen Besuch abzustatten. Ehe er sich auf die Reise machte, schrieb er an Bertuch: „Wieland schreibt mir, er möchte mich persönlich kennen. Ich wolte, Sie trennten sich nicht von ihm.“\*\*) Diese Worte beweisen klar, daß selbst, wenn eine „Autorenjagd“ im Jahre 1785 stattgefunden hätte, Götschen doch damals Wieland nicht gesehen haben konnte. Freilich hatten sie viel von und übereinander gehört. Wieland als Aktionär der „Verlagskasse“ in Dessau und eng verbunden mit Bertuch erinnerte sich natürlich des energischen Faktors, der ihren Bankerott so deutlich vorausgesagt hatte. Auch durch den von Bertuch und Wieland gemeinsam redigierten „Merkur“ waren die beiden in Berührung gekommen.

\*) D. 7. April 1786. Geschäftsbriefe S. 18 f.

\*\*) D. 29. April 1786.

Die Behauptung, daß Bertuch schon vor Göschens Besuch bei Wieland den „Merkur“ ganz in die Hände des letzteren übergeben habe, wird durch Böttiger,\*) einen gemeinsamen Bekannten, widerlegt. Er schreibt im Jahre 1796 aus Weimar und erzählt:

„Wieland wünschte seinem Schwiegersohn Reinhold den Antheil an dem Merkur zu verschaffen, den bisher Bertuch gehabt hatte. Göschen trat als Unterhändler ein und bewirkte durch eine rührende Vorstellung, daß Bertuch auf der Stelle zurücktrat, und seine Erklärung in einem Billet an Wieland schickte. Göschen war der Überbringer dieses Billets, das Wieland natürlich mit größter Begierde in Göschens Gegenwart sogleich durchlas. Indem Wieland mit ganzer Seele auf dies Papier geheftet war (!), trat die Hofrätthin in die Stube. Der Hofrath, der bei gewissen Unterbrechungen erschrecklich böse werden kann, fuhr mit der sichtbarsten Ungeduld auf und zeigte seinen Mismuth. Dagegen that seine Frau nichts, als daß sie sich ganz unbefangen lächelnd verbeugte, und wieder davon schlich. ‚Welch' eine edle Gattin haben Sie?‘ rief Göschen mit Begeisterung. Blitzschnell fuhr Wieland von seinem Sitz auf und ergriff Göschen mit herzlichem Händedruck. ‚Junger Mann‘, rief er mit einer Erklärung der Freude im Angesichte, ‚daß sie den Werth dieser Frau so schön erfassen und würdigen, macht Sie auf immer zu meinem Freunde. Und diese Freundschaft will ich Ihnen thätig beweisen, sobald Reich\*\*) todt ist.‘ Göschen nahm diese Äußerung mit Dank und Rührung auf, legte aber kein größeres Gewicht darauf, als er auf eine Ausströmung augenblicklicher Gutmüthigkeit legen zu müssen glaubte.“

Gruber, der Biograph Wielands, der fünfunddreißig Jahre später schrieb, erzählt den ersten Teil der Geschichte anders, aber der coup de théâtre am Schluß ist ganz derselbe. Nach

\*) K. A. Böttiger lebte zuerst in Weimar, war dann Oberaufseher des Antikenmuseums in Dresden.

\*\*) Der Buchhändler Reich war Wielands Hauptverleger.

ihm ging Göschen zu Wieland nur mit dem Wunsche, ihn als Autor für sein Geschäft zu gewinnen, ohne mit einem Worte des „Merkurs“ zu gedenken. Er stellt die Sache so dar, als wäre Wieland durch Göschens Lebhaftigkeit und Intelligenz eingenommen worden, während das der Hofrätin gespendete Kompliment gewissermaßen „nur der Punkt über dem ‚i‘ gewesen sei“.

Der Einfluß, den mein Großvater auf den ehrwürdigen Dichter bei ihrer ersten Begegnung auszuüben vermochte, war nicht auf Tag und Stunde beschränkt. Nach Reichs Tode machte Wieland seinem damaligen Versprechen gemäß Göschen zu seinem Verleger, und die beiden Männer wurden herzliche Freunde. Es wird im Verlauf klar werden, wie Göschen für Wieland eine begeistertere Liebe hegte als für irgend einen anderen seiner vielen Freunde und Autoren. Viele Neigungen waren ihnen gemeinsam. Beide besaßen eine gewisse häusliche Schlichtheit, beide fanden Freude und Genuß in stillen, ländlichen Vergnügungen, beide wurden im spätern Leben ihrem Wesen nach Familienväter, beide beugten sich vor dem alles überstrahlenden Genie Schillers und Goethes, und bewunderten diese geistigen Riesen selbst dann, wenn sie vieles von dem, was beiden, Wieland sowohl wie Göschen, teuer war, zerschlugen. Im Laufe der Zeit wurde ihr Verhältnis zueinander sehr verschieden von dem eines gekrönten Dichters-heroen und eines Verlegers, der diesem zuerst gleichsam mit der Mütze in der Hand gegenübertrat. Der Tag sollte kommen, wo in Deutschlands schwersten Leidensjahren der Autor die Hülfe des Verlegers anrief, und der Verleger nicht länger, wie jetzt, um die Gunst des Autors warb. Bei mehr als einer Gelegenheit wurde ihr Verhältnis durch ihr Temperament, denn beide waren aufbrausende und leidenschaftliche Naturen, ein gespanntes; aber nur für den Augenblick. Ihre Freundschaft widerstand den Schlägen des Schicksals und den Ausbrüchen der Reizbarkeit bis zum Tode Wielands im Jahre 1813.

Obgleich nun Götschen Weimar ohne ein Manuskript in seiner Tasche verlassen mußte, so erhielt er doch kurz darauf den folgenden anerkennenden Brief von Wieland:

„Hochgeschätzter Herr und Freund!

Es ist kein leeres Kompliment, sondern aufrichtige Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie von Herzen hochachte, und daß jeder Ihrer Briefe diese Gesinnung in mir verstärkt und befestiget. Wie gerne wollte ich Ihnen also einen thätigen Beweis derselben durch Gewährung dessen, worum Sie mich in Ihrem soeben erhaltenen Schreiben vom 20ten huj. ersucht haben, geben, wenn es noch in meiner Gewalt stände! Aber dies ist es nicht mehr. Ich habe mit Herrn Reich, dem Verleger der Horaz Satyren, schon vor einem Jahre auch wegen der intendirten neuen Ausgabe der Episteln vorläufig aus eigener Bewegung kontrahirt, und diese Ausgabe wird bloß aus Rücksichten gegen die Verlagskasse, die mir so übel mitspielt, noch zurückgehalten.

Möchte es in meiner Gewalt seyn, Sie für diese fehlgeschlagene Erwartung schadlos zu halten! Aber — es wäre unedel, mit einem Manne wie Sie nicht aufrichtig zu seyn — ältere Freundschaften und Verbindungen haben unverlierbare und gewissermaßen heilige Vorzugsrechte vor jüngeren; und so lange Reich und Steiner leben und meine Freunde bleiben, macht es mir mein Herz (auch ohne irgend eine andere Rücksicht) unmöglich, einem jüngeren Freunde, wie sehr dieser auch meine Hochschätzung und gute Wünsche verdienen mag, den Vorzug vor ihnen zu geben. Dies ist eine Denkart, wodurch ich die Achtung eines Mannes von Ihrem Charakter nicht verlieren kann; indessen thut es mir gleichwohl vielleicht weher als Ihnen selbst, daß ich nicht alle braven Männer Ihres Standes zugleich befriedigen kann. — Ihr Nahme heißt nicht Legion . . .“\*)

\*) Weimar, d. 22ten Mai 1786.

Einen Dienst jedoch war der Schreiber bereit, seinem neuen Freunde zu leisten. Anspielend auf eine versprochene Kritik im „Merkur“, schließt Wieland: „Tom Jones soll mit verdienten Ehren in die Welt introduciret werden . . .“

So mußte sich denn Götschen für den Augenblick mit einem Briefe anstatt mit einem Buche zufrieden geben; dennoch aber war eine Saat gesät, die eine prächtige Ernte versprach, ehe noch viele Jahre verflossen waren, und Bande waren geknüpft, die nachmals in der Literaturgeschichte den Namen des Verlegers unlöslich mit dem des greisen Autors verbinden sollten, der zur Zeit ihrer ersten Begegnung als das anerkannte Haupt der deutschen literarischen Welt dastand.





Goethe in seinem 30. Lebensjahre  
Nach einem Portrait von May  
im Besitze des Freiherrn von Cotta, Stuttgart.



## Sechstes Kapitel.

### Goethe.

Juni 1786 bis Ostern 1787.

Nicht lange nach der Begegnung, bei welcher Götschen sich die Gunst des Patriarchen der deutschen Literatur im Sturme gewonnen, aus welcher er jedoch nur ein wenn auch wertvolles Versprechen heimgebracht hatte, feierte er einen größeren und unmittelbaren Triumph. Er wurde mit der Veröffentlichung der gesammelten Werke Goethes beauftragt, eine Ehre ohnegleichen für einen so jungen Anfänger.

Die Ausführung dieses ehrgeizigen Unternehmens hat eine an Wechselfällen reiche Geschichte. Kleinliche Sorgen, finanzielle Bedrängnisse und Mißverständnisse verdunkelten sie und kühlten den Enthusiasmus, womit Götschen an das Werk herantrat. Auch war schließlich der Gewinn nur ein höchst bescheidener. Aber der durch die Verhandlungen mit einem berühmten Autor gewonnene Ruhm übte eine sofortige Wirkung aus, und der Vorteil, seinen Namen in Verbindung mit einer Unternehmung zu sehen, welches die Aufmerksamkeit eines jeden literarisch gebildeten Mannes in Anspruch nahm, war für Götschen unberechenbar.

Bertuch war der Unterhändler, der seinem Freunde diesen Dienst erwies. Da er sich in demselben Freundeskreise bewegte wie Goethe, so war er in der Lage sich mit allen literarischen Plänen des letzteren bekannt zu machen, und so hörte er denn, daß die Verlagsfirma Unger in Berlin von dem Dichter sondiert worden war, mit der Absicht, seine zerstreuten und unvollendeten Schriften zu sammeln und als

Ganzes zu veröffentlichen. Bertuch fand ferner Goethes Honoraransprüche heraus und teilte sie Götschen mit. Der letztere hielt sie zwar für hoch; aber welcher Verleger konnte eine solche Chance abweisen? So schrieb er dann zurück:

„In der That ist drei Louisd'or alles mögliche was Goethe erwarten kann; in der That ist es schon etwas hart für Unger und wenn Goethe mit zwei Carl'd'or zufrieden ist, so hat U. es immer noch nicht wohlfeil. Doch nehmen muß U. es auch zu 3 Louisd'or und muß nachher desto lauter und anhaltender trommeln.“\*)

Aber obwohl Götschen meinte, Unger könne nicht ablehnen, wurde doch das Geschäft nicht abgeschlossen. Es hatte nämlich um diese Zeit eine gewisse Gleichgültigkeit den Goetheschen Werken gegenüber Platz gegriffen. Seit der Veröffentlichung des „Clavigo“ waren keine weiteren Schriften von ihm gedruckt, und die Erwartung künftiger bedeutender Werke war nicht groß. Außerdem war es vom kommerziellen Standpunkt aus ein großer Nachteil, daß Heimburg in Berlin Goethes Schriften nachgedruckt hatte. Es war daher die Zögerung, acht Bände zu drei Louisd'or den Bogen anzukaufen, durchaus nicht unbegreiflich. Und dennoch hatte Götschen erklärt, kein Verleger könne Goethes Forderung zurückweisen. Diese Meinung betätigte er jetzt, indem er trotz seiner geringen Mittel und seines unentwickelten Geschäftes ein Wagnis unternahm, das die ältere und reichere Berliner Firma abgewiesen hatte.

Wiederum war Bertuch Götschens Vertrauensmann. Für ihn mit seinen nimmer rastenden Ideen hatte der Plan etwas ganz besonders Anziehendes. Ihm waren wahrscheinlich die geringen Hilfsquellen meines Großvaters bekannt. Er bot ihm daher an, den Plan gemeinsam zur Ausführung zu bringen, und einen Teil des nötigen Kapitals beizusteuern. Da die junge Firma in der That die Last kaum allein hätte

\*) 17. Juni 1786. Siehe Goethe Jahrbuch II, 395 ff.

tragen können, so wurde zwischen den beiden Freunden ein Übereinkommen getroffen und in einem sehr kurzen, aber formellen Dokument dahin präzisirt, daß sie sich zu der gemeinsamen Herausgabe von Goethes Werken gegenseitig verpflichteten mit dem gleichen Anteil an den Kosten und an Profit und Verlust; und zwar sollte Götschen für sich und seinen Teilhaber für  $\frac{2}{3}$ , Bertuch für  $\frac{1}{3}$  haften. Dies „hatten sie überlegt, besprochen und abgeschlossen als Ehrenmänner“. Der Teilhaber, auf den hier angespielt wird, ist natürlich Körner.

Diese Verbindung mit Bertuch machte einen fortwährenden Briefwechsel zwischen Weimar und Leipzig nötig, und die Korrespondenz setzt uns nicht nur in den Stand, die beträchtliche geschäftliche Begabung und die Energie wahrzunehmen, mit der dieser Plan ausgeführt wurde, sondern sie entwirft uns auch ein lebhaftes Bild von den verschiedenen Stimmungen der Hoffnungsfreudigkeit und der Niedergeschlagenheit, der Zuversicht, der Besorgnis und gelegentlich des heftigen Unwillens, die nacheinander in des Verlegers Brust Platz griffen.

Sobald nun Bertuch erfahren hatte, daß Unger sich zurückgezogen hatte, wandte er sich in Götschens Namen an Goethe, und die Unterhandlungen wurden mit größter Schnelligkeit abgeschlossen. Man sahte zunächst zwei Ausgaben ins Auge, eine gewöhnliche in Klein-Oktav und eine schönere in Groß-Oktav. Der Dichter forderte die runde Summe von 2000 Talern. Wenn man die 8 Bände zu je 20 Bogen berechnet, so ergibt sich eine etwas geringere Summe als die drei Louisd'or den Bogen, die Unger zu zahlen sich geweigert; aber Goethe blieb dadurch die mühsame und oft wenig zufriedenstellende Berechnung nach der Bogenzahl erspart.

Bertuch berichtete über die Begegnung bei der diese Bedingungen gestellt wurden, an Götschen in einem Briefe vom 29. Juni:

„Am Dienstag“, schreibt er, „war ich bei Goethe und sprach mit ihm über seine Erklärung. „Sie haben die Schraube

sehr scharf angezogen', sagte ich ihm; 'Götschen wird zußen; indessen wir wollen sehen, was er darauf sagt; einige Milderung werden Sie ihm auf alle Fälle affordiren müssen.' 'Es ist wahr', sagte er, 'ich habe meine Forderung etwas gesteigert, meine gedruckten und ungedruckten Werke in eine Brühle geworfen, und eine Summe überhaupt gefordert 1, weil ihm beyde wegen der neuen Bearbeitung gleich, und so gut wie ganz neu sind; 2, um uns nicht wegen der diversen Bogenabrechnungen zu geniren; 3, weil ich, da Götschen nicht fangirt, sondern blos coulant handelt, auf eine zweite Auflage so gut als nichts rechne, und also alles, was ich hoffen kann, von dieser erwarten muß. Hingegen will ich ihn wegen der Stärke der Auflage gar nicht einschränken, und für die gute Auflage in gr. 8<sup>o</sup> auch nichts verlangen, auch die Subscription auf alle Art durch meine Freunde unterstützen helfen u. s. w. Dies war ungefähr seine Meinung, und ich merke, daß er von den 2000 Rt. wohl nicht abgehen wird.'"\*)

Götschen feilschte wirklich nicht, und ein Abzug von den 2000 Talern wurde weder gefordert noch gewährt. Einige Erörterungen fanden statt betreffs künftiger Ausgaben und der Zahl der Freieremplare, aber schon am 6. Juli konnte Goethe an seine teuerste Freundin, Frau von Stein, schreiben:

„Mit Götschen bin ich wegen meiner Schriften einig, in einem Punkte habe ich nachgegeben; übrigens hat er zu allem ja gesagt."\*\*)

Der Dichter war augenscheinlich mit dem Resultat zufrieden. Wieland hatte ihm gleichfalls zu dem vorteilhaften Geschäftsabschluß gratuliert, wie Bertuch an Götschen schrieb, und so „sei die Ratifikation der Artikel gesichert“.

Den Wortlaut des Kontraktes wird man weiter unten finden; indessen verdienen zwei Punkte in Goethes Erklärung

\*) Goethe Jahrbuch II, 395 ff.

\*\*) Goethes Briefe an Frau von Stein, III, 267. Siehe auch „Grenzboten“ von 1881, I, 118 f.

besonderer Erwähnung, da sie in der Folge eine sehr wichtige Rolle spielen. Der Dichter hatte seine Bedingungen in der Überzeugung gestellt, „daß man auf eine zweite Auflage nicht rechnen dürfe“, und „daß er Götschen mit Bezug auf die Stärke der Auflage nicht einschränken wolle.“

Die Gründe, die Goethe bewogen, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten, sind leicht zu verstehen. Ob schon ein langer Zwischenraum verstrichen war, seit er dem Publikum ein neues Werk seiner Feder geschenkt, so war er doch nicht ganz und gar träge gewesen. Einige schöne Bruchstücke, die leider Bruchstücke geblieben waren, hatte er geschrieben. Andere Stücke hatte er in Weimarer Kreisen vorgelesen oder auf der Weimarer Bühne aufführen lassen. Es war daher natürlich, daß er eine Anstrengung machen sollte, diese Arbeiten zur künstlerischen Vollendung und Vollkommenheit zu bringen, während zu gleicher Zeit die pekuniären Hilfsquellen, welche er in dem so angesammelten Material besaß, nicht zu verachten waren, insbesondere angesichts seiner bevorstehenden Reise nach Italien.

Im Interesse des Dichters sowohl als des Verlegers hielt man es übrigens für geraten, das Publikum durch Goethe selbst endgültig über die Gründe der bevorstehenden Herausgabe und über ihre volle Bedeutung aufklären zu lassen. Dies war auch deshalb nötig, weil Pränumeranten gesucht wurden, noch ehe die acht Bände in der Hand des Rezensenten waren. So kam man überein, daß Goethe einen ostensiblen Brief schreiben sollte, in welchem alles so klar wie möglich dargelegt, und daß dieser Brief in die buchhändlerische Anzeige des neuen Verlagsartikels eingeschaltet werden solle. Der Briefentwurf, über den Goethe und Bertuch sich einigten, hatte folgenden Wortlaut:

„Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich endlich nöthigen, eine Sammlung meiner sämmtlichen Schriften, sowohl der gedruckten als auch der ungedruckten, herauszugeben.

Von der einen Seite drohte wieder eine neue Auflage, welche, wie die vorige, ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint, und jener wol an Druckfehlern und andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Sachen, wovon ich Freunden manchmal eine Kopie mittheilte, stückweise ins Publikum zu bringen.

Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer gewünscht, das Wenige gut zu geben, meine schon bekannten Werke des Beifalls den sie erhalten, würdiger zu machen; an diejenigen, welche geendigt im Mskrpt. daliegen bei mehrerer Freiheit und Muße den letzten Fleiß zu wenden, und in glücklicher Stimmung das unvollendete zu vollenden. Allein dies scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Nothwendigkeit zu dem Entschluß bestimmen können, den ich dem Publika bekannt gemacht wünschte. Sie erhalten in dieser Absicht eine Vertheilung meiner sämtlichen Arbeiten in acht Bänden . . . Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie sehr wünsche ich mir aber noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangenen Arbeiten, die dem 6. und 7. Band zugetheilt sind, wo nicht sämtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern, in welchem Falle die vier letzten Bände eine andre Gestalt gewinnen würden. Das übrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zusage gütigst besorgen.“\*)

Diesen Entwurf sandte Bertuch an Götschen, zugleich mit der Skizze einer Ankündigung der Goetheschen Werke, soweit sie ohne des Verlegers Berechnungen aufgesetzt werden konnte. Goethe hatte diese gelesen und gebilligt; Götschen sollte nur noch die vom Publikum zu zahlenden Preise ausfüllen nach genauer Berechnung der Herstellungskosten und dann hinzu-

\*) Öfters gedruckt; unter andern in Biedermann, Goethe und Leipzig, II, 100 f. Vgl. jedoch Goethe Jahrbuch V, 347.



fügen, was er für notwendig erachtete. Von dieser Freiheit machte er, wie wir in der Folge sehen werden, den ausgiebigsten Gebrauch.

Der Preis, den Götschen berechnete, war 6 Taler 16 Groschen für Abonnenten und 8 Taler für die übrigen. Die Sortimenten sollten  $33\frac{1}{3}$  Prozent erhalten.

Daneben legte Bertuch Götschen noch andre Fragen vor betreffs der Stärke und der Form der verschiedenen Auflagen, der Zeit ihrer Fertigstellung und ganz besonders der Maßnahmen gegen den Nachdruck. Von der unerträglichem Frechheit und dem schändlichen Erfolg, mit dem Bücher in allen Theilen Deutschlands nachgedruckt wurden, wird weiter unten die Rede sein. Hier genüge es zu sagen, daß die Nachdrucker sicherlich auch sofort dieser wichtigen Sammlung sich bemächtigen würden. Sogenannte Privilegien mußten in Dresden, Wien und Berlin als eine Art Schutz nachgesucht werden; aber diese waren gänzlich ungenügend, um das Interesse des rechtmäßigen Verlegers zu sichern. Mehr versprach man sich von schlauen Gegenmannövern.

Wie schon erwähnt, war man mit Goethe übereingekommen, eine Ausgabe in klein Oktav und eine schöne in groß Oktav zu drucken. Aber Bertuch und Götschen hatten augenscheinlich noch eine Ausgabe besprochen mit der besonderen Absicht, durch außerordentliche Billigkeit und die Ähnlichkeit mit nachgedruckten Ausgaben die Nachdrucker irre zu führen und in diesen Herren die Idee zu erwecken, irgend ein Genosse sei ihnen zuvorgekommen und habe eine ordinäre Auflage zu so billigem Preise hergestellt, damit Käufer des rechtmäßig publizierten Werkes dadurch abgeschreckt würden.

Während Bertuch deutlich genug vorzuschlug, nichts darüber verlauten zu lassen, woher diese Ausgabe stamme, und den Namen nicht auf dem Titelblatt zu drucken, bin ich doch nach einer Prüfung der betreffenden Bände zu der Gewißheit gelangt, daß sie von Götschen selbst in der hergebrachten Weise angekündigt und veröffentlicht wurde.

Als ein Mann der Welt fragte Bertuch ferner an: „Billigen Sie meine Idee die Namen der Subskribenten zu drucken? So wenig ich jetzt mehr darauf halte, so bin ich doch hier noch dafür; denn ich bin sicher, daß in diesem Falle grade Mancher und Manche aus Eitelkeit mit subskribirt, wenn er weiß, daß er gedruckt wird.“

Hierzu lautet die Randbemerkung meines Großvaters: „Ganz richtig“; und der Druck erfolgte.

Bertuchs Brief hatte sich mit einem am 30. Juni von Götschen geschriebenen gekreuzt. Hierin zeigte er sich voller Eifer: „heute Nachmittag reiße ich mich von allem los um Ihnen den Sonntag das ganze Arrangement des Avertissements und die Göthesche Sache berichtet senden zu können. . . den 16. Juli steuere ich ab nach Töplitz, Karlsbad, Prag, Brünn, Wien, um den ganzen Böhmischen Adel und die Gäste der beiden frequentesten Bäder bestreichen zu können.“

„Mir liegt sehr am Herzen“, fügt er hinzu, „daß ich auch Göthes Avertissement noch mit weg bringe. Uns Himmels willen sorgen Sie dafür. Ich will das merkantilische hier hinzusetzen und dann drucken lassen. Die wichtigsten Punkte sind:

1, daß das Publikum erfährt, die bisherige Ausgabe seiner Werke erkenne der Verfasser nicht für Ausgaben seiner Hand. Diese aber sei von diesem selbst veranstaltet. Das muß Göthe bezeugen.

2, daß das Publikum anjetzt die Göthenschen Werke theils in ganz andrer Gestalt, theils vermehrt und viele noch nicht gedruckte Sachen erhalte. . . .“

Diese Punkte waren bereits in dem Entwurf, der von Weimar unterwegs war, erledigt.

Aber noch eine andere Frage beschäftigte den Verleger: Würde es möglich sein für die Werke in England und Frankreich einen Markt zu finden?

„Wegen Göthes Werke im Französischen“, lautet der Brief weiter, „muß ich erst mit de la Garde sprechen. —

Ohne einen Compagnon, der französischen Handel treibt kann ich und ein anderer deutscher Buchhändler nichts mit den Franzosen machen. Ihr Grundsatz ist den Ausländer nicht mit Geld sondern mit Bücher (!) zu bezahlen, von dem Ausländer aber keine Bücher zu nehmen, sondern Geld. Daben kommt der Ausländer sehr schlecht zu rechte.

Ich wollte, ich könnte nach England. Dort glaube ich wäre mehr mit Göthens Werke zu machen. Weil Werther auch dort ein gewaltiges Fieber der Empfindsamkeit erregt hat. Wie viel Imitationen sind vom Werther nicht erschienen!"

Aus diesem Plan ist, wie es scheint, nichts geworden. In demselben Briefe kündigt Göschen schließlich seinen Entschluß an, vorläufig die Ausgabe in groß Ottav nicht zu drucken; dagegen solle die gewöhnliche Ausgabe in 4000 Exemplaren\*) gedruckt werden, wobei er auf 1000 Subskribenten rechnete, und daß die billige Reserveausgabe in 2000 Exemplaren erscheinen solle. Über diesen Punkt sollte jedoch noch eine Zeitlang Schweigen beobachtet werden.

„Und nun“, ruft er in einem späteren Briefe aus, „sind meine Sorgen angegangen. Ich Sorge für 2000 Thaler, Körner muß ebenso viel schaffen, und Sie haben auch die Güte, dafür zu sorgen. Jeder liefert zu Michaelis 1000 Thaler und das andere zu Neujahr.“ Papierlieferanten, Drucker und Kupferstecher mußten bar bezahlt werden, und Goethe hatte die ungewöhnliche Bedingung gemacht, daß jedes Paket mit Manuscripten dem Verleger nur dann ausgehändigt werden solle, nachdem das Honorar dafür seinem Agenten ausgezahlt sei.

Als Körner in Dresden hörte, daß sein Geschäftsteilhaber in seinen Unterhandlungen mit Goethe Erfolg gehabt hatte, war seine Freude groß, als aber Göschen etwas später sich an ihn wandte und um finanzielle Unterstützung in Gestalt von 2000 Talern bat, die seinen Anteil ausmachten, da die

\*) Die Zahl wurde schließlich auf 3000 reduziert.

Auslagen für das vorhandene, geringe gemeinsame Kapital viel zu groß waren, da mußte er, dem keine überflüssigen Mittel zu Gebote standen, sich eine Bedenkzeit ausbitten, obwohl es ihn ebenso zu dem Unternehmen drängte wie seinen Freund. Daß sie ein solches Geschäft nicht ablehnen konnten, darüber bestand kein Zweifel, die einzige Frage war, wie man sich am besten die Mittel zu dessen Durchführung verschaffte.

Abgesehen von finanziellen Fragen, war also die Sache in vollem Gange, und Anfang Juli wurde durch die Veröffentlichung folgenden „Avertissements“ an das Publikum, das wir als eine literarische Merkwürdigkeit im Wortlaut wiedergeben, der entscheidende Schritte getan:

Des

Herrn G. R.\*) von Göthe zu Weimar  
 sämtliche Werke in acht Bänden  
 Bey Georg Joachim Göschen in Leipzig.

„Ohnstreitig wird dem Publico die Nachricht sehr angenehm seyn, daß der Herr Geheime Rath von Göthe zu Weimar sich entschlossen hat, eine vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu besorgen und in meinem Verlage herauszugeben. Lange schon wünschten seine Freunde und die Verehrer seiner Muse in und außer Teutschland diesen Entschluß, und das Publikum sehnte sich nach mehreren Werken von dem Schriftsteller, den es schon von Anfange her unter seine Lieblingsdichter gestellt hatte; man raffte daher ohne sein Wissen zusammen, was man nur von ihm fand, oder glaubte, daß es von ihm seyn könne, druckte, und so entstanden die sogenannten Sammlungen seiner Werke, darin Sachen zusammengestellt wurden, die er theils nicht für seine Arbeiten anerkannt hatte, theils offenbar andern Verfassern zugehörten; und überdieß nicht zur Hälfte complet

\*) Geheimer Rat (!)

waren, weil das Meiste von des Herrn Verfassers Schriften bis jetzt noch ungedruckt lag.

Es sind eigene Veranlassungen, welche den Herrn Geheimen Rath von Göthe zu dem Entschluß bewogen, sich der Kinder seiner Muse selbst anzunehmen, und dem Publico die erste, ächte und vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Werke von eigener Hand zu schenken. Er erklärt sich selbst ausführlich darüber in einem Briefe an einen Freund, und es ist mir erlaubt von folgender Stelle daraus öffentlichen Gebrauch zu machen.“

Hier folgt der Auszug aus Goethes bereits zitiertem Schreiben: „Ihnen sind die Ursachen bekannt“ usw. und dann fährt Götschen fort:

„Da diese ausführliche Erklärung des Herrn Verfassers — welche zugleich das sicherste Certificat über die Ächtheit und meinen rechtmäßigen Besitz dieser Ausgabe ist — mich aller übrigen Erläuterung über die innere Einrichtung überhebt, so will ich blos das noch hinzufügen, was ich als Verleger dem Publico dabey zu sagen habe.

Ich werde alles Mögliche thun, daß diese vortreflichen Werke auch ein ihrem innern Werth entsprechendes Äußere erhalten. Der Herr Verfasser hat Klein Oktav zum Format gewählt. Sie sollen daher in solchem Format mit ganz neuen deutschen Schriften gedruckt, mit 8 Kupfern von Thodoviedki und 8 Dignetten von Meil geziert werden.

Ohngeachtet ich sie mit Röm. Kaiserl., Kön. Preuss. und Churf. Sächs. allergnädigsten Privilegiis drucken werde, so finde ich doch nöthig mich bey dieser Unternehmung gegen die Räuberey unserer ehrlosen Nachdrucker, welche auf diese Beute gewiß lauern werden, durch den Weg der Subscription zu decken. Ich bin gewiß, der vortrefliche Herr Verfasser hat zu viele Freunde und Verehrer in und außer Teutschland, als daß nicht viele davon, deren Zeit und Geschäfte es erlauben, ihm dies Zeichen ihrer Hochachtung gern geben, Subscribenten zu Sicherung dieser Ausgabe sammeln

und mir gütigst melden sollten. Die Subscribentenliste wird dem letzten Bande beugefügt werden.

Der Subscriptionspreis dieser Ausgabe in klein Oktav für alle 8 Bände, wovon jeder ohngefähr ein Alphabet\*) stark werden wird, und wovon vier Bände auf Ostern und die andern vier zwischen Johannis und Michaelis 1787 geliefert werden, ist 6 Rthlr. 16 Gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. oder Ducaten à 2 Rthlr. 20 Gr.

Der Subscriptionstermin bleibt bis Ostern 1787 offen, mit Ende der Jubilate Messe aber kostet das Werk 8 Rthlr. im Ladenpreis.

Die Herren Subscribenten erhalten das Buch nicht allein wohlfeiler, sondern auch den Vortheil der ersten Abdrücke der Kupferplatten, welches ich als ehrlicher Mann verspreche. Den Liebhabern guter Kupfer kann dieses Versprechen bey einer etwas starken Auflage nicht gleichgültig seyn. Die Zahlung der Subscription wird in der Ostermesse 1787 gänzlich entrichtet, und ohne den Empfang der Gelder kein Exemplar abgeliefert.

Ich ersuche alle Liebhaber der Göthenschen Muse, welchen dieses Avertissement zu Gesichte kommt, entweder sich bei mir unmittelbar, oder bey den Buchhandlungen ihres Orts, oder in Ermangelung derselben, bey den löblichen Postämtern wegen der Subscription zu melden. Die Herren Buchhändler und die löblichen Postämter bitte ich die Subscription anzunehmen, und verspreche erstern von der Subscription den völligen Rabat welchen ich ihnen von meinen übrigen Verlagsartikeln, die nicht auf Subscription gedruckt sind, gebe, und letztern eine namhafte Vergütung für ihre Bemühung."

Mit dem Mangel an Gleichgewicht und dem Mangel an der Erkenntnis dessen, was sich paßt und geziemt, der das

\*) Jeder Druckbogen wurde damals am Fuß der ersten Seite mit einem Buchstaben des Alphabets gekennzeichnet, die sogenannte Signatur. Nur die Buchstaben J, V und W wurden ausgelassen, sodaß das „Alphabet“ aus 23 Signaturen oder 368 Oktavseiten bestand. G.

sonst so klare Auge meines Großvaters trübte, sobald die Vision des Nachdruckes ihn zur Verzweiflung brachte, fügte er noch den folgenden Zusatz bei:

„An die Herren Nachdrucker.

Ich kann es mir zwar leicht vorstellen, daß die hier angekündigten Werke auch eine ganz artige Speculation für Sie seyn werden; allein erlauben Sie mir doch, meine Herren, Ihnen ehe Sie zum Werk schreiten, die Versicherung zu geben, daß ich auch schon ganz artige Maßregeln gegen Sie genommen habe, und Muth genug besitze mit Aufopferung meines ganzen Vorthells Ihre Hoffnungen zu Wasser zu machen, wenn Sie mich in meinem rechtmäßigen Erwerbe durch Ihre unrechtmäßige Industrie zu stöhrren gedenken. Besitzen Sie noch einigen guten Namen in der Welt, so heben Sie ihn gewiß durch eine solche Unternehmung gänzlich auf. Sie sollen so blamirt werden, daß Ihr eigenes Weib, Ihr eigenes Kind Sie mit Verachtung ansehen und kein ehrlicher Mann mit Ihnen aus einem Krüge trinken soll.

Leipzig, im Monat Julius 1786.

Georg Joachim Göschen.“

Bald nachdem Göschen dieses „Avertissement“ in die Welt gesandt, eilte er nach Karlsbad, in der Hoffnung, Goethe, wie verabredet, dort zu treffen. Aber eine große Enttäuschung wartete seiner. Goethe kam nicht, und Göschen reiste nach Wien ab, ohne ihn gesehen zu haben. Er schrieb darüber an Bertuch:

„Acht Tage habe ich in Carlsbadt nach Götthen in tödlicher Unruhe ausgesehen. Endlich fand ich eine Gelegenheit nach Prag, und am nehmlichen Tage, da ich abgereiset bin, ist Götthe angekommen.“

Aber der Prospektus war überall verteilt worden. „Unsre Avertissements“, so heißt es in demselben Briefe, „sind in alle Hände gekommen durch den Aufseher des Sprudels. Göthen habe ich ein Billet und 1000 Avertissements hinterlassen.“

Es war ein Mißgeschick, daß Götschen durch die um einige wenige Stunden verspätete Ankunft Goethes auf eine persönliche Begegnung verzichten mußte. Es wäre interessant gewesen von dem Eindruck zu hören, den dieser große Geheimrat, eine von Götschens intimen Freunden und andern Bekannten so durchaus verschiedene Natur, auf ihn persönlich hervorgebracht hätte, und gleichfalls zu erfahren, ob meines Großvaters liebenswürdige Umgangsformen, die ihn in ein paar Jahren so weit gebracht hatten, und denen die Verfasser vieler Biographie-Notizen Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch die Gunst des stolzen Dichters gewonnen. Wie dem auch sei, wir besitzen keinerlei Aufzeichnungen über eine Begegnung zwischen diesen beiden Männern zu irgend einer Zeit, und ihr Verhältnis zueinander blieb ein rein geschäftliches.

Ehe Goethe Karlsbad verließ, schrieb er einen Brief an Götschen und schloß eine Abschrift des Kontraktes für ihn ein zum Unterscheiden. In diesem waren die Bedingungen ihrer Übereinkunft aufgenommen. Sicherlich haben diese Schriftstücke das Herz des Verlegers mit Genugthuung erfüllt. Der am 2. September geschriebene Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Es thut mir leid, daß ich nicht mehr das Vergnügen gehabt habe Sie in Carlsbad zu sehen, besonders da ich den Morgen, da Sie abreisten, Ihnen unbewußt schon angekommen war, und ich schreibe gegenwärtiges vor meiner Abreise aus dem Carlsbade um Sie von der Lage unsers Negotii völlig zu unterrichten.“

Da ich noch eine kleine Reise vorhabe und nicht bestimmt weiß, wann ich nach Hause zurückkehre, so habe ich den



Tammer-Calculator Seidel in Weimar, der Ihnen auch diesen Brief übermachen wird, völlig unterrichtet und ihm deshalb die nöthigen Aufträge gegeben. Es hat derselbe den ersten und zweiten Band in zugesiegelten Packeten schon in Händen, und wird Ihnen selbigen gegen Erlegung des vierten Theils des honorarii aushändigen. Am ersten Band fehlt nur noch die Zueignung ans Publikum, die aber höchstens einen Bogen stark und ganz zuletzt mit dem Titel gedruckt werden kann; auch können die Seitenzahlen mit römischen Zahlen bezeichnet oder auch ganz und gar weggelassen werden. Die zwey folgenden Bände können um Michaelis, wenigstens bald nach Michaelis, abgeliefert werden und Sie möchten solche alsdann vielleicht noch nicht einmal brauchen. Wegen der vier letztern haben wir bis Ostern Zeit und es wird sich dann davon reden lassen. Gegen Neujahr werd ich schon sagen können wie es damit werden kann. Ich habe keine sonderliche Lust die Stücke, wie sie angezeigt sind, unvollendet hinzugeben, weil dann doch am Ende wenig Dank davon zu erwarten ist. Genug, was an mir liegt, nun auch die vier letzten Bände interessant zu machen, soll gewiß nicht fehlen.

Ich lege verschiedene Bemerkungen hier bey, die Bezug auf den Druck haben; machen Sie davon beliebigen Gebrauch, ein kluger Korrektor muß am Ende doch das beste thun.

Käme ja ein Fall vor, über den man sich nicht zu entscheiden wüßte, so ersuch ich Sie deshalb, direct bey dem Herrn Generalsuperintendent Herder in Weimar anzufragen. Da ich nicht immer zu Haus' bin, so möcht' es einen Aufenthalt machen, er wird entweder mit mir über die Sache reden, oder sie selbst entscheiden, welches ich zum Voraus alles genehmige.

Eben so bitt' ich auch, die Proben des Drucks, und in der Folge die Aushängebogen an Hrn. Generalsuperintendent zu überschicken.

Es liegt auch hier eine Abschrift des Contractes bey welche Sie gefällig unterschreiben und gegen ein andres

Exemplar, welches von meiner Hand unterschrieben in des Cammer Calculators Seidels Händen ist, auswechseln werden.“\*)

Der Vertrag mit Göschen lautete folgendermaßen:

Der Herr Geheimrath von Göthe giebt dem Buchhändler Herrn Georg Joachim Göschen in Leipzig seine Schriften in Verlag und zwar folgendermaßen:

1.

Die nunmehr gedruckte und hierbey geheftete Ankündigung enthält das Verzeichniß derjenigen bisher sowohl gedruckten als ungedruckten Schriften, von welchen Herrn Göschen der Verlag zugesichert wird; sie enthält auch das bedingte Versprechen, daß der Verfasser wenn es ihm an Musse nicht fehlen sollte, das möglichste thun wird um den vier letzten Bänden eine vollkommenere Gestalt zu geben, als es der Anzeige nach geschehen würde. Es versteht sich von selbst, daß alsdann, wenn einige der noch unvollendeten Stücke vollendet würden, andere dagegen aus der Sammlung bleiben müßten, wovon man gegenwärtig jedoch nichts sagen kann; genug, daß es des Verfassers Absicht ist, die vier letzten Bänden denen vier ersten an innerm Gehalt soviel als möglich gleich zu machen.

2.

Die zwey ersten Bände liegen zur Ablieferung bereit; zwey können um Michaelis abgeliefert werden, die vier letztern verspricht man nicht vor Ostern, doch wird man es sich durchaus zur Pflicht rechnen, den Herrn Verleger nicht aufzuhalten.

3.

Überhaupt möchten drey Bände gedruckter, fünfe ungedruckter Schriften gerechnet werden können.

\*) Goethes Werke, Weimr. Ausgabe, Abteilung IV (Briefe) Bd. VIII, S. 14 f.

## 4.

Dafür erhält der Herr Verfasser überhaupt: Zweitausend Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlrn. welches Honorarium gegen das Manuscript, wie solches abgeliefert wird, theilweise zu bezahlen ist.

## 5.

An jeder künftigen Auflage behält der Autor sein Recht und zwar

1. daß keine ohne sein Wissen und Einwilligung gemacht werden kann,

2. daß ihm jeder Bogen Druck mit Einem Louisd'or neuere zukommende Aufsätze mit 3 Louisd'ors bezahlt werden.

3. Vergreift sich aber eine neue Ausgabe innerhalb drei Jahren und ist sie 2000 stark, so zahlt der Verleger oder seine Erben an den Verfasser oder seine Erben 2 $\frac{1}{2}$  Rthlr. von den schon gedruckt gewesenen Werken nach.

4. Wäre die erste oder irgend eine folgende Ausgabe vergriffen, und es wäre die Convenienz des Hrn. Götschen oder seiner Erben nicht, eine neue zu veranstalten, so bleibt es dem Herrn Verfasser oder den Seinigen unbenommen einen andern Verleger zu suchen.

## 6.

Das Format ist wie das vorige Himburgische, klein Oktav mit deutschen Lettern, neue Schrift auf schönes Schreibpapier sauber und geschmackvoll gedruckt. Die Anzahl der Exemplarien verlangt der Verfasser nach geendigtem Druck zu wissen, ob er gleich den Verleger nicht einschränken will.

## 7.

Ingleichen giebt der Herr Verfasser zu, daß eine Auflage in groß Oktav für Liebhaber schöner Exemplare gedruckt werde, zu welcher er ein nochmals genau revidirtes Exemplar der kleinen Aufgabe dem Herrn Verleger zustellen wird,

damit auch der geringste Fehler, der sich allenfalls in die kleinere Auflage einschleichen könnte, aus der großen entfernt bleibe. Wie stark die große Auflage gemacht worden, wird dem Verfaßer nach deren Beendigung angezeigt.

## 8.

Von jeder dieser beiden Auflagen bedingt sich der Verfaßer vierzig Exemplare aus, zwanzig auf holländisch Papier und zwanzig auf ordinäres Schreibpapier, zusammen achtzig Exemplare, in englischem Band, jeden Band besonders gebunden.

## 9.

Übrigens überläßt der Verfaßer die Einrichtung des Drucks und die Verschönerung des Werkes ganz dem Verleger; doch wünscht er einige Proben von Prosa und Versen gedruckt zu sehen; dazu der Verleger einige Stellen nach Belieben wählen kann.

## 10.

Seine folgenden Schriften wird der Hr. Verfaßer Hrn. Götschen vor Andern anbiethen, behält sich aber nach den Umständen vor deshalb besondere Bedingungen zu machen.

## 11.

Nach vollendetem (sic) Druck werden die Manuscripte in welchem Zustand sie auch seyn mögen, dem Herrn Verfaßer zurückgegeben.

So geschehen, Carlsbad, d. 2. Sept. 1786.

J. W. von Goethe.

So war denn die Unterschrift des großen Dichters unter einen Vertrag gesetzt, der meinem Großvater die Verbindung mit dem hervorragendsten deutschen Schriftsteller sicherte. Allerdings hatte er damit auch ein sehr ernstes Risiko auf sich genommen. So berühmt Goethe war, so war es doch sehr

zweifelhaft, ob eine starke Nachfrage nach den gesammelten Werken in acht Bänden zum Ladenpreise von acht Talern stattfinden werde. Und doch war wohl Goethes Äußerung aus spätern Tagen übertrieben, wenn er im Hinblick auf die Zeit der Ankündigung der Göschenschen Ausgabe meinte, das große Publikum habe ihn damals nicht mehr gekannt und nichts mehr von ihm gewünscht. Sein Name war hoch geehrt in ganz Deutschland, und doch lag eine Wahrheit in dieser nachträglich geäußerten Ansicht, nämlich die, daß man von dem, was der Dichter noch schaffen würde, außerhalb des literarischen Kreises, der zu urteilen imstande war, und der das Vertrauen zu ihm und seiner Schaffenskraft niemals verloren hatte, keine großen Erwartungen mehr hegte.

Außerdem war es klar, wie das auch Goethe selber fühlte, daß gerade die Form dessen, was man dem Publikum in der Ankündigung darbot, einem durchschlagenden Erfolge im Wege stand.

Vieles war, obschon umgestaltet und revidiert, doch nicht neu, während Göschen für alles bezahlte, als wäre es neu. Alles war, wie Goethe sich ausdrückte, „in eine Brüche geworfen“. Anderes war wieder nur in fragmentarischer Form versprochen, ohne die feste Zusage einer späteren Vollendung. Der Leser möge sich den Inhalt der Bände ins Gedächtnis zurückrufen:

Sechster Band: Egmont, unbeendet; Elpenor, zwei Akte.

Siebenter Band: Tasso, zwei Akte; Faust, ein Fragment.

Uns, denen diese Titel wundervolle Meisterwerke vergegenwärtigen, Edelsteine, die selbst in nicht vollendeter Fassung immer noch als die glänzendsten Juwelen im Diadem eines Dichters scheinen würden, uns, sage ich, dürfte es vorkommen, als sei schon die bloße Ankündigung dieser Bruchstücke verlockend genug. Aber die Ankündigung hatte nur einfach den frommen Wunsch ausgesprochen, daß mehr Raum und Ruhe den Dichter in den Stand setzen möchten, die angefangenen Werke vollendet abzuliefern, und Göschen fand sehr bald heraus, daß diese Ungewißheit den Wert seines Kaufes als einer kommerziellen Spekulation beträchtlich verminderte.

Diese Furcht drückte er auch Bertuch gegenüber in einem etwas später geschriebenen Briefe aus. „Goethe hat mir durch das Avertissement, die Schriften unvollendet zu liefern, einen bösen Streich gespielt. Es thut mir bey den Subscribenten vielen Schaden.“\*) Im Februar 1787 jedoch konnte Göschen mit Goethes Genehmigung eine beruhigende Ankündigung betreffs der Vollendung der in dieser Ausgabe enthaltenen Stücke publizieren.

Indessen bleibt es richtig, daß der Vertrag, den Göschen mit sich nach Leipzig brachte, trotz aller seiner Schattenseiten den Grundstein zu den Erfolgen der Firma legte, und es wäre ganz natürlich gewesen, wenn er stolz über den Erfolg seines Unternehmens, zu seinem Teilhaber Körner in Dresden geeilt wäre, um mit ihm ein Ereignis von so großem und bleibendem Interesse zu feiern. Aber ohne ein genügendes Personal, um das Geschäft während seiner Abwesenheit fortzuführen, und daher gezwungen, demselben ohne den geringsten Verzug, seine persönliche Aufmerksamkeit zu widmen, und völlig durch die Pflichten gegen seine Geschäftsfreunde in Anspruch genommen, möglicherweise auch aus Mangel an Rücksicht, verabsäumte er es, seinen Freunden Körner und Schiller, die ungeduldig auf Nachricht warteten, das Resultat seiner Reise sofort mitzuteilen.

Übrigens war Göschens Besuch in Wien, wohin er sich von Carlsbad aus mit dem hauptsächlichlichen Zwecke begeben hatte, um ein Privilegium für das Reichsgebiet für Goethes Schriften zu erlangen, höchst befriedigend abgelaufen. Das Privilegium wurde erwirkt. Aber auch nach andern Richtungen hin ermunterte und spornte ihn alles, was er dort sah und hörte, an. Er hatte Empfehlungsbriefe von Wieland und seinem Schwiegersohn Professor Reinhold\*\*), einem Östreicher von Geburt, mitgebracht.

\*) D. 29. Okt. 1786. Siehe Goethe Jahrbuch II.

\*\*) K. Leonhard Reinhold, 1758—1832, ein bedeutender Philosoph, Professor in Jena und Kiel.

„Da nun auch die Zeit Ihrer vorhabenden Reise heranrückt“, schrieb Wieland am 30. Juni 1786, „so übersendet Ihnen mein Reinhold beyliegenden Brief, mehr als ein Zeichen der ungemeynen Hochschätzung und Liebe, so Sie ihm eingeflößt haben, als ob er glaubte, daß Sie etwas anderes als Ihre eigenen persönlichen Eigenschaften nöthig hätten, um in jedem edlen und guten Menschen überall wo Sie hinkommen einen Freund zu erwerben. Der Himmel geleite Sie und segne alles, was Sie unternehmen.“

Diese Empfehlungsbriefe leisteten Göschens die größten Dienste; sie erleichterten ihm die Erreichung seiner Zwecke und sicherten ihm für seine Person eine vortreffliche Aufnahme, deren er übrigens durch die Anziehungskraft seines eigenen Wesens, wie schon gesagt, allenthalben gewiß war.

Nach seiner Rückkehr erwähnt er Wieland gegenüber in einem Briefe verschiedene Wiener literarische Größen und erzählt dann weiter:

„Alle diese und viele andre wackere Männer in Wien tragen Ihr Bild mit unglaublicher Liebe und Achtung in ihrem Herzen. Es ist eine wohlthuende Bemerkung: in jenem Theile Deutschlands statt der hiesigen Kälte oder Kühle, einen feurigen Enthusiasmus unter allen Ständen von großen und kleinen, von hohen und niedrigen Menschen für die verdienstvollen Männer unter den deutschen Schriftstellern zu sehen. Arckenholz und Meißner wurden allenthalben mit einer Achtung und Zuorkommung behandelt, welche sie in keiner andern Stadt Deutschlands würden haben erwarten können. Sie, mein theuerster Herr Hofrath, würde man auf den Händen tragen.“\*)

Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade diese große Begeisterung Göschens für den literarischen Ton der Kaiserstadt gerechtfertigt war; doch fehlt es auch nicht an anderen Berichten, welche das wachsende Interesse für das Schriftstellertum innerhalb ihrer Mauern bezeugen; ja, man hatte seit einigen Jahren die Hoffnung groß gezogen, Wien würde

\*) [November 1786.]

sich zu einem zweiten Paris entwickeln, wo alle genialen Menschen sich zusammenschänden, und wo eine Akademie der Wissenschaften gegründet werden könne. Winkelmann war dort mit Wärme willkommen geheißen worden, man hatte Lessing dahin eingeladen, und Klopstock ward vom Kaiser Joseph durch Gunstbezeugungen ausgezeichnet. Auch Wieland hatte einmal die Idee gehabt, dorthin auszuwandern, aber er wie andre waren bald zu der Überzeugung gelangt, daß an einem von Pfaffen beherrschten Hofe kein Platz für Freunde der Aufklärung sei. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse hatte sich dort ein literarischer Kreis von Männern gebildet, und Wieland war es durch die Lebhaftigkeit und Eleganz seiner Schriften gelungen, die Vorurteile der gebildeten Wiener Gesellschaft gegen die Schriftsteller Norddeutschlands zu besiegen. Auch in seinen Briefen an Bertuch gab Götschen seinem Entzücken Ausdruck. Alles erschien ihm größer, kühner, großartiger als in seiner sächsischen Heimat. „Seit vier Tagen bin ich hier“, schrieb er von Wien aus am 24. August, „in dem großen Wien, wo Alles, Fluß, Baum, Mensch, Haus mächtig, breit und lang ist. Gott sey Dank, daß ich den Muth hatte, diese Reise zu unternehmen. Ohne sie wäre ich immer nur ein halber Buchhändler gewesen.“

Auch in dem Sammeln von Subskribenten zu Goethes Werken in Wien war Götschen erfolgreich; er schreibt schon von 300 Exemplaren sicheren Absatz nach seinem kurzen Aufenthalt, und tat seinen Entschluß kund, keine Gelegenheit zu veräumen, seine Reise nach jeder Richtung hin auszuheuten, und seinem Grundsatz gemäß alles „ganz zu benutzen und nicht halb.“ Seine Bemühungen galten nicht allein der Goetheschen Angelegenheit; er schloß neue Freundschaften, knüpfte neue Verbindungen an. Unter anderen stellte ihm Alzinger\*), ein nicht unbedeutender Dichter, der durch einen

\*) Joh. Baptist von Alzinger, 1755—1797. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, IV, 171. „Doolin von Mannz, eine Rittergeschichte in zehn Gesängen“ erlebte drei Auflagen.



im Jahre 1784 veröffentlichten Band seiner Werke einige Aufmerksamkeit erregt hatte, sein neuestes literarisches Produkt, betitelt „Doolin von Mainz“ zur Verfügung.

Bald nach seiner Rückkehr nach Leipzig jedoch begannen Schwierigkeiten aller Art ihn zu ärgern und zu quälen. Die Entfernung zwischen Rom und Leipzig machte die erforderlichen häufigeren Auseinandersetzungen und Beratungen mit Goethe unmöglich. Anfänglich freilich wurde die schnelle Ankunft von Manuscript dadurch nicht behindert. Die beiden ersten Bände erreichten Göschen zu Anfang Oktober, und da es mit seinen Finanzen grade damals recht schlecht aussah, und doch die Manuscripte, wie wir sahen, gleich bezahlt werden mußten, so war er gezwungen, seine Zuflucht zu Bertuch zu nehmen, der ihm denn auch sofort mit 1000 Talern beisprang.

Es waren aber nicht bloß finanzielle Sorgen, die den Verleger drückten. Ende Oktober schrieb er an Bertuch, er wisse nicht, ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Die Arbeit hatte sich angehäuft, die Michaelimesse stand vor der Thür, und Zeichner und Kupferstecher raubten ihm seine Gemütsruhe.

„Wollte Gott, Göthe erklärte sich bald über die Wahl der Sujets zu unsern Kupfern“, ruft er in einem Briefe aus, „sonst geht uns Chodowiecki aus dem Garne. Die Pressen werden nun frey. Bald soll die Probe des Druckes erfolgen. Ich weiß nicht, wo Göthe ist.“\*)

Diese Druckprobe sollte an Herder gesandt werden; aber Göschen bezweifelte, daß dieser autorisirt sei, eine entscheidende Antwort darüber zu erteilen, ob der Druck Goethes Beifall finde. Er war ungemein begierig, womöglich wenigstens ein vorläufiges Gutheißen zu erwirken, mußte aber in der Zwischenzeit, so gut es eben ging, in der Arbeit fortfahren.

\*) Siehe Goethe Jahrbuch II, 393 f.

Trotzdem ihm aber die technischen Schwierigkeiten immer neue Mühen und Sorgen bereiteten, ermangelte er nicht, die außerordentliche Schönheit der Dichtungen, die ihm jetzt unter die Augen kamen, in sich aufzunehmen und zu bewundern. „Der ganze Mann ist doch Genie“, ruft er einmal aus. \*)

Wie Göschen voraus sah, hatten Chodowiedzi und Meil \*\*) unterdessen andere Aufträge angenommen, da über die Goetheschen so große Ungewißheit bestand. Endlich, Anfang Februar 1787, erreichte ihn ein zweiter Brief Goethes. So viel ich weiß, ist derselbe nicht erhalten, sein Inhalt muß jedoch zu Göschens Beruhigung beigetragen haben, denn am 15. d. M. schrieb er an Bertuch: „Wegen der Kupfer und Vignetten ist schon alles arrangirt, ich wünsche nur, daß ich die aus Rom hätte.“ Dieser Wunsch ging ein paar Tage später wenigstens teilweise in Erfüllung, indem ein Brief von Herder mit den Platten für Iphigenie und der Anweisung, wo dieselben einzufügen seien, ihn erreichte. „Sie sind sehr schön“, schrieb Herder, „und ganz im Geiste des Werkes selbst.“ Der Schreiber hat dann noch besonders um Beschleunigung des Druckes. Göschen aber bedurfte keiner Anspornung. Was ein Verleger imstande war zu tun, tat er. Er erklärt Bertuch gegenüber, daß er wegen der typographischen Einrichtung jeden Bogen der Goetheschen Werke selbst nachlesen müsse, und am 28. Februar 1787 schreibt er: „Göthe liegt mir so nahe am Herzen. Ich lese jeden Bogen selbst, und würde mich ängstigen, den Buchdruckern die Sache allein anzuvertrauen.“ \*\*\*)

Endlich gegen Ende Februar war das gesamte Material für die vier ersten Bände von Goethe aus Italien bei Göschen

\*) In einem Briefe an Bertuch vom 3. Dez. 1786. Vgl. Goethe Jahrbuch II, 398.

\*\*) Chodowiedzi, D. Nikolaus, der berühmte Maler und Kupferstecher, wurde 1726 zu Danzig geboren. Er starb als Direktor der Akademie der bildenden Künste zu Berlin im Jahre 1801. Meil war als zierlicher Buchillustrator bekannt (1733—1803).

\*\*\*) Vgl. Goethe Jahrbuch II.

angelangt, und wir fügen nun einen Brief von Goethe selbst ein, der am 20. Februar in Rom geschrieben wurde.

Rom, den 20. Februar 1787.

„Die vier ersten Bände sind nun bei Ihnen und ich wünsche zu dem Unternehmen Glück. Wie ich Iphigenien umgeschrieben habe, um sie einer guten Aufnahme würdiger zu machen, so bin ich nun beschäftigt, auch den vier letzten Bänden eine andere Gestalt zu geben. Herr General Superintendent Herder wird Ihnen ein Blättchen schicken, wodurch Sie das Publikum von meinem Vorsatze benachrichtigen können. Gegenwärtig arbeite ich an Tasso; dann soll Egmont folgen. Wenn ich es nur irgend zwingen kann, sollen Sie auf Michael wieder zwey Bände haben. Das Publikum wird gerne warten. Wenigstens habe ich von allen Enden her Zuruf, daß ich die Stücke endigen soll.

Meine Reise giebt mir neuen und, wenn ich mein Leben und meine Lebensart betrachte, unendlichen Stoff mit dessen Bearbeitung ich auch nicht säumen werde. So scheint es mir gleich jetzt, daß wir statt acht Bänden zehn haben werden, doch davon läßt sich noch nichts sagen und man schweigt besser davon . . .

Schreiben Sie mir, wie Sie sich befinden, ob Sie sich eine Gattin ausgesucht haben und wie Ihre Unternehmungen gelingen.“ \*)

So durfte denn der gequälte Verleger hoffen, daß alle Hindernisse, die einer sofortigen Ausgabe der ersten vier Bände im Wege standen, hinweggeräumt seien. Wie sich jedoch unglücklichweise herausstellte, war ein Teil der von deutschen Künstlern gelieferten Arbeit unbefriedigend und verursachte einen weiteren Aufschub. Übrigens aber schien alles damals guten Fortgang zu versprechen, und Götschen sandte, auf ein Billet gestützt, welches Herder von

\*) Goethes Werke, Weimar A Abt. IV, Bd. 8, S. 198.

Goethe zur Veröffentlichung erhalten hatte, folgende Notiz an den „Merkur“:

„Den Herrn Subscribenten auf Herrn von Göthes sämtliche Schriften kann ich nun die angenehme Nachricht geben, daß sie alle die angekündigten Werke erhalten werden. Ein Blatt von des Verfassers eigener Hand wird sie beim Empfang der ersten Lieferung näher davon benachrichtigen. Diese erste Lieferung erscheint in der Ostermesse dieses Jahres 1787 und enthält die Leiden Werthers, sehr vermehrt; Götz von Berlichingen; Stella; Clavigo. Ferner folgende noch nie gedruckten Werke: Die Mitschuldigen, ein Lustspiel in Alexandriner; Iphigenie in Tauris mit drei in Rom gestochenen Kupfern von Oeser; der Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel. . .“\*)

Fünf neue Stücke aus Goethes Feder und der außerordentlich populäre Werther in erweiterter Form dürften genügt haben, den Erfolg der Subscription zu sichern. Dennoch war Göschens nach mehreren Hoffnungs- und Zweifelsperioden schließlich enttäuscht. Ein Brief an Bertuch vom 17. März atmet mehr einen erkünstelten Trost als freudige Hoffnung.

„Die Subscription auf Göthe wird zur Ostermesse geschlossen“, schreibt er. „Mann wird und muß die Werke kaufen und wir können den erhöhten Preis auch mitnehmen. . . Wir werden in der Osterwoche 1000 absetzen zum Subscriptionspreis, das ist gewiß; oder meine Calculation müßte gewaltig trügen. Diesen Tausenden können wir lauter gute Kupfer geben. Das wird unsern Credit erhalten.“\*\*)

Wieland hatte schon kurz zuvor sympathische Erkundigungen eingezogen:

„Haben Sie doch die Güte, mir gelegentlich im Vertrauen zu melden, ob die Subscription auf Göthes Werke guten

\*) Vgl. „Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung“, Jena, 1787, Nr. 14.

\*\*) Siehe Goethe Jahrbuch II, 395 f.

Fortgang hat? Es würde mich ungemein freuen, wenn der Muth und Glaube, womit Sie sich in eine so gewagte Unternehmung eingelassen haben, auch nur einigermaßen belohnt wurde. Sie vergessen mich doch nicht unter den Subscribenten?" Hierauf antwortete Göschen:

„Ich habe noch immer große Hoffnung mit Göthe gut zu fahren; daß ich nicht schlecht fahren werde, dafür bin ich schon gesichert. Ich habe dero Nahmen in die Liste schon eingetragen und die Freundschaft, nicht der Kaufmann wird das Exemplar für Sie aussuchen.

Frenlich subscribirt das deutsche Publikum nicht so gerne auf Göthens Schriften als auf Geißlers des jüngern seine unsterblichen Werke. Die Subscriptionslisten von beiden werden das zur Ehre Deutschlands beweisen, und den Patrioten wird das Herz darüber schlagen vor Freuden.“\*)

Einige Beweise der Ermutigung und Anerkennung hatte indessen Göschen doch erhalten. So z. B. schrieb ihm der bekannte Thümmel\*\*), der ihm später sein wichtigstes Werk zur Veröffentlichung anvertraute, ihm aber damals noch fremd war, es habe ihm aufrichtiges Vergnügen gemacht, die Ankündigung der Goetheausgabe zu lesen, und er beeile sich auf sechs Exemplare zu abonnieren; dieselben sollten auf besonders gutem Papier gedruckt sein, eine Liebhaberei, für die er die Extrakosten zu tragen bereit sei.

Die Namen vieler freigebiger Literaturfreunde finden sich auf der nun abgeschlossenen Subskriptionsliste. Diese ist auch deshalb besonders interessant, weil sie uns zeigt, von

\*) Die Spalten der „Jenaischen Literaturzeitung“ werfen einiges Licht auf diesen Geißler. Die Zeitung nennt ihn einen unbegreiflich schamlosen Papierverderber, den unverschämtesten Skribler und Schmeißliege. Er verdankte seine zeitweise Berühmtheit, wie es scheint, seinen pikanten Geschichten über Frauen. Es liegt also eine tiefe Verachtung dieser Art des deutschen Patriotismus in dem Sarcasmus Göschens.

\*\*) M. A. von Thümmel, bekannter Humorist. Bedeutendstes Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“.

welcher Seite her die besten deutschen Schriftsteller Unterstützung zu erwarten hatten. Mitglieder verschiedener fürstlicher Familien bewiesen ihren Eifer und ihren literarischen Geschmack, indem sie ihre Namen unter die Förderer des Unternehmens meines Großvaters einrücken ließen, so drei Prinzen von Gotha, zwei von Hessen-Darmstadt, die Herzogin von Sachsen-Meiningen, zwei Prinzen von Mecklenburg-Schwerin, zwei von Anhalt-Deßau und die bekannte Prinzessin Gallizin.

Dennoch hatte sich die Anziehungskraft dieser vornehmen Namen, von der Bertuch sich so viel versprochen, bis dahin als ein weniger schwer wiegendes Motiv bei dem großen Publikum herausgestellt. Die Ostermesse des Jahres 1787, während der die Ausgabe der ersten vier Bände erfolgen sollte, sah Göschens mit nur 550 Subskribenten statt der erhofften 1000, und er täuschte sich nun nicht länger mit der Hoffnung eines brillanten kommerziellen Erfolges. Die Tatsache blieb aber bestehen: Goethes Name befand sich auf der Liste der jüngsten Leipziger Verlagsfirma. Nun da der Verleger einen so berühmten Schriftsteller gewonnen, brauchte kein anderer Autor vor einer ähnlichen Verbindung zurückzuschrecken; und in glänzenderer Weise konnte Göschens glücklicher, erst vor einem Jahr geäußerter Wunsch, seine Firma in Verbindung mit einem berühmten Manne zu sehen, der ihr Glanz und Ruhm verleihen würde, nicht erfüllt werden.

## Siebentes Kapitel.

### Wachsende Sorgen.

September 1786 bis Ostern 1787.

Wir haben im letzten Kapitel erzählt, daß, sobald Göschen nach seiner Wiener Reise die Leitung des Geschäftes wieder in die Hand genommen, er auch unter dem Druck neuer Geldsorgen schwer zu leiden hatte; und sehr zur un rechten Zeit geriet nun auch Körner, sein Kompagnon, auf den er sich verließ, allmählich in finanzielle Bedrängnis.

Als Göschen trotz seiner Rückkehr nach Leipzig seinen Dresdener Freunden immer noch keine Nachricht über sich und sein Vorhaben gab, schickte ihm Schiller am 9. Oktober 1786 einen freundschaftlichen Verweis.

„Mit Ungeduld, liebster Freund, haben wir auf Nachricht von Ihnen gewartet“, schrieb er. „Wir mußten schon seit acht Tagen, daß Sie in Leipzig wieder angekommen wären, und keine Zeile von Ihnen und Ihrer Reise. Lassen Sie es uns doch bald hören. Sie wissen, welchen Antheil wir an allem nehmen, was auf Ihr Schicksal Einfluß haben kann.“\*)

Aber Körner, als der Theilhaber, der das Geld ins Geschäft gegeben hatte, war mit noch größerem Rechte ungehalten, insbesondere, da er voraus sah, daß er wieder um Geldmittel angegangen werden würde. Er begann Göschen zu sondieren, mit Bezug auf den äußersten Termin, bis zu

\*) Geschäftsbriefe, S. 21.

welchem die Einzahlung der Summe, die er außer dem in Geschäfte bereits angelegten und jetzt auf 4000 Taler erhöhten Kapitale angesichts des Goethe-Unternehmens beizusteuern sich verpflichtet hatte, hinausgeschoben werden könne. Er schrieb zweimal an ihn, ehe er ihm eine Antwort entlockte, die Göschens Besuch in Dresden in Aussicht stellte. Aber der geplagte Verleger konnte keine Muße dazu finden, und einige Zeit verging, ehe die Freunde sich persönlich begegneten. So mußte denn Körner abermals schreiben, und Göschens muß mit einiger Bestürzung vernommen haben, daß sein Teilhaber die 1500 Taler zu Ostern nicht zu zahlen imstande sei, obwohl er für den Notfall seine Unterschrift auf Wechseln anbot.

Endlich im Dezember reiste Körner seinerseits nach Leipzig, teils um sich mit Göschens zu besprechen, teils wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau, den er durch eine Luftveränderung zu bessern hoffte.

Was zwischen beiden Männern verhandelt wurde, darüber läßt sich nichts genaueres sagen, dagegen dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß ihr Verhältnis damals ein etwas gespanntes war. Göschens Stellung in Leipzig war jetzt eine andere als zur Zeit, wo er sich vor anderthalb Jahren, mit Hülfe des Körnerschen Kapitals, etablierte. Sein Erfolg in den Weimarer literarischen Kreisen war überraschend gewesen, und daß Goethe selbst ihm seine Werke anvertraut hatte, war ein Triumph. Ein Anflug von Stolz, eine etwas veränderte Manier war daher nicht unerklärlich. Zu gleicher Zeit aber warf diese seine Stellung keinen so unmittelbaren Profit ab, um die Schuld an seinen Teilhaber sofort abtragen zu können, und Geld mußte, so gut es ging, von andern Freunden, wie dem einflußreichen Bertuch, geborgt werden. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn Göschens der Gegenstand boshafter Kritik wurde, die zum Teil auch Körner zu hören bekam, und zwar zu einer Zeit, wo er selbst mit Göschens mehr oder weniger ungehalten war. Auf



diese Weise lassen sich einige Worte Schillers erklären, die er als Antwort auf einen verloren gegangenen Brief Körners schrieb:

„Was Du mir von Götschen schreibst, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwischen seinen Handlungen im bürgerlichen Leben und seinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu sein, und von einem gewöhnlichen Beurtheiler, der dir vielleicht diese Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der Übergang von dem Cliententon des Anfängers zum gesetzten Männerton mußte für Götschen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt sich diese neue Manier über den Haufen werfen. Desto besser, wenn er kein Geld braucht. Meinen M. muß ich ihm offerieren aus Billigkeit, weil ich weiß, daß er gewinnen wird; ob er meine Bedingung accordirt, ist mir dann gleichgültig. .“\*) (Den 20. Dez. 1786.)

Aus den Worten: „Um so besser, wenn er kein Geld braucht“, muß man schließen, daß Götschen in einem Anfall von Ärger Körner mitgeteilt hatte, er könne ohne fernere Hülfe fertig werden. Sonst wären sie kaum verständlich, denn er war die ganze Zeit hindurch finanziell in der größten Klemme.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß in der gleichen Januarwoche 1787, als Schiller und Körner sich in einem weniger freundlichen Tone als gewöhnlich über Götschen äußerten, dieser, Schillers wegen, folgende ernste Bitte an Wieland richtete.

„Schiller lebt immer noch in Dresden. Ich hoffe noch viel Gutes von ihm, weil er in der That ringet nach Vervollkommnung. Sie werden sich unendlich ihm verpflichten, wenn Sie ihn Ihrer Beurtheilung würdigen. Schiller ist im Umgang ein stiller, sanfter Mann, ganz und gar das Gegentheil, was man von seinem Temperament und Charakter

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 66.

denkt, wenn man seine Schriften gelesen hat, ohne ihn gesehen zu haben.“

Das Urtheil meines Großvaters, der inzwischen ein weiteres Jahr hindurch Gelegenheit gehabt hatte, Schiller kennen zu lernen seit der Zeit, wo er an Bertuch schrieb, um seines Freundes Gunst für den Dichter in Anspruch zu nehmen, ist meiner Meinung nach durch die bemerkenswerte Weise, wie es sein früheres Urtheil bestätigt, von außergewöhnlichem Interesse, und dies um so mehr, als nicht nur Schillers bis dahin veröffentlichte Schriften, einschließlich der „Räuber“, sondern noch mehr seine Privatbriefe zu einem verschiedenen Schlusse berechtigen dürften.

Wenn Schiller im geselligen Verkehr ruhig und sanft war, so war er in seinem Briefwechsel mit Körner und später mit Goethe alles andre eher als sanft. In vielen seiner Briefe findet sich ein Ungestüm des Ausdrucks, ein Feuer der Beredsamkeit und eine Flut ironischer Vorwürfe oder stolzer Geringschätzung, die einen Eindruck hinterlassen, der von dem aus inniger Überzeugung und persönlicher Kenntnis von Göschens mehr als einmal gezeichneten Bilde eines „ruhigen, sanften, gegen seine Mitmenschen überaus duldsamen Mannes“ in jeder Beziehung abweicht. Schiller, der glorreiche Eklektiker, bricht fortwährend in strenge Urtheile über Menschen und Dinge aus; er verlangte viel, und war ungeduldig und hastig. Stärke und Enthusiasmus und eben diese hohen Anforderungen an die unvollkommene menschliche Natur gehören sicherlich mit zu den hervorragendsten, charakteristischen Eigenschaften seiner Briefe.

Und doch muß Göschens Urtheil über den Eindruck, den des Dichters Benehmen im geselligen Verkehr machte, als absolut gerade und wahr gelten. Er und Schiller waren oft verschiedener Meinung, und der letztere kritisierte gelegentlich des ersteren Arbeit scharf, aber darum blieb doch die ursprüngliche Auffassung des Schillerschen Charakters als eines sanften in ihm ungestört bestehen. Später freilich, als Schiller

und Goethe ihre verderbenbringenden Xenien gegen alle und jeden vom Stapel ließen, und Götschen selbst nicht verschont wurde, sah er doch eine verschiedene Seite des Schiller'schen Temperamentes. Aber seine Treue gegen den großen Dichter blieb auch dann noch unerschütterlich. Sei nun die Reibung, die zwischen Götschen und Körner während des Aufenthaltes des letzteren in Leipzig im Winter 1786 auf 1787 existiert haben mag, welche sie wolle, Briefe, die im folgenden Mai geschrieben wurden, beweisen, daß man sich so oder so geeinigt und den alten freundschaftlichen Verkehr wiederhergestellt hatte. Körner bezahlte die 1500 Taler für das Goethe-Unternehmen, war aber entschlossen, der Firma nicht noch mehr Geld vorzuschießen. Er selbst befand sich in so großer finanzieller Bedrängnis, daß er nicht einmal seinen Verpflichtungen nachkommen konnte, „ohne seine Zuflucht zu den Juden zu nehmen.“ Er schrieb an seinen Teilhaber: „Nunmehr lassen Sie mich halt machen. Ich weiß, daß Sie zu keinen andern Unternehmungen Geld von mir verlangen werden, als die Sie auch für mich vortheilhaft glauben; aber mich in meiner jetzigen Lage weiter darauf einzulassen, fängt mir an bedenklich zu werden.“ Er hatte selbst Schulden, und seine eigenen Schuldner waren nicht immer pünktlich. „So war's besonders diesmal“, fährt er fort. „Sie konnten nicht warten. Was blieb mir da übrig, als mir ein halb Duzend Körbe zu holen, und am Ende für 20 pro Cent bei den Juden Geld aufzunehmen. .“

„Verstehen Sie mich recht. Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen. Aber ich fürchte mich vor einem neuen Projekte, wenn Sie mit dem Göthe fertig sind, und deswegen muß ich über diese Sache so offenherzig schreiben. Glauben Sie, daß es mir schwer wird, mich zurückzuhalten, und daß Ihr Hang zu Unternehmungen nicht größer seyn kann als der meinige. Nur in meiner jetzigen Lage muß ich mir Grenzen setzen.“\*) Die Lage der beiden Freunde

\*) Brief vom 11. Mai 1786.

wurde immer schwieriger. Der Juli kam, Göschen hatte zu Ostern keine Zinsen bezahlt, und Körner konnte sie nicht entbehren. In der zartfühlendsten Weise und in einem durchaus liebevollen Ton teilte er Göschen seine Schwierigkeiten mit. Aber als dieser nicht in Dresden erschien, wo er erwartet wurde, führte er in einem langen in fester, wenn auch immer noch freundlicher Sprache abgefaßten Briefe, einer Art Ultimatum, die Krisis selber herbei. Je mehr er über die Natur ihrer „Societät“ nachgedacht, desto mehr Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten sah er voraus. Ihre beiderseitigen Absichten waren eigentlich ganz verschieden. Göschen war natürlicherweise darum zu tun, ein „dauerhaftes Werk für die Zukunft zu gründen“, Körner war daran gelegen „sein Kapital jetzt so gut wie möglich auszunutzen.“ Vorteilhafte Aussichten hielten Göschen für die Entbehrung unmittelbaren Gewinns schadlos; Körner im Gegenteil fragte nichts nach „Aussichten“, da er ohnehin Legate und eine einträglichere Befoldung erwartete. Er bekannte, daß er sich vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht habe; er hatte eine frühere Ernte von ihm erhofft. So schlug er denn eine durchgreifende Änderung vor. Er wollte ein Gläubiger statt eines Teilhabers werden; Göschen sollte alles, was die Handlung abwarf, für sich behalten, während Körner fünf Prozent Zinsen für sein Kapital erhalten, das in sehr leichten Raten terminweise abgetragen werden sollte. Göschen könne auf diese Weise, so meinte Körner, vollkommen frei mit der „Handlung schalten und walten“, wie er wolle, und „wäre die verwickelte Berechnung der Bilanz“ los. Wenn er Glück habe, könne er sich in ein paar Jahren das Geschäft ganz zu eigen erwerben.

Beigefügt war ein sehr formeller Entwurf zu einer Beschreibung, in welcher Göschen über die in das Geschäft eingezahlten 4000 Taler sowie über die später zu der Goethe-Unternehmung beigetragenen 1500 quittieren sollte und sich daneben zur Verzinsung dieses Kapitals mit fünf Prozent

und zur ratenweisen Abzahlung desselben vom Jahre 1791 an verpflichtete.

Es wäre nicht unnatürlich, wenn der Inhalt dieses Schreibens Götschen in Erstaunen gesetzt hätte, und wir wissen in der That nicht, welchen Eindruck es zuerst auf sein Gemüt machte. Aber das äußerst geschäftsmäßige Verfahren, ein zur sofortigen Unterschrift parates Schriftstück beizulegen, mußte ihn in unverkennbarer Weise überzeugen, daß der Augenblick gekommen sei, wo ein endgültiger Entschluß gebieterisch gefordert werde. Und doch ließ er, seiner Gewohnheit gemäß, den Brief erst einmal unbeantwortet. Es ist ja auch erklärlich, daß er zögerte in dem Gefühl, daß eine Krisis in seinen Lebensschicksalen gekommen sei, und daß seine Entscheidung mit Bezug auf die Vorteile und die Nachteile des Vorschlags und ihr relatives Gewicht sein Glück oder sein Verderben bedeuten würde. Denn obschon der Vorschlag die Aussicht auf größere Unabhängigkeit und größeren Profit eröffnete, mußte ihn doch der Rücktritt des Teilhabers, der das Kapital repräsentiert hatte, und die Last der Verbindlichkeiten, die künftig ihm allein zufielen, mit erklärlicher Besorgnis erfüllen. Bei der augenblicklichen Geschäftslage war die Verfügung über Kapitalien von unberechenbarer Wichtigkeit, und bis vor kurzem war Körner in einem Notfalle stets zur Hand gewesen. Bedenken derart scheint Götschen Schiller mitgeteilt zu haben, denn der letztere schrieb an Körner: sein Übereinkommen mit Götschen möge ganz recht sein, es sei ihm aber einigermaßen seltsam erschienen.

Körner, der mittlerweile nichts von Götschen hörte, glaubte wahrscheinlich, er sei verletzt oder beleidigt. Er war sich bewußt, die Sachlage etwas zu kraß dargestellt zu haben. Vielleicht glaubte er auch, daß Götschens Schweigen auf seine Absicht zu einer persönlichen Beratung nach Dresden zu kommen, zurückzuführen sei. Genug, er wartete vierzehn Tage, und ergriff erst dann wieder die Initiative in einem Briefe vom 13. August in dem er schreibt:

„Bertuch hat mir gesagt, daß Sie wirklich Willens gewesen wären uns zu besuchen. Machen Sie es noch wahr, und vergessen Sie meinen letzten Brief. Prenez que je n'ai rien dit! Wir sind die Alten, sobald Sie der Alte sind.“

Ein paar Tage später war alles zur Zufriedenheit geordnet. Körner hatte mit vieler Freude von Götschen vernommen, daß sein Vorschlag mit seinen Wünschen übereinstimme; er mußte sehr freundlich geschrieben haben, denn Körner versicherte ihn, „er sei nicht so uneigennützig, wie er schildere; alle Mißverständnisse seien nun unter ihnen vorbei, und sein Freund würde ihm verzeihen, wenn ihm in einigen seiner Briefe weniger freundliche Ausdrücke entfahren seien. „Ihr Stillschweigen hatte mich verstimmt“, fügte er hinzu.

Auch an Schiller schrieb Körner, daß Götschen vollkommen mit ihm zufrieden sei, daß die „Societät“ für Götschen selbst drückend gewesen, und daß der letztere nur nicht gewagt habe, die Auflösung derselben selbst vorzuschlagen. Jetzt jedoch habe er seine Vorschläge angenommen, und alles sei in der bestmöglichen Verfassung. Es habe ihn gefreut, auch Götschens Wünsche erfüllt zu haben, während er sein eigenes Interesse im Auge hatte.

So wurde die Theilhaberschaft, die den Grundstein zu Götschens Erfolg gelegt hatte, zur Zufriedenheit beider Freunde aufgelöst.

Wir müssen aber auf den Herbst des vorigen Jahres zurückkommen, als Götschen von seiner Reise nach Süddeutschland zurückkehrte und seine Dresdner Freunde vergebens auf seinen Besuch warten ließ.

Damals war er begierig, Vorbereitungen zur Veröffentlichung des „Carlos“ in Form eines selbständigen Buches zu treffen, und auch die „Thalia“ mußte besorgt werden. Das vierte Heft sollte die Fortsetzung des „Carlos“ und den Anfang des „Geistersehers“ enthalten, ein Werk, das Schiller anfänglich viel Kopfzerbrechen kostete, schließlich aber von großem Erfolge gekrönt war. Es war auch deshalb von besonderem

Interesse, weil es dem Publikum, dessen Bewunderung er sich nicht nur durch den Glanz seiner Werke sondern auch durch die in verschiedenen Schöpfungen wie den „Räubern“ und „Carlos“ zur Erscheinung kommende Vielseitigkeit rasch erworben hatte, den Dichter in einem einigermaßen neuen Charakter zeigte.

Doch wurde Schillers Feder durch seine Beiträge zur „Thalia“ nicht lediglich in Anspruch genommen. Er schrieb fleißig am „Menschenfeind“, einem andern großen Stück, wie er es nannte, und bot das Werk Götschen am 5. Nov. 1786 in einem sehr freundlichen Briefe an. Zu gleicher Zeit erzählte er ihm, daß er sich mit dem großen Schauspieler Schröder in Verbindung gesetzt, betreffs seiner Darstellung des „Menschenfeindes“, „welches eine Force-Rolle für ihn ist“, und des „Carlos“, den er „nach meinem besondern Manuscripte geben“ würde. Zu diesem Zwecke mußte eine Prosa-bearbeitung gemacht werden. Auch in Dresden sollte „Carlos“ aufgeführt werden, wenn das Stück die Zensur passiere.

Der Dichter hatte aber außerdem noch die schwierige Aufgabe, eine „revidierte“ Ausgabe des Stückes zu schreiben, denn als selbständiges Werk sollte es nicht in derselben Gestalt erscheinen wie in den Hefen der „Thalia“. Er „rang nach Vervollkommnung“, wie Götschen sagte, und „seine Feile richtete Verwüstungen im ‚Carlos‘ an“.

Es erhellt demnach, daß „Carlos“ schon in den ersten Jahren seines Erscheinens in drei verschiedenen Fassungen geschrieben wurde. Die Originalversion in Versen stand in der „Thalia“, eine revidierte Fassung wurde als Buch separat gedruckt und die Prosa-bearbeitung war für das Theater bestimmt.

Sobald Schiller Götschen mitteilen konnte, daß diese revidierte Fassung mit starken Schritten sich dem Ende näherte, mußte er auch das Geschäftliche ins reine bringen. Er tat dies, indem er Götschen die Wahl ließ, ihm für den einzelnen Bogen zwölf Taler oder für das Ganze fünfzig Louisd'or

zu zahlen. Nachdem er dann noch die Hoffnung ausgesprochen, daß „die Ausbreitung des Carlos und die Nachfrage deswegen dadurch erstaunlich gewinnen werde“, daß er mit Schröder Abrede genommen, schließt der Brief:

„Nun leben Sie wohl. Dies ist einmal ein Kaufmannsbrief und er soll es auch bleiben. Freundschaft und Schachern sind so heterogene Dinge, daß ich Ihnen für einen andern Brief aufspare, was Ihnen Freund Schiller noch sonst zu schreiben hat.“\*)

Unterdessen muß man nicht glauben, daß die empfindliche Natur des Dichters dem gegenüber gleichgültig war, was die Kritik über seine Schöpfungen schrieb. Es war gegen Ende dieses Jahres, als eine Besprechung der „Thalia“ in der Leipziger „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ folgenden zornigen Brief des Dichters\*\*) veranlaßte, dessen gewöhnliche Milde und Sanftmut mein Großvater in so beherdeter Weise bezugt hatte:

„Die Recension, die Sie mir geschickt haben, hat zu deutlich das Gepräge von bösem Willen und Galle, als daß es der Mühe werth sein sollte, das Schiefe und Seichte was sie enthält, auseinander zu setzen. Wenn mir einer bei Beurtheilung eines Trauerspiels nur die Floskeln im Styl zusammensucht und nicht einmal einen Charakter, eine dramatische Entwicklung berührt, so sehe ich dem Menschen an, daß der Himmel ihn nicht zur Beurtheilung eines Kunstwerkes bestellt hat. Mir Satisfaction genug, daß er zu plump und zu heftig gewesen war, um die Ursachen verstehen zu können, die ihn zum Schreiben getrieben haben. Meiner Meinung nach ist es Dñk oder Schreiter\*\*\*) oder Beide mit einander. Gott bewahre mich auf eine solche stümperhafte Arbeit zu antworten. Die Form unter welcher

\*) Schiller Briefe, I, 319.

\*\*) Schillers Briefe, I, 316.

\*\*\*) Dñk war Buchhändler in Leipzig und zugleich Schriftstellerisch tätig. Schreiter war Übersetzer und Dñks Ratgeber.



mein Carlos die Welt betreten wird, soll meine einzige Antwort sein."

Die Fortsetzung des Briefes läßt in schöner Weise Schillers rücksichtsvolle Behandlung Göschens zu dieser Zeit erkennen: „Um die Thalia seien Sie nicht besorgt“, schreibt er, „sollte ihr der Titel eines Journals wirklich schaden, so hoffe ich im Stande zu seyn wenigstens Sie beim Verlag nicht einbüßen zu lassen. Es wäre mir schon sehr unangenehm, wenn mein Verleger bey mir nicht gewänne, wie viel weniger mein Freund. Geht also innerhalb eines Jahres nicht so viel ab, daß Sie befriedigt sind, so empfangen Sie von mir den zweiten Band ohne Honorarium, oder, wenn Sie lieber wollen, sollen Sie meine Räuber, Siesko und Kabelle und Liebe umsonst und verbessert drucken.

Adieu, liebster Freund. Behalten Sie mich in gutem Andenken. Ewig der Ihrige.

Schiller."

Wenn man schon dafür hielt, daß ein Leipziger Journal dem „Don Carlos“ in seiner neuen Form Schaden tun könne, so war es um so dringender nötig, sich der Gunst anderer und wichtigerer Zeitschriften im voraus zu vergewissern. Und hier kam in erster Linie der „Merkur“ in Betracht, an dessen Herausgeber Wieland, Göschens treuen Bundesgenossen, man sich desfalls zu wenden hatte. Unglücklicherweise aber war Wieland, obschon sonst Schiller sehr freundlich gesinnt, kein großer Bewunderer des „Carlos“. Er schrieb an Göschens:

„Für die „Thalia“ danke ich Ihnen verbindlichst. Sie soll im M. recensirt, und so säuberlich als möglich mit ihrem schön und dichtklochtigen Knaben Absalom verfahren werden, wiewohl ich mit seinen Fortsetzungen des Don Carlos, in welchem Lichte ich sie auch betrachten mag, nicht besser als mit der ersten zufrieden seyn kann. Der „Verbrecher aus Infamie“ ist ein gutes, lehrreiches Stück, und der im letzten

Stück angefangene Geisterseher hat uns nach der Fortsetzung und dem dénouement ungeduldig gemacht; jeder rathet nach seiner Weise, wie sich der Verfasser aus der Sache ziehen werde, und unsre Erwartung ist aufs äußerste gespannt. Den Hrn. Schiller wünschte ich sehr von Person kennen zu lernen.“\*)

Anfang März 1787 konnte Schiller Götschen die Versicherung geben, daß „Carlos“ in vierzehn Tagen in Dresden aufgeführt werden sollte, falls die Zensur keine Schwierigkeiten mache.

„... Wenn ich die theatralische Ausgabe drucken lasse“, schrieb er, „so versteht es sich von selbst, daß kein anderer als Sie sie verlegt. Doch muß die eigentliche Jambische erst im Publikum und womöglich aus Ihrem Gewölbe seyn.

„Der Menschenfeind wird mich, so bald ich ganz mit dem Carlos zu Stande bin, beschäftigen. Ein Akt davon ist fertig. Dieses Stück kann vor Ende des Julius nicht fertig seyn, weil ich es habe liegen lassen. Ich mag Ihnen jetzt nicht größere Hoffnungen machen, als ich gewiß voraussehen leisten zu können. Es ist möglich, daß dieser Menschenfeind alle meine vorigen Stücke übertrifft — durch das allgemeine Interesse seines Inhalts, und die Begeisterung womit ich ihn schreibe. Es versteht sich, liebster Freund, daß er Ihnen zuerst angeboten wird.

Der Geisterseher wird fortgesetzt, doch weiß ich Ihnen nicht gewiß zu sagen, ob auch die Thalia? Lustig ist es doch, daß man endlich einmal auf den Gedanken kommt, dieses Journal für etwas zu halten. Ich habe den Troß der jetzigen Monatschriften durchgesehen, und ausgespürt was für Nebenbuhlerinnen die Thalia eigentlich hat. Ich kann es nicht leugnen, daß ich mich selbst gefühlt habe und nicht weiß wofür ich das Publikum halten soll. Vor einigen Wochen schreibt mir ein Prinz Gallizin aus Paris um die

\*) 14. Januar 1787.

Thalia, giebt sich zum Subscribenten an und schickt mir einen deutschen Aufsatz zum Einrücken. Der Prinz von Coburg bittet mich angelegentlich ihm das Mscrpt. des Geistesehers noch vor dem Drucke zu schicken. Ich mußte lachen, denn ich habe an der Fortsetzung noch keine Zeile geschrieben . .

Das Papier zum Carlos ist vortreflich . . .

Nun leben Sie wohl, liebster Freund, der Himmel gebe Ihnen viel Freude — Muth und Glück. Das wünscht von ganzen Herzen Ihr aufrichtigster

S. Schiller.“\*)

„Freude, Muth und Glück!“ Siegt in diesen herzlichen Worten Schillers auch nur eine Spur von Verstimmung, wie sie seine Bemerkung an Körner im Winter, daß es ihm gleichgültig sei, ob Götschen seine Bedingungen betreffs des „Menschenfeindes“ annehme oder nicht, nahe legte?

In der That zeigte aber auch Götschen das dringendste Verlangen, allen Wünschen des Dichters gerecht zu werden. Was die Wahl der Lettern für „Carlos“ anbetrifft, so wollte er sie nach ihrer Neuheit, Schönheit und Schärfe wählen. „Ihr Wille ist mir Gesetz, wenn ich ihn erfüllen kann.“ Dann fügte er noch hinzu:

„Unser Publikum nimmt Theil an Allem was für die Neugierde ist. Daher der Schwung, welchen die Berliner Monatschrift genommen hat, Schlögers Staatsanzeiger, polit. Journal usw. Für Poesie hat es keinen Sinn mehr. Überhaupt, Freund, können wir dem guten Geschmack bald ein Grablied singen. Einige ächte Kenner machens in Deutschland nicht aus.“

Unglücklicherweise gelang es Götschen, trotz seines enthusiastischen Wunsches, den Druck des „Carlos“ ausnahmsweise gut herzustellen, nicht, den Dichter durch die Ausstattung des Werkes zu befriedigen. Schiller war verstimmt, als er

\*) Schillers Briefe, I, 332 f.

die ersten Bogen empfang. Er klagte Körner, daß ihm der Druck durchaus nicht gefiele. Die Lettern wären nicht die, die er gewollt und paßten nicht zu der Form des Stückes. Es sähe sehr schlecht aus, wenn eine jambische Zeile in zwei geteilt würde, wie das hier oftmals vorkäme. Kurzum, der Druck sei weit hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben. Auch wären die Wörter nicht immer gleichmäßig buchstabiert. Er erwarte jedoch eine Besserung in der zweiten Auflage.

Körner jedoch stimmte nicht mit Schiller überein. Diesmal brach er für Göschen eine Lanze. In seiner Antwort legte er dem Dichter nahe, daß er möglicherweise zu hohe Erwartungen gehegt habe. Huber habe den Druck gesehen und sei nicht unzufrieden damit. Andre Punkte, über die Schiller sich beklagte, seien ihm nicht aufgefallen, und das würde nach seiner Überzeugung bei vielen anderen Lesern gleichfalls der Fall sein.

Wir werden weiter unten sehen, daß Goethe, als er die ersten Proben seiner Werke sah, ihren Druck noch viel schärfer kritisierte. Die Zeit sollte kommen, wo Göschen, vielleicht aus Ärger über die Klagen seiner Geschäftsfreunde betreffs des Druckes der ihm anvertrauten Werke, seine eigenen Pressen aufstellte und sich durch die beispiellose Aufmerksamkeit, mit der er jede technische und wissenschaftliche Kleinigkeit überwachte, den Namen eines Deutschen Bodoni oder Didot\*) erwarb. Keiner brachte im Interesse der deutschen Typographie so große Opfer wie er.

Während Göschen auf diese Weise mit Sorgen und Fleiß in der Schillerschen Angelegenheit tätig war, und, wie wir gesehen haben, schwer an der Last zu tragen hatte, die ihm die Herausgabe der gesammelten Goetheschen Schriften auferlegte, wurde er um diese Zeit noch obendrein gehezt und fast zu Tode gequält durch die Details einer von Bertuch und G. M. Kraus, dem Direktor der Zeichenakademie in

\*) Bodoni, berühmter italienischer Buchdrucker in Parma, geb. 1740, gest. 1813. Didot, eine alte französische Buchdruckerfamilie.



PANDORA

ODER

TASCHENBUCH DES LUXUS UND DER MODEN ALLER VOLKER  
FÜR DAS JAHR 1787.

VON F. T. BERTUCH UND A. M. KRAUS.  
WEIMAR UND LEIPZIG BEI G. J. GÖSCHEN.



Weimar\*) ins Leben gerufenen Spekulation, nämlich einer Art Album, das sich zu einem Neujahrgeschenk eignen sollte und den Titel: „Pandora, ein Kalender des Luxus und der Moden“ führte. Auf diese „Pandora“ verwendete er mehr Zeit, Nachdenken und Energie, als sie wert gewesen zu sein scheint. Es mußten mehr Einzelheiten erwogen werden, als wo es sich um weit wichtigere Verlagsartikel handelte, und sie verwickelten den Verleger in eine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz, zu deren Bewältigung sein Personal nicht ausreichte. Aber die „Pandora“ war ein Lieblingsprojekt Bertuchs, und Bertuch war ein Bundesgenosse, der ihm in der Goetheschen Angelegenheit treu zur Seite stand, und ihm, dem jungen Anfänger, mit seinem Vermögen, seinem Einfluß und seiner Erfahrung allezeit in so hilfreicher Weise beigestanden hatte, daß Götschen ihm zum größten Danke verpflichtet war. Noch ein anderer Grund trug dazu bei, dies Unternehmen für den Verleger anziehend zu machen: das Buch war insbesondere für Frauen bestimmt, und Götschen nahm — und darin war er in Deutschland wenigstens seiner Zeit voraus — das größte Interesse an der Erziehung und Bildung der Frauen. So besprach er denn dies kleine Geschenkbuch mit erstaunlichem Ernst.

Im Februar 1786 schüttete er Bertuch über diese Art Veröffentlichungen dieser Art sein Herz aus:

„So viel ich in der Eile habe darüber nachdenken können, wüßt ich nicht, was dem Plan an Vollkommenheit fehlte. Die Priesterinnen der Venus, so delikate sie auch behandelt sind, hätten vielleicht doch wegbleiben können. Mir wenigstens würde keine Sache angenehm seyn, von der ich wüßte, daß sie ihr Daseyn dem Geschmack einiger französischen vornehmen Dirnen zu verdanken habe. Aber, du lieber Gott, was will denn das auch sagen, ich versteh ja den Henker von dem, was Mode und Geschmack heißt. Eine andere Bemerkung ist

\*) Geb. 1737. Schüler Tischbeins. Er starb am 5. Nov. 1806 infolge des Schreckens bei der Plünderung von Weimar.

vielleicht wichtiger. Wie, wenn Sie in diesem Journal einen Abschnitt bloß den Leuten vom Mittelstande widmeten; darin zuweilen Vorschläge thäten, wie man eine einfache, wohlfeile, einheimische Tracht mit Geschmac einrichten könnte? wenn Sie deutsche Damen bäten, Patriotinnen zu seyn und ihre Erfindungsgabe und ihren Geschmac in solchen Mustern zu üben, die dem Körper eine Zierde und dem ehrlichen Ehemann eine Ersparnis, sowie den deutschen Fürsten, die das Geld gerne im Lande behalten, eine angenehme Erscheinung wären. Wie, wenn Sie durch eine schickliche Abhandlung, ein Raisonnement über den Zweck und die Schönheit eines jeden Kleidungsstückes den Damen auf die Sprünge hälfen? Auch wäre es wohl gut, wenn Sie zuweilen eine Kritik mit der Anzeige der ausländischen Moden verbänden. — Noch eins, mein theuerster Freund, Sie werden wohl thun, wenn Sie mehr auf Ameublement als Kleidung sehen. Hier können wir täglich lernen, und Sie befördern dadurch viel Gutes, und sicherlich gewinnen Sie durch diesen Artikel, nicht die mehrsten Leser, sondern die mehrsten Käuffer. Die Moden der Kleider sind bald vorüber, aber ein nützlichcs Ameublement dauert länger und man hat das gegebene Modell zum Ankauf weit nöthiger als das Modebild eines Kleides, welches man durch den ersten Anblick gemeinlich weg hat.“

Dieser auf das Anmutige und Häuslich-praktische gerichtete Brief über Moden und Modejournale geht dem Datum nach demjenigen unmittelbar voraus, den wir in einem früheren Kapitel ausführlich wiedergegeben haben, und worin die Lehren der Aufklärung, des Freimaurertums und des christlichen Glaubens von meinem Großvater in der ernstesten und eingehendsten Weise besprochen wurden. Die Besprechung gipfelte in dem Schlußsatz, daß es des Verlegers größter Stolz sein müsse, vermöge seiner Unparteilichkeit Wahrheit und Licht verbreitet zu haben.

Und doch sind beide Briefe, so verschieden sie sind, gleich charakteristisch für Göschens. Es wird dem Leser bereits klar



geworden sein, daß ein gewisser, philanthropischer, gesunder Menschenverstand, verbunden mit einer ausgeprägten Einfachheit des Geschmacks und einer Vorliebe für alles Wohlstandige, für Häuslichkeit und Ungeziertheit ganz besonders hervortretende Züge im Charakter meines Großvaters bildeten. Auch ist in allem, was er schrieb oder tat, ein entschieden patriotischer Ton wohl erkennbar, und dies in einer Zeit, in der das deutsche Nationalgefühl sich nur in äußerst schwacher Weise geltend machte.

Die Plackereien in Verbindung mit der „Pandora“ erreichten ihren Höhepunkt ungefähr Ende Oktober 1786 und trugen wahrscheinlich mit zu jener Nachlässigkeit des Verlegers im Briesschreiben bei, über die sich seine Dresdener Freunde Schiller und Körner beklagten. Seine Sorgen und sein Ärger machen sich Luft in Kraftausdrücken in seinen Briefen an Bertuch. Er hoffte sechstausend Exemplare zu verkaufen, und eine französische Übersetzung sollte gleichzeitig mit dem deutschen Original veröffentlicht werden. Der Erfolg hing nun lediglich davon ab, ob das kleine Buch zur rechten Zeit für die Buchhändler in ganz Deutschland fertig sein würde, um der Nachfrage zum neuen Jahre zu genügen.

Aber weder Kupferstecher noch Buchbinder hielten Wort. Götschen wußte weder aus noch ein. „Alle Correspondenten schimpfen wie die Rohrperlinge. ‚Hilf uns auch aus der Pandoranoth‘, sing ich in der Sitanen künftigen Bußtag,“ schrieb er an Bertuch am 15ten November. Er fürchtete, daß die ‚Entreprise‘ verloren gehe, denn wie käme er noch für die entfernten Örter zeitig fertig werden, wenn noch nicht ein einziges Taschenbuch fertig sei? (Nov. 17.) Und als nun das Ende des Novembermonates herankam, erklärte er, der „ganze Plan sei zerrissen“.

„Dieses Jahr“, schreibt er an Bertuch am 4ten Dezember, „ist die Sache nun wohl ein wenig verdorben. Künftiges Jahr wollen wir's anders machen. Sie würden erschrecken, wenn Sie auf mein Pult sähen, und die Mahnbrieife wegen

der Pandora läßen, grob und ungezogen, empfindlich und jammernd, alles eins um's andere. Alle sagen: nach Neujahr können wir sie nicht mehr gebrauchen."

Trotz alledem war das Endresultat besser, als Göschen erwartet hatte. Exemplare in genügender Anzahl konnten vor dem Neujahrstage, trotz des großen Andranges, ausgegeben werden, und die deutsche Ausgabe wurde ausverkauft. Zwar waren nicht alle mit dem Inhalt zufrieden, aber obgleich das Publikum tadelte, wie Göschen sagte, so kaufte es doch, denn ein jeder wollte seinem „Liebgen ein Präsent machen“, und das Präsent mußte ein neuer Kalender sein. Dagegen blieben die meist kostspielig gebundenen französischen Exemplare unverkauft, und das Unternehmen, so weit es Göschen betraf, endete mit Verlust, während er seine Zeit und seinen Kopf unnötig in Anspruch genommen und seine Barmittel ernstlich angegriffen hatte, um dies „verschwenderische Frauenzimmer zu kleiden“.

Wenn aber Göschen auch verlor, so litten doch Bertuch und Kraus nicht darunter, da er ihnen ein festes Honorar zahlte; und ehe noch die mit der ersten Ausgabe der „Pandora“ verbundene Placerei nachgelassen, bestürmte Bertuch seinen Freund schon wieder mit Vorschlägen zu einer zweiten, zu der er einen revidierten Plan sandte. Diesmal aber trat der Verleger, der sich der Unzufriedenheit des Publikums mit dem Inhalt des ersten Heftes erinnerte, mit unzähligen Vorschlägen dazwischen, die alle von einer eigentümlichen Gedankenrichtung meines Großvaters Kunde geben. Er schlug Abbildungen von griechischen Kostümen vor; er wollte eine Auswahl von sechs interessanten Szenen aus der griechischen Geschichte getroffen wissen. Wenn der gewählte Gegenstand pathetischen Charakters sei, so würde es die Gelegenheit zu einer rührenden Erzählung bieten, oder wenn komischen Charakters, „Anlaß zum Witß“. Diese Erzählungen würden die „Pandora“ über den „Frauenzimmerkalender“ heben, der „wegen seiner weinerlichen, empfindsamen Geschichtgen von den Damen



PANDORA  
ODER  
KALENDER DES LUXUS UND DER MODEN FÜR  
DAS JAHR 1788  
WEIMAR UND LEIPZIG BEI G. J. GÖSCHEN.



mit einer unbeschreiblichen Wuth gekauft wird.“ Bertuch wollte sich mit einfachen Erklärungen der Kupfer begnügen; aber Götschen meinte, daß dies „die Weiber nicht interessirt“. Dann fügt er hinzu: „Und was wollen Sie über Sujets von Moden sagen, das das Herz der Weiber interessiren kann? Hingegen eine Gruppe aus dieser oder jener Geschichte giebt vielleicht Gelegenheit zu einem Dialog, der zugleich Erklärung ist und zur Darstellung des Puzes des Zeitalters, worin die Geschichte sich ereignet hat“ (Jan. 17. 1787).

In dem nächsten Briefe an Bertuch erörtert Götschen in humoristischer Weise die Frage etwaiger Tanzmusik und „Touren für den Kalender“. „Diese Tänze sollten eigentlich modische Benennungen haben. Wir haben zum Beispiel Sigarotänze gehabt. Machen wir einen Cagliostroanz? Nein! aber was? Wie wär's, wenn wir auch einmal ein Ding thäten und einen Oberonstanz, einen Werthertanz, einen Tanz à la Gesner machten? Die Musik müßte die Hauptsache bei der Charakteristik thun. Zum Beispiel in den Gesnerischen müßte etwas pastormäßiges in der Wahl der Instrumente und in der Melodie seyn . . . Die Touren zum Gesnerischen Tanz müssen leicht, ungezwungen, fröhlich seyn . . . Über die Tanzkunst läßt sich gewiß recht viel sagen; man tanzt sich entweder zu Tode oder ist so schwehrfällig dabei wie ein Baum; über die Grazie des Tanzens, über seinen Nutzen, und mir deucht, das soll wohl niemand besser machen als Freund Bertuch.

„Ein prächtiger Schatz ist mir in die Hände gefallen, nämlich die geistreiche und geniale Komposition englischer Tänze von unserm einstigen Freudenkinde, dem jungen Galisch. Er hat einen Tanz mit Flöte- und Oboebegleitung komponirt, der so schmelzend ist, daß unsere gutherzigen Mädchen sich die Augen wischten, als sie ihn tanzten. Das würde uns einen Tanz à la Werther geben.“

Hatte schon die „Pandora“, wie wir gesehen haben, „die extravagante Dame“ dem Verleger unaussprechlich viel Arbeit

und Ärger gekostet, so bewiesen sich auch andere Autoren außer Schiller, Bertuch und Goethe, sehr schwer zu befriedigen in ihren Ansprüchen an seine Zeit und seine besondere Aufmerksamkeit. Es ist in der That ein Wunder, wie er ohne ein genügendes Personal seinen vielen Arbeitspflichten gerecht werden konnte. Unter andern bestürmte ihn Alzinger mit Briefen über Briefen in bezug auf Doolin. Indem er das Manuskript dem Verleger empfahl „wie ein Vater dem geliebten Freunde einen Sohn empfiehlt, der sich auf Reisen begiebt,“ belästigte er ihn so unaufhörlich mit bis ins kleinste gehenden Anleitungen zum Buchstabieren gewisser Worte, ja sogar zur Silbentrennung, daß er sich zuletzt selber wunderte, ob nicht Göschen dem Augenblick fluchen würde, wo er seine Bekanntschaft gemacht, oder zu dem Gelübde verleitet werden würde, nie wieder die Werke eines Dichters zu verlegen. „Dem sei, wie ihm wolle“, schrieb er, „Sie haben beschlossen, es zu thun, und nun müssen Sie diesen bitteren Kelch bis auf die Hefen trinken.“\*) Seine letzten Verbesserungen müßten, koste es, was es wolle, noch berücksichtigt werden; er habe Tag und Nacht gearbeitet, um heute fertig zu sein, und es würde ihm tödtlichen Schmerz bereiten, wenn er vergeblich gearbeitet hätte.“

Mögliherweise verwünschte Göschen wirklich in seinem Herzen mehr als einen seiner Autoren. Alzinger aber nahm damals eine ziemlich hohe Stellung unter den Dichtern ein, und sein Name gereichte seinem Verlagskatalog zur Zierde.

Eine Stelle in einem Briefe Alzingers gereichte indessen Göschen zur größten Genugthuung. Sie enthielt ein interessantes Lob Schillers. „Auf Schillers Carlos freue ich mich, wie ein Kind auf die Weihnachtsgabe“, schrieb der Dichter. „Wenn das Ganze den Proben entspricht, die in der Thalia stehen, so ist dieses eins der vorzüglichsten deutschen Trauerspiele. Mich haben diese Proben sehr überrascht. Denn,

---

\*) Wien, d. 25. Nov. 1786. Handschriftlich.

aufrichtig zu sehn, ich lese wenig Neues, und ärgere mich über den Schwall Bücher, der jede Messe unser Vaterland überschwemmt. Desto mehr aber freue ich mich, wenn ein Mann unter den Zwergen auftritt.“\*)

Von seiten eines namhaften Dichters war dies eine schöne und augenscheinlich gänzlich vorurteilsfreie Anerkennung der Erscheinung eines allbeherrschenden Genius, auf den sein Vaterland vor allen andern stolz sein sollte.

Auch muß Götschen angenehm berührt gewesen sein, daß Alringer wenigstens mit dem Kleide, das dem geliebten Kinde seines Geistes angelegt worden war, seine Zufriedenheit in einem warmen Glückwunsch an den Verleger, als dieser ihm ein Exemplar seines Buches gesandt hatte, zu erkennen gab.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Götschen, überladen wie er war mit Arbeit und gezwungen, seine Verpflichtungen innerhalb gewisser Grenzen zu halten, zu dieser Zeit dazu getrieben wurde, Anerbieten abzulehnen, welche von den betreffenden Autoren als äußerst schmeichelhaft für eine so junge Firma angesehen wurden. Unter andern lehnte er ein ihm von Bertuch angebotenes Werk ab.

„Das Manuscript von Reichardt“, schrieb er dabei, „ist für mich nicht. Die Briefe sind schön genug; aber ich darf neben Göthens Werke nichts bringen, was nicht äußerst interessant ist. Durch jene kauffen die Buchhändler stark bey mir in Rechnung und menagiren deswegen mich in Absicht alles Übrigen so sehr als möglich.“\*\*)

Hier erfahren wir den Hauptgrund, warum Götschen damals seine Unternehmungen auf diejenigen beschränkte, die besonders vielversprechend erschienen, oder zu denen

\*) Wien, [März] 1787. Handschriftlich.

\*\*\*) D. 12. Nov. 1786. Heinr. A. Ottokar Reichardt, geb. 1751, starb 1828. Er war Herausgeber des „Revolutions- und Friedens-Almanachs“ und Bibliothekar des Herzogs Ernst von Gotha. Er veröffentlichte außerdem noch viele Schriften. (Vgl. Gödeke, Grundriß, II, 650.)

frühere Freundschaften oder Versprechungen ihn verpflichteten. In einem einige Monate später an Wieland gerichteten Briefe beschrieb er seine Lage noch anschaulicher. Wieland hatte ihm ein Werk seines Schwiegersohnes Reinhold angeboten. Einen solchen Vorschlag von sich zu weisen, muß dem Verleger, und insbesondere einem jungen und strebsamen Verleger, sehr nahe gegangen sein. Aber er hatte keine Wahl.

„Jeder Brief, womit Sie mich beehren“, so lautet Göschens Antwort, „giebt mir einen neuen Beweis Ihres gütigen freundschaftlichen Wohlwollens. Ich würde solches nicht verdienen, wenn ich in irgend etwas hinter dem Berge halten könnte und nicht immer offen und vertrauensvoll handelte. Sie wissen es, theuerster Herr Hofrath, daß ich als Anfänger viel übernommen habe und daß ich um meines eigenen Besten willen, sowohl als um aller derer willen, welche mit mir in Verbindung stehen, nicht mehr übernehmen darf, als ich bezahlen und bestreiten kann. Das, was ich bis Michael übernommen habe, kann ich mit Ehren ausführen, mehr aber nicht, wenn sich nicht bis dahin meine Situation durch irgend eine Begebenheit verbessert. Allein in dieser Rücksicht muß ich auf die Freude resignieren von meinem geliebten Freunde Reinhold das Manuscript zu drucken. Mit wem möchte ich lieber als Verleger in Verbindung stehen? Mit Niemand! Ich bin nicht ohne Hoffnung, nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit, daß ich bald mehr werde wirken können als jetzt. Sind meine Kräfte erst von größerem Umfange, und Freund Reinhold erinnert sich dann nicht, daß Göschken einst zu schwach war, sein Verleger werden zu können, so hoff ich, daß mein Wunsch etwas von den Früchten seines wahrhaftig scharfsinnigen und hellen Geistes zu verlegen, realisirt werden wird.“\*)

Als der April kam, riß sich Göschken los, um Bertuch einen kurzen Besuch in Weimar abzustatten. Sie hatten viel mit

\*) Leipzig, wahrscheinlich nach der Ostermesse, 1787.



einander zu besprechen, die „Pandora“ und Goethes Werke betreffend, aber für den ruhelosen, spekulierenden Bertuch war dies nicht genug: er mußte Götschen neue Pläne vorlegen. Dieser weigerte sich indessen standhaft, neue Verpflichtungen einzugehen; doch war es der folgenden, von Götschen nach seiner Rückkehr geschriebenen Herzensergießung nach zu urteilen, Bertuch gelungen, seinen Freund mit neuem Mut und neuer Zuversicht zu erfüllen.

„Daß ich Ihr Herz verstanden habe“, lautet diese, „daß ich Ihre vertrauensvolle Liebe schätze, das muß Ihnen noch von mir durch That bewiesen werden, wenn Gott mein Leben fristet, und er dieses Leben zu edlen Bestimmungen mir gegeben hat. Ich weiß nicht ob sich jemals so viel in meine Seele zusammengedrängt hat, als in diesem Augenblick, und ob ich jemals eifriger gewünscht habe, etwas leisten zu können, etwas in der Welt zu werden, als an diesem Abend. Möchte dieser Muth nie geschwächt, und von ihm nie reelle Kraft und That getrennt werden. *Nous verrons!*“

Bei dieser Gelegenheit, wie schon früher, scheint Bertuch in Götschen gedrungen zu sein, sein Geschäft ganz nach Weimar zu verlegen. Dieser aber hatte ihm in etwas vagen Redensarten auseinandergesetzt, daß er sich zu einer solchen Veränderung nicht entschließen könne.

Und nun war die Ostermesse des Jahres 1787 herangekommen, und wiederum, ja, in noch höherem Grade als im Jahre 1786, nahm die Liste des jungen Verlegers unter den Meßkatalogen eine glänzende Stellung ein. In solchen Augenblicken konnte allerdings das drückende Gefühl übertriebener Anspannung und fortwährenden Kampfes durch die freudige Betrachtung der Resultate einer nur zweijährigen Tätigkeit zurückgedrängt werden! Goethes gesammelte Werke, Band 1 bis 4! Konnte sich eines Verlegers Ehrgeiz ein höheres Ziel stecken? Schillers „Carlos“, als ein selbständiges Werk; Wielands „Merkur“; Werke von Bode, Alvinger und Stolberg (denn endlich durfte der geduldige Graf sein Werk angekündigt

sehen)! Ferner erschienen noch zwei andre Namen allerersten Ranges auf Göschens Liste: die Namen Lessings und Klopstocks!

Der Verleger hatte nämlich das Verlagsrecht der Lessingschen Dramaturgie und der Klopstockschen Oden von Bode gekauft. In welcher Weise sich dieser Kauf vollzog, kann ich nicht sagen. Die früheste Notiz davon findet sich in dem offiziellen Meßkatalog von 1787, wo es heißt, daß „G. J. Göschel in Leipzig das Verlagsrecht einer Anzahl Bücher erworben habe, die in Zukunft von ihm bezogen werden könnten“. Das dort gedruckte Verzeichnis enthält Klopstocks „David“. Außerdem aber finden sich Klopstocks „Oden“ und Lessings „Hamburgische Dramaturgie“ in Göschens gewöhnlichen Privatkatalog eingetragen, ein Beweis, daß er diese Werke neu gedruckt hatte.

Der glänzende Katalog, mit dem Göschel bei dieser Gelegenheit an die Öffentlichkeit trat, verfehlte nicht, auf die schriftstellerische Welt einen tiefen Eindruck zu machen. Das Fehlen alles wertlosen „Plunders“ charakterisierte ihn fast in dem gleichen Maße, wie die stattliche Anzahl von Werken aus der Feder genialer Männer.

Ein Kritiker und Mitarbeiter an der „Gothaischen Gelehrtenzeitung“, Namens Schatz, läßt, gelegentlich einer Besprechung der Verlagsartikel meines Großvaters, diesen wegen ihrer unerreichten Vorzüglichkeit große Anerkennung zuteil werden. Er wolle die Besprechung derselben in der „Gelehrtenzeitung“ möglichst beschleunigen, schrieb er, und könne sie bei aller Unparteilichkeit samt und sonders sehr günstig rezensieren. Es sei kein leeres Kompliment, sondern innige Überzeugung, wenn er sage, daß er keinen andern deutschen Verleger kenne, der so viel unternehme und doch nur gute Ware auf den Markt bringe. Es würde in jeder Hinsicht vortrefflich sein, wenn alle seine Kollegen seinem Beispiel folgten und lieber ein paar gute Werke druckten als eine Masse mittelmäßigen oder schlechten Zeuges. Ein jeder recht Denkende würde seinem Wunsche zustimmen, daß sein Verlag

ihm so viel Profit einbringen möge, als seinem Namen Ehre.

In dem wichtigen Erwerb des Bodeschen Verlagsrechtes lag wenigstens zum Theil der Grund, warum Göschens Hilfsquellen zu dieser Zeit so sehr, ja so übermäßig in Anspruch genommen waren. Er hatte in der That vieles auf Händen, und die Frage ist gerechtfertigt, ob er nicht zu viel unternommen. Seine Sorgen und Müheligkeiten lasteten in fast unerträglicher Weise auf ihm. Traurige Zeiten für den Buchhandel rückten heran; und für den Verleger einiger der größten Schriftsteller seiner Zeit kamen Augenblicke, wo er fast zu unterliegen, glaubte und so sehr darben und sparen mußte, daß er eine Lampe, die er zum Preise von dreißig Mark gekauft hatte, abstellte, weil er sich die Ausgabe nicht erlauben konnte!

## Achtes Kapitel.

### Nachdrucker.

Östern 1787 bis Östern 1788.

Nach der Ostermesse 1787 rückte eine der stürmischsten Perioden im Leben Göschens heran. Wir haben gesehen, wie sein Erfolg ihm Sorgen über Sorgen aufbürdete. Nun aber begnügte sich sein hitziges Temperament nicht damit, sich ruhig durch dieselben hindurchtreiben zu lassen, sondern es drängte ihn, seine streitlustige Stimme laut geltend zu machen, und ernste Konflikte, theils selbstverschuldeter Art, theils solche, die aus seiner Unfähigkeit entsprangen, sich mit dem, was er für ein schreiendes Übel hielt, abzufinden, drohten, seinen Mut, der groß, und seine Geduld, die oft nur gering war, auf eine schwere Probe zu stellen.

Der Leser, der ihm bis hierher von Stufe zu Stufe in seiner Entwicklung gefolgt ist, wird allmählich imstande sein, sich von den Anlagen, die ihn förderten sowohl, wie von den Schwachheiten, die ihn hinderten, eine Vorstellung zu machen. Daß er einen ungeheuren Fleiß und eine ungeheure Ausdauer besaß, ist klar; ebenso daß er sich äußerst lebenswürdig zu machen verstand; daß er, obschon von Natur freundlich und sanft, sich bis zu einem gewissen Punkte entschlossen und unerschütterlich zeigte, und daß zu Zeiten fast brutale Zornesausbrüche mit einem etwas sentimentalen Sichberuhigen bei dem ihn treffenden Mißgeschick abwechselten. Wir werden sehen, daß in dem Kampfesjahre, in das er jetzt eintrat, seine schwer gepriifte Geduld ihn beinahe im Stiche ließ; daß er einigen seiner Sorgen mit einer wahren

Mut und Entschlossenheit die Stirne bot; daß aber, wenigstens bei einer Gelegenheit, doch ein Freund sich genötigt sah, die krankhafte Seite seines sehr erregbaren Charakters scharf zu rügen. Die Hauptursache der fortwährenden Störung seines Gleichmutes während dieser Zeit war sein leidenschaftlicher Zorn gegen die Nachdrucker, die in seinen Augen nichts weiter als Diebe und Räuber, eine Schande für den Buchhandel und für ihr Land, und ein Hindernis auf dem Wege des Erfolges für alle ehrlichen Verleger waren, deren erste Pflicht darin bestehe, sie auszurotten.

Die Nachdrucker in Deutschland hatten ihr unehrliches Gewerbe bis zu einem völlig unerträglichem Grade ausgedehnt, und dem Mißbrauch wurde durch die Zerstückelung des Landes in so viele getrennte Königreiche, Herzogtümer und kleinere Fürstentümer ein außerordentlich großer Vor Schub geleistet. Jeder Staat hatte seine verschiedenen Gesetze, und keine Gesetzgebung hatte ein allgemeines Verlagsrecht anerkannt. Autoren und Verleger, die in Sachsen oder in einem noch kleineren Gebiet tätig waren, konnten keinen Vorteil und keinen Erfolg erwarten, so lange nicht ihre Werke über ganz Deutschland verbreitet wurden. Kaum aber hatte ein Verleger, der seinem Autor ein gutes Honorar bezahlte, sein Buch ausgesandt, so wurden in andern Fürstentümern billige Ausgaben veranstaltet, und zwar von Männern, die nicht einmal einen einzigen Taler für das Werk bezahlt hatten.

Die Versuche, die in Leipzig und früher in Frankfurt gemacht worden waren, der wachsenden Gefahr entgegenzutreten, hatten keinen Erfolg gehabt. Ja selbst mit den Schutzmitteln, die nach einander zugunsten der Verleger eingeführt worden waren, erreichte man nur, daß diese in Kosten gestürzt wurden, die zu den gewonnenen Vorteilen in keinem Verhältnis standen. Man zwang sie, Privilegien zu kaufen, die sie angeblich gegen den Nachdruck schützen sollten; für diesen armseligen, vom Staate gewährten Schutz, mußten sie bezahlen. Auf der andern Seite waren sie einer strengen

Kontrolle unterworfen. Eine unnachgiebige Zensur hinderte ihr Geschäft, ohne ihm Rechte genügend zu sichern.

Die berühmte Leipziger „Bücherkommission“ hatte zwar alle Buchhändler, Verleger, Buchbinder und Autoren, was privilegierte und verbotene Bücher betraf, zu überwachen, ihnen neue Privilegien auszustellen und sie gegen irgend welche Verletzung derselben zu schützen, aber sie mußte die Übeltäter selbst den gewöhnlichen Gerichtshöfen zur Bestrafung überweisen. Es war lediglich eine allgemeine Überwachungsbehörde, die, während die Literatur in mancherlei Weise durch die Zensur beeinträchtigt wurde, sich auffallend ungenügend zur Unterdrückung des Nachdrucks erwies. Privilegien zum Druck besonderer Werke wurden dringenden und zahlenden Nachsuchern zwar gewährt, aber ohne sorgfältige Prüfung vorheriger Rechte, und selbst wo man dergleichen Rechte anerkannte, genügte eine Änderung in der Form des Werkes oder selbst im Druck, um die Gestattung eines neuen Privilegs als gerechtfertigt gelten zu lassen. So lag sich aber die sächsische Regierung selbst bewies, tat sie doch ihr Bestes, ihre Untertanen gegen andere zu schützen. Der Kurfürst von Sachsen erließ ein fulminantes Dekret wider den Nachdruck im „Reich“; aber die darin enthaltenen strengeren Bestimmungen waren eine bloße Wiederholung alter Reskripte mit einigen neu hinzugefügten Klauseln, die auf Kosten des deutschen Buchhandels Leipzig das Monopol eines neuen und rasch wachsenden Literaturzweiges, nämlich der Übersetzungen der alten und ausländischen Klassiker, sichern sollten. Es war natürlich, daß Deutschland einer so selbstüchtigen Strafpredigt kein Gehör schenkte. Das Reich gehörte mit zu den Hauptübeltätern. Unzählige Male hatte Götschen die „Schandtaten“ der Bücherdiebe im Reich, die kein Gesetz zur Rechenschaft ziehen konnte, an den Pranger gestellt. Tausende von Exemplaren bedeutender Bücher wurden innerhalb seiner Grenzen verkauft, während Götschen selbst kaum einige hundert absetzte.

Der Grad, bis zu welchem die öffentliche Meinung vererbt war, und die Art und Weise, in der die Regierungen gewisser Länder den Nachdruck tatsächlich unterstützten, nämlich als ein patriotisches Mittel, um den Untertanen billige Literaturerzeugnisse zukommen zu lassen, erhellt aus einem lächerlichen Ereignis, das Wieland erlebte, als er mit zornigem Humor seiner scharfen Feder im „Merkur“ freien Lauf ließ, um die Verwerflichkeit des Nachdrucks darzutun. Er veröffentlichte als ein ununterzeichnetes jeu d'esprit den Prospekt einer „Vereinigung patriotischer Freunde der Literatur für die Herausgabe einer Universalbibliothek aller Künste und Wissenschaften.“ Ihr Ziel sollte sein, die allgemeinste und schnellste Verbreitung der ganzen Ernte des Jahres von allen heimischen Arbeitern auf allen Gebieten des Wissens. Dazu sollten die Preise aller literarischen Erzeugnisse so niedrig gestellt werden, daß das lesende Publikum für zehn Taler alle Werke des Jahres kaufen könnte. Mit unnachahmlicher Ironie spielte Wieland die Rolle eines Verteidigers des Nachdrucks und legte mit einschneidendem Sarkasmus die grobe Unfittlichkeit der Argumente bloß, mit denen er verteidigt wurde.

Er griff die unglaubliche Duldung an, welche die Regierungen dem Nachdruck gegenüber an den Tag legten, eine Duldung, die, wie man allgemein versicherte, nicht nur mit dem stillschweigenden sondern mit dem ausgesprochenen Einverständnis der Landesherren ausgeübt wurde.

Diese Scheinankündigung schloß mit der Bemerkung, daß die „Vereinigung“ sich verpflichtet fühle, vor einer gewissen Bande verkappter Schmuggler-Verleger zu warnen, die unter der Maske des Patriotismus ihre selbstsüchtigen Ziele versteckten. So habe ein gewisser Gerle in Prag sich nicht geschämt, eine Sammlung nachgedruckter Werke zu dem gewiß nicht billigen Preise von einem Kreuzer den Bogen zu verkaufen. Der Verein aber wolle sich von diesem Pseudonachdrucker nicht besiegen lassen, und würde dem Publikum eine nachgedruckte Ausgabe seiner nachgedruckten Sammlung zu halbem Preise anbieten!

Der Humor der Geschichte aber liegt in dem, was auf Wielands Verspottung folgte. Es wirft ein Licht auf die riesige und lächerliche Ausdehnung, die dieser schamlose Nachdruckerhandel angenommen hatte. Man hielt diese erdichtete Ankündigung für eine von einer tatsächlichen Gesellschaft ausgehende. So unglaublich wie es scheint, faßte die Handlung deren Geschäftsführer „ein gewisser Gerle in Prag“ war, die Anzeige als ernstgemeint auf und sandte eine heftige Antwort mit der Unterschrift: „Der Herausgeber der Encyclopädischen Sammlung von Neudrucken“ an Wieland als den Herausgeber des „Merkur“, indem sie zugleich an seine wohlbekannte Unparteilichkeit die Forderung stellte, diese Antwort in die nächste Nummer der Zeitschrift einzurücken. Gerle und Konsorten leugneten hierin den Nachdruck durchaus nicht, sondern gaben nur die vermeintliche neue Gesellschaft als eifersüchtige Konkurrentin dem „Abscheu preis“. So begierig waren sie als Anhänger des Monopols ihre Gegnerin aus dem Felde zu schlagen, daß sie vor keiner Schmähung zurückschreckten. Wenn die Vereinigung nachgedruckte Sammlungen zu einem noch niedrigeren Bruchteil eines Kreuzers pro Bogen anbiete, als sie selbst es täten, so würde die Prager Gesellschaft das Gleiche tun!

Wieland war aufs höchste belustigt und veröffentlichte in seiner Freude über die Gelegenheit zu weitem Ausfällen eine humoristische Entgegnung im „Merkur“; in einem späteren Hefte jedoch warf er die Verkleidung des Vertreters der vorgeblichen „Vereinigung“ ab, und teilte links und rechts seine Hiebe aus mit erfrischender Kraft, aber auch mit Betrübnis über die absolute Unfähigkeit seiner Landsleute, die satirische Behandlung eines Gegenstandes zu verstehen. Er hatte diese Verkleidung gewählt, um unter dem Vorwand, die Sache der Nachdrucker und ihrer hohen Gönner zu verteidigen, die Torheit der Gründe, mit denen man den Nachdruck rechtfertigte, bloßzustellen, und den Autoren und Verlegern sowie dem „guten Publikum und den erlauchten



Beschützern unserer berüchtigten Bücherdiebe“ einige Wahrheiten zu sagen. Aber es war ihm nicht gelungen. Man hatte seine Ironie mißverstanden.

Ein anderer halb ernsthafter Punkt beunruhigte Wieland. Hatte er Schaden gestiftet? Hatte sein Spott etwa gewisse Schritte der Nachdrucker gar angeregt, insbesondere das große Unternehmen des Herrn „Johann Thomas, Barons von Trattner, Kaiserl. Königl. Hofbuchhändlers und Verlegers in Wien“, durch das per fas et nefas Aufklärung über die Kaiserlich-Königlichen Staaten verbreitet werden sollte? Dieser Herr und seine Freunde hatten nicht nur beschlossen, die gangbarsten literarischen Erzeugnisse der Zeit samt und sonders nachzudrucken, sondern sie hatten sich tatsächlich an die Autoren selbst gewandt, mit der Bitte um Originalwerke, indem sie diesen in kaum verhüllter Weise zu verstehen gaben, daß, wenn sie ihre Schriften nicht zu den von ihnen gütigst gewährten Bedingungen aushändigten, sie dieselben ohne ihre Erlaubnis drucken würden.

Mit Recht meinte Wieland, die Schändlichkeit dieses ganzen Planes ließe sich weder mildern noch verwißchen durch irgend einen Vorwand ehrlicher patriotischer Absichten; ebenso wenig wie die Heldentaten der Straßenräuber um ein Jota verbessert werden könnten durch die Absicht derselben, „dem heiligen Georg und seinem Drachen oder irgend einem andern Heiligen der Legende die schönste Kapelle in der Welt“ zu errichten.

Aber auch hier finden wir jene phänomenale Abgestumpftheit gegen die ersten Grundsätze einer moralischen Geschäftsführung. Baron von Trattner war so weit davon entfernt, in dem Plane irgend etwas Niedriges zu finden, daß er vielmehr ohne das geringste Schamgefühl die „edelst denkenden“ Wiener Schriftsteller einlud, sich daran zu beteiligen. Er ging so weit, ein Rundschreiben an sie zu richten, dem ein Verzeichnis von Büchern, mit denen ein Anfang gemacht werden sollte, beigegeben war. Auch erbat er sich ihre

Meinung über einen schriftlichen Entwurf des Unternehmens, den er einschloß, und ersuchte sie, diejenigen Bücher zu bezeichnen, die zu einer weiteren „Aufklärung“ in allen Wissenszweigen notwendig oder wünschenswert erschienen. Dieser Entwurf war selbst dem Kaiser vorgelegt worden!

Die Antworten der Autoren hatte Wieland sich verschafft. In ihrem Unwillen über den schändlichen Vorschlag hatten sie ihre Veröffentlichung gestattet, und sie wandten sich gegen den Absender des Zirkulars in den schärfsten Ausdrücken.

Die Ausführlichkeit, mit der ich Wielands Bloßstellung des Nachdruckunwesens und der verkehrten öffentlichen Meinung, die selbst er aus ihrer Stumpfheit nicht zu erwecken vermochte, dargelegt habe, bedarf hoffentlich keiner Entschuldigung. Sie war notwendig, um die außerordentlich weiten Verzweigungen des schändlichen Gewerbes, die ihm entgegengebrachte Duldung und seinen verderblichen Einfluß auf die wahren Interessen der Autoren und der ehrlichen Verleger nachzuweisen.

Dieser Zustand der Dinge nun entfachte in dem hitzigen Temperament meines Großvaters einen Zorn, der nicht selten die Grenzen des guten Geschmacks übersprang, ihn aber zu wahrhaft herkulischen Anstrengungen in der Verteidigung der Rechte ehrlicher Männer anspornte.

Die damaligen Verleger suchten durch Veranstaltungen mancherlei Art die Pläne der Nachdrucker zuschanden zu machen. Die gewöhnlichste Form der Verteidigung bestand darin, die Werke heft- oder nummerweise zu veröffentlichen. Diese Methode hatte jedoch das Resultat, daß viele interessante Bücher bloß Bruchstücke blieben. Als Schillers „Carlos“ in der „Thalia“ erschien, machten sich die Nachdrucker eifrig daran, die einzelnen Teile zusammenzusetzen; aber die Veröffentlichung des vollendeten und durchgesehenen Stückes durchkreuzte ihre Pläne. Die Verleger legten daher außerordentlichen Wert auf die Durchsicht und Änderung solcher Schriften,

die zuerst nummernweise erschienen waren, ehe sie zu einer vollständigen authentischen Ausgabe schritten.

Als der „Geisterseher“, der, wie wir sahen, in ähnlicher Weise in den aufeinander folgenden Thaliaheften das Licht erblickte, nun als Ganzes veröffentlicht werden sollte, druckte Götsche im „Merkur“ folgende Warnung an unternehmende, auf den Nachdruck begierige Verleger ab:

„Anzeige. — Ein paar fleißige Männer in Berlin und Wien haben sich die Mühe gemacht, die unvollständigen Bruchstücke des Geistersehers aus der Thalia — nicht nachzudrucken — sondern auszuziehen. Diesen Herren diene es zur angenehmen Nachricht, daß eine vollständige Ausgabe dieser Erzählung in zwey oder drey Bändchen binnen kurzem in meinem Meßkatalog erscheinen wird und zwar unter dem Schutze des Autors selber. Es steht zu hoffen, daß das Publikum lieber diese Veröffentlichung erwarten wird, als noch einmal die Bruchstücke in getrennten Exemplaren zu kaufen.“

Manchmal nahmen die Verleger zu ihrem Schutze Zuflucht zu dem fragwürdigen Kunstgriff, sich selber nachzudrucken; das heißt, sie veröffentlichten fast gleichzeitig mit ihren eigenen angekündigten und autorisierten Ausgaben billige Ausgaben auf sehr schlechtem Papier ohne Namen, indem sie ihnen auf diese Weise ganz das Aussehen eines Nachdrucks gaben. Sie hofften dadurch den Verkauf in ihren eigenen Händen zu behalten und die „Räuber“ zu verschleichen. Es war aber ein Verzweiflungsakt, den die Autoren ohne Zweifel anders beurteilten als die Verleger. Was in Wahrheit not tat, war, was schon Wieland mit Nachdruck geltend gemacht hatte: die Regierungen der verschiedenen Staaten zu veranlassen, zu einer gemeinsamen Gesetzgebung ihre Zustimmung zu geben, die dem schweren Unrecht, das bisher den Ehrlichen unter den Buchhändlern zugefügt wurde, ein Ende machen konnte.

Mein Großvater beteiligte sich, wie gesagt, mit ganzer Seele am Kampf. Jahrelang tritt er für die Sache. Einige

seiner Autorenfreunde versuchten die Hitzigkeit seiner Angriffe zu mildern, aber vergebens. Keine Gelegenheit durfte versäumt werden, um Hiebe auszuteilen. Verwünschungen der „Schufte“ mußten jede Ankündigung neuer Werke begleiten. Jedes neue Buch mußte als ein Mittel zur Züchtigung der „Nachdruckerbande“ dienen. Manchmal lehnten sich die Autoren allerdings dagegen auf, ihre Werke zu solchen Zwecken herabgewürdigt zu sehen, aber Göschens, der Unbußfertige, sündigte immer von neuem. Schiller sowohl wie Körner suchten ihn zurückzuhalten, aber er ließ sich schwer zügeln. Sie wiesen ihn darauf hin, daß er durch sein Verfahren die Aufmerksamkeit der Nachdrucker ja nur um so mehr auf seine Bücher lenkte; aber sein kriegerisches Ungestim wollte in dieser Sache keine Einmischung dulden. Bei besonderen Gelegenheiten pflegte er freilich mit Rücksicht auf die Einsprache der Autoren nachzugeben, aber er kehrte immer wieder zum Angriff zurück. „C'etait plus fort que lui.“

Als ein beinahe komisches Beispiel, wie weit Göschens in der Benutzung jeglicher Gelegenheit zum Angriff ging, möge hier erwähnt werden, daß sich in der Liste der Pränume-  
ranten zu Goethes Werken im vierten Bande hinter den Namen hochgestellter Leute, die den Dichter durch ihre Unterschrift ehrten, auch folgende Scheinunterschrift findet:

„Ein Nachdrucker in —. Diesem abgesonderten Menschen, den die folgende Zueignungsschrift nichts angeht, giebt der Verleger die Versicherung, daß er wohlüberlegte Maßregeln gegen ihn genommen hat.“

Es liegt ein gewisser grimmiger Humor in dem Gedanken, daß ein Verleger auf ein Werk subscribiert, mit der Absicht es nachzudrucken. Zugegeben aber muß werden, daß sich diese Zornesausbrüche Göschens in öffentlichen „Notizen“ mehr durch ihre Kraft als durch ihren Takt auszeichneten. Als Goethe den Namen dieses außerordentlichen Subskribenten auf der Liste sah, richtete er an Göschens das sehr natürliche Ersuchen, „diesen Bannfluch“ bei einem Neudruck wegzulassen.

Es ist einigermaßen schwierig, eine klare und folgerichtige Darstellung des Götschenschen Kampfes gegen den Nachdruck zu geben, weil im allgemeinen nur aus seinen Briefen zu ersehen ist, wie er dabei verfuhr, und diese enthalten oft Anspielungen auf etwas Vorhergegangenes und als bekannt Vorausgesetztes, wozu uns jetzt der Schlüssel fehlt.

Wahrscheinlich war es der Nachdruck des Stolberg'schen „Sophocles“ oder irgend welcher anderer von Götschen zur Ostermesse von 1787 veröffentlichten Werke, der den ersten Anstoß zu seinem aktiven Kreuzzug gab.

Er verfaßte eine Abhandlung und bat Bertuch in Karlsruhe und Körner in Dresden soviel Lärm als möglich davon zu machen. Auch Wielands Hilfe nahm er am 21. Juni in Anspruch.

„Ich habe einen Aufsatz über Buchhandel und Nachdruck vervollständigt“, schrieb er, „Ich wäre so frey Sie zu bitten, solchen durch den Merkur in die Welt zu senden, aber er ist hie und da etwas stark geschrieben, und ich muß sehen wie ich der Censur eschappire . . .“

Im September desselben Jahres wurde Bertuch in Bewegung gesetzt mit Bezug auf eine öffentliche Anzeige, die Götschen unterzeichnet hatte.

„. . . Nun komme ich zu der häßlichen Nachdrucksgeschichte,“ heißt es in dem Briefe. „Helfen wird mir die Anzeige für jetzt nichts; allein ich muß so los ziehen, damit andere sehen, daß ich keck bin und damit der, welcher noch ehrlich ist, nicht zu tolerante Gefinnung bekommt. Zweitens weil ich wünsche, daß ich verklagt werde, damit die Sache lauter und lauter wird und es endlich zu einem Gesetz kommt. Jede Entwendung des Eigenthums ist Diebstahl, braucht es Gesetze wider jede besondere Art der Entwendung? Wenn das kein Laster seyn kann, was kein Gesetz wider sich hat, so existiren keine neuen Laster unsers Zeitalters. Ich fürchte ich werde meinen Zweck von Schmieder angeklagt zu werden, nicht erreichen, denn die Rechtsgelehrten behaupten: Ich

könne nicht angeklagt werden. Auch hab ich die Sache schon in Dresden vorläufig dem Minister vorgebracht. An den Markgrafen hab' ich sehr submisse geschrieben in einem anständigen Ton ohne Schimpfwörter . . .“

Ich habe den „submisse“ geschriebenen Brief nicht gesehen; aber die erwähnte Anzeige wird folgende entschieden „aggressive“ Nachricht in der „Literaturzeitung“ gewesen sein:

„Nachricht. — Christian Gottlieb Schmieder in Carlruhe hat die beispiellose Bosheit begangen und sechs neue Bücher aus meinem Verlage von einer Messe auf einmal nachgedruckt. Ich klage diesen Menschen hiermit öffentlich eines unerhörten Raubes an und warne jedermann, der so unglücklich ist, mit diesem Manne in Geschäften zu stehen oder Verhältnisse zu kommen, sich für diesen Bösewicht wohl in Acht zu nehmen. Ein Mann ohne Redlichkeit, ohne Ehre und Gewissen, ist ein gefährlicher Mann in jedem Verhältniß des Lebens. Ich hoffe, daß jeder redliche Buchhändler gegen diese That den größten Unwillen fassen wird. Sollte sich aber jemand mit dem Verkauf dieser Nachdrucke befassen, so werde ich so bald ich Beweise davon in Händen habe, ihn in öffentlichen Blättern als Helfershelfer und Mitgenossen dieses Diebes namentlich vorzeigen.“

Körner mit seinem Enthusiasmus für die Schriftstellerei und mit seinem juristisch-philosophisch gebildeten Geist, ging aufs eifrigste auf Göschens Ansuchen ein. Über den ihm gesandten Aufsatz seines Freundes läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

Dresden, d. 27ten Aug. 1787.

„. . . Ihr Aufsatz über Nachdruck enthält gewiß viel Wahres; deutlich und mit Nachdruck gesagt. Man hat, denkt mich, die Frage über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks ohne Noth verwickelt, indem man sie aus der Lehre vom Eigenthum ausscheiden wollte. Der Grund liegt tiefer und ist der nehmliche worauf das Eigenthum des beackerten Landes beruht. Gewisse Arbeiten wird niemand übernehmen,

ohne des ausschließenden Nutzens sicher zu seyn oder nur der darf erndten welcher gesäet hat. Sobald man die Nothwendigkeiten solcher Arbeiten einzieht (z. B. Feldwirthschaft, Bergbau) so wird die Sicherheit ihres Nutzens durch Verträge oder Landesgesetze festgesetzt. Soll also Schriftstellerey begünstigt werden, so sind Gesetze wider den Nachdruck nothwendig. Regierungen, die dies nicht einsehen wollen, müssen durch Repressalien dazu gebracht werden. Aber wie, wenn sie keine Unterthanen haben, die etwas Kluges schreiben oder verlegen? Um deßwillen hielt ich einen Reichstagsbeschuß für das Beste, um die kleinen Fürsten im Zaum zu halten . . .“

Später, am 7. Oktober, fährt er in demselben Thema fort:

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig, lieber Freund, wegen des Nachdrucks. Um die Sache an den Reichstag zu bringen, würde wohl am besten seyn, wenn die Buchhändler, welche hauptsächlich bei der Sache interessirt wären, sich vereinigten und denjenigen angesehenen deutschen Hof durch eingezogene Erkundigung aussuchten, der sich am lebhaftesten für den Nachdruck bey dem Reichstage interessiren würde. Hier muß negociirt, auch kein Geld geschont werden. Von Sachsen ist nichts zu erwarten, weil der Nachdruck ihm wegen der Privilegien vortheilhaft ist. Ob von Brandenburg oder Hannover müssen Sie von Berliner oder Göttinger Buchhändlern erfahren. Ein solcher Hof muß mittelbar oder unmittelbar die Sache bey dem Reichstage in Vortrag bringen. An diesen müssen sich eine Anzahl bedeutender Buchhändler wenden, ein Memorial mit ihren sämmtlichen Unterschriften eingeben, und eine Deduction ihres Rechts beilegen. Nachher muß in Regensburg negociirt werden. — Vielleicht können Sie diese Messe bei Ihren Collegen etwas auswirken.“

Göschens Kampf wider den Nachdruck im Jahre 1787 hatte trotzdem nur geringen Erfolg. Die „Bücherräuber“

florirten nach wie vor, und die Regierungen rührten sich nicht.

Im Jahre 1790 finden wir Göschen wieder auf dem Kriegspfade. Die Nachdrucker wurden immer kühner und kündigte ihre gestohlene Ware geradezu in den Spalten der erwähnten „Literaturzeitung“ an. Göschen schrieb darüber an Wieland:

„Die Nachdrucker erkühnen sich jetzt ihre Räubereien durch das Intelligenzblatt der Literaturzeitung anzukündigen. In dem vorigen Monat oder im Januar werden Sie Schrämbel seine Nachdrücke der besten Dichter mit Lobeserhebungen ihrer Eleganz angekündigt finden. Können das die deutschen Schriftsteller so mit ansehen? Man sagt: Ja, die Nachdrücke beschämen die Originalausgabe. Ganz natürlich kann ich mehr auf Eleganz wenden, ohne theurer zu werden, wenn ich kein Honorar zu zahlen brauche . . .“

Auch in anderer Weise betätigte Göschen seinen Eifer. In demselben Jahre 1790 rief er gegen den Verleger Imhoff in Köln die Hilfe des Gesetzes an. Dieser hatte tatsächlich Ballen seiner Nachdrücke nach Leipzig zum Verkauf gesandt. Ein Bündel „Acta“ hat mir vorgelegen, in dem die Vorgänge berichtet werden. Sie enthalten eine Petition Georg Joachim Göschens, Leberecht Crusius, Kammers in Leipzig und Schwans und Götzes in Mannheim an die Bücherkommission in Leipzig, die von Imhoff in Köln an den Buchhändler Beer in Leipzig gesandten Bücher zu konfiszieren, und zwar aus dem Grunde, weil er es gewagt habe, nicht nur Bücher der Kläger nachzudrucken, sondern sie sogar nach Leipzig gesandt habe. Als nun der Bücherinspektor Beer aufsuchte, um den Befehl der Bücherkommission auszuführen, erklärte dieser, er habe, seit er von Imhoffs Nachdruck Kenntnis erhalten, aufgehört sein Agent zu sein, ja, er habe augenblicklich gar keine von seinen Büchern im Besitz. Einige Tage später jedoch erreichten ihn zwei Ballen Imhoff'scher Bücher aus Köln; er weigerte sich, sie zu behalten, erklärte vielmehr, er be-



absichtige sie zurückzusenden. Da aber mißchte sich Göschen ein, indem er sich erbot, die Bücher so lange in seine Verwahrung zu nehmen, bis sie gesetzmäßig inspiziert werden könnten. Zugleich aber sprach er den Wunsch aus, daß dies sobald als möglich geschehen möge. Dies war am 11. Mai 1790. Die Behörden waren nicht von dem gleichen Eifer beseelt wie Göschen. Erst im folgenden April schickte Imhoff einen Vertreter, um bei der Öffnung der Ballen gegenwärtig zu sein. Dieser fand am 18. April in Gegenwart von Göschen, Imhoffs Vertreter, Schwan usw. statt, und eine ganze Reihe von Nachdrucken, viele hundert Bände an der Zahl, die alle das rechtliche Eigentum anderer Verleger, besonders Schwans in Mannheim waren, wurden vorgefunden; aus Göschens Verlag der „Don Carlos“. Ein vollständiges Verzeichnis dieser Bücher ist in den „Acta“ gegeben. Dahinter steht folgender Beschluß:

„Der Buchhändler Imhoff aus Köln am Rhein ist, im Fall er sich hier befindet, vorzufordern und wegen seiner unerlaubten Annahme des Nachdrucks, umständlich zu vernehmen.“

Die „Acta“ schließen mit einem Briefe der klägerischen Verleger, worin sie der Bücherkommission für ihre Hilfe danken, und sie zugleich ersuchen, den J. S. Imhoff nach dem Gesetze zu bestrafen, „für seine boshaften Nachdrücke und für seine Frechheit, dieselben selbst nach Leipzig zu senden“ (31. Mai 1791).

Bei allen diesen Vorgängen war es Göschen, einer der jüngeren unter den Leipziger Verlegern, der als Verfechter der Rechte der Verleger im Vordertreffen stand.

In dem gleichen Jahre 1790 scheint er noch einen Versuch gemacht zu haben, die deutschen Regierungen zu veranlassen, energische Schritte im Interesse und zum Schutze des legitimen Buchhandels zu tun. Diesmal wandte er sich an seinen einflußreichen Dresdener Freund W. G. Becker, in der Hoffnung, daß dieser den Kaiser Leopold beeinflussen könne.

Dieser antwortete:

Karlsbad, d. 5. Aug. 1790.

„Werthester Herr und Freund!

. . . Ich dränge mich nie an Große; aber ich schätze mich glücklich, in Leopold<sup>\*)</sup> einen vortrefflichen Fürsten gekannt zu haben. Er hat mir in der That viele und große Beweise seiner Gewogenheit gegeben und vor nicht langer Zeit hat er mich derselben aufs neue versichern lassen. Fast darf ich mir selbst schmeicheln, daß er meinem Vortrage einige Aufmerksamkeit schenken würde: indessen — wie vieles ändert sich mit andern Verhältnissen ab! Versprechen kann ich nichts, als die Supplik sicher und zuverlässig in seine Hände zu bringen: aber mein Möglichstes will ich thun, durch eigenen beigefügten Vortrag der Sache, das Ansehen zu unterstützen. Ich werde sowohl Ihre eigene Sache als die Sache der Schriftsteller verfechten; und ich hoffe einen guten Erfolg.

Setzen Sie demnach in Vereinigung mit Ihren Kollegen eine Bittschrift an den König auf, und lassen Sie selbige, sowohl von den Dreßdner als Leipziger Buchhändlern unterschreiben. Sorgen Sie dafür, daß sie nicht zu lang werde. Ich werde mein Möglichstes thun die Sache zu unterstützen. Vergessen Sie aber auch nicht, daß gegenwärtig ein Zeitpunkt ist wo Sie insgesamt den Churfürsten, sowie die preußischen Buchhändler ihren König, angehen sollten, es dahin bringen zu helfen, daß es wirklich zum Reichsgesetz würde, keinen Nachdruck zu gestatten, und nachgedruckte Schriften zu verbieten. . . Kann ich den König Leopold gewinnen, daß er den Nachdruck in seinen Landen verbietet, so hoffe ich ihn desto leichter dahin zu

\*) Kaiser Leopold II.

vermögen, daß er es nachher zur Reichs Sache mache um in Regensburg darüber verhandeln zu lassen . . .

Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener

W. G. Becker.\*)

P. S. Bin ich glücklich, so muß dann ein Generalsturm im ganzen Reich gewagt werden, und dann will ich Ihnen meine Meinung sagen, wie die Sache anzufangen wäre.“

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß sich irgendwelche greifbare Resultate aus den von den Verlegern möglicherweise vereinbarten Schritten ergaben, noch auch, daß Leopold oder irgend eine deutsche Regierung auf lange Jahre hinaus die Sache im Ernst in die Hand nahm. Sie kommt immer wieder an die Oberfläche, und der Buchhandel leidet fortwährend unter dem unerträglichen Alldruck des ungehinderten Nachdrucks bis weit in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein.

Die durchzuführen Aufgabe war zu groß, zu kompliziert. Die Zahl der deutschen Bundesstaaten, deren gemeinsames Vorgehen zur Unterdrückung des schändlichen Gewerbes nötig war, betrug achtunddreißig! Wollte man sich durch Privilegien sicher stellen, so waren deren achtunddreißig erforderlich, um auch nur einen beschränkten Schutz zu gewähren. Obendrein waren, wie gesagt, einige dieser Regierungen nicht nur gleichgiltig gegen den Nachdruck, sondern begünstigten ihn geradezu. Natürlich war die Entartung, die dieser Zustand mit sich brachte, beklagenswert. Friedrich Perthes, der patriotische Verleger, der sich gegen den Schluß der Napoleonischen Kriege vergeblich anstrebte, eine Gesetzgebung gegen den Nachdruck vom Bundestag zu erwirken,

\*) W. G. Becker, Schriftsteller (1753—1813). Professor an der Ritterakademie zu Dresden.

schrieb mit Bezug auf Frankfurt, daß dort alle Verleger mit einer Ausnahme sich lebhaft am Nachdruck beteiligten; und zwar druckten die meisten nicht nur Verleger außerhalb Frankfurts nach, sondern sogar sich selbst, und alle schienen ihre rechtmäßigen Verlagsartikel durch ihre Verbindung mit ausländischen Nachdrucksfirmen abzusetzen, so daß ihre ganze Geschäftsführung unlöslich mit dem Nachdruck verknüpft sei. Und doch bestände die Mehrzahl derselben aus ehrlichen und achtbaren Männern, und wenn man nicht ungerecht sein wolle, könne man von ihnen nur sagen: „Ländlich, sittlich.“

Angeichts eines so weit verbreiteten, tief in der Verfassung Deutschlands wurzelnden Übels war es klar, daß, solange eine solche Menge von Kleinstaaten existierte, irgendwelche Anstrengungen Göschens im Jahre 1790 kaum auf Erfolg rechnen konnten.

Es ist in der That eigentümlich, daß mein Großvater, ein erst wenige Jahre etablierter Verleger, eine so hervorragende Rolle in dieser Frage öffentlichen Rechts spielen sollte, mitten in seinen drückenden Privat Sorgen und zu einer Zeit, wo sein emporgeblühtes Geschäft nach menschlichem Dafürhalten mehr als genügend war, um seine ganze Aufmerksamkeit und Energie in Anspruch zu nehmen.

Aber mehr als alle andern Sorgen brachte ihn der Nachdruck seiner Bücher außer sich, und verleitete ihn nicht nur gewöhnlich zu Ausdrücken und Handlungen maßlosen Zornes, sondern auch gelegentlich beinahe dazu, die Flinte ins Korn zu werfen.

In einer solchen Stimmung muß er sich im September 1787, ungefähr zu der Zeit, als er seinen „nachdrücklich“ geschriebenen Aufsatz über den Nachdruck verfaßte, befunden haben; wenigstens läßt sich nachfolgender sehr offener Brief Meißners mit seiner freundschaftlichen, poetischen, aber nichtsdestoweniger sehr deutlichen Rüge nur daraus erklären, daß dem kampfbereiten Verleger dergleichen bitterliche Zornes-

worte über den Nachdruck seiner Werke und die Verbrechen des abscheulichen Schmieder entschlüpft waren.

„Wenn Ihr Brief“, so lautet das Schreiben, „wie ich glaube die Absicht mich zu frappiren hatte, so hat er solche reichlich erfüllt. Denn, bei meiner Seele, so fing sich, seit ich Briefe lesen kann, noch keiner, der an mich gerichtet war, an. Bei den ersten Perioden hielt ich Sie für unwillig auf mich und staunte nur, denn ich wußte nicht warum? Tiefer hinein fand ich Sie unzufrieden mit der ganzen Welt und bedauerte Sie dann. Denn so oft man auch Grund zu solch einer Misantropie haben kann — und vielleicht hätten das Millionen nicht so, als ich eben jetzt — so wenig fand ich doch, daß es jemals Nuzzen bringe.

Die Götter luden einst dem Menschen eine schwere Last auf, und er trug sie bis zur Erde gebeugt. Auf seinen Rücken brannte ihn die Sonne und von unten auf quälte ihn der aufsteigende Staub. Erfahrung macht' ihn klüger. Er trug sich aufrechter; die Sonne fuhr fort ihn zu brennen; aber der Staub belästigte ihn wenigstens minder. Geendigt war seine Prüfung nicht, aber gelindert doch.'

Ich wüßte nicht, daß diese Fabel irgendwo stünde. Sie taugt auch wirklich als Dichtung nicht viel. Aber die Anwendung ist richtig und leicht. Zudem ließe sich noch viel sprechen: ob dieser Schmiederische Spitzbubenstreich Sie zu alle dem Aufbrausen, das Sie zeigen auch wirklich berechtigte? zu dem Voratz nun selbst Gauner zu werden! zu der Versicherung gegen mich, der ich doch wohl nie mit Schmieder in Kompagnie treten, und etwa Stolbergs Schauspiel nachdrucken möchte, um tot und eiskalt zu seyn! zu der Behauptung, daß Alles nur den andern zu betrügen suche, u. s. w. Ärgerlich, höchst ärgerlich ist dieser Unfall gewiß. Aber hoffentlich nicht — wie Sie schreiben — zu Grunde richten, sondern einen hoffentlichen und verdienten Nuzzen wird er Ihnen rauben. Durch den Nachdruck seiner Werke wurde noch nie ein Autor oder Verleger bankrott. Ein Stück

trockenes Brot behielt iener immer und dieser einen Braten. Ohne Nachdruck hätte aber freilich der Schriftsteller einen Sparpfennig und der Verleger ein Kapital erwerben können.

Übrigens hoff ich, daß verschiedene Ausdrücke Ihres Briefs nur Ihre Laune im allgemeinen und nicht — wie ein argdenklicher Leser schier herauslesen könnte — ein Unwillen gegen mich erzeugt hat . . .

Ich bin trotz Ihrer Bärbeißigkeit mit Lieb und Achtung

Ihr wahrer, warmer Freund

Meißner.)\*

Mit der Zeit folgte Göschen dem Rate seines Freundes, wie ihn die Sabel so treffend bot. Er trug seine Last, aber nun nicht länger zur Erde gebeugt, sondern mannhaft und aufrecht, ob schon der von unten aufsteigende Staub niemals ganz aufhörte, sein empfindliches Gemüt zu quälen.

\*) A. G. Meißner, beliebter Erzähler und Professor in Prag.



Goethe in der Campagna  
Nach einem Gemälde von Tischbein  
im Städt.-Museum, Frankfurt





## Neuntes Kapitel.

### Goethes „Gesammelte Werke“. — Ein folgenschwerer Bruch.

1787—1791.

In der Geschichte seines Feldzuges gegen den Nachdruck haben wir Götschen weit über die stürmische Periode seines kampfesreichen Lebens zwischen Ostern 1787 und Ostern 1788 hinaus begleitet. Für ihn war dies ein höchst bedeutsames Jahr, voller Gemütsbewegung und Glückswechsel, voll von bitterem Kampf und voll von freudigen Ereignissen. Im Verlaufe desselben wurde sein Verhältnis zu Wieland immer freundschaftlicher und vielversprechender; dagegen wurde er durch das Goethe-Unternehmen in eine wahre Flut von Sorge und Unruhe gestürzt. In diesem Jahre löste sich auch die Teilhaberschaft mit Körner, und es war gegen Ende dieses Jahres, daß ihm die Krone des Lebens, das höchste Glück eines liebenden Weibes zuteil ward.

Was zunächst den Fortgang des Goethe'schen Verlages anbetrifft, so war derselbe mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Mitte Mai wurden drei Bände veröffentlicht und ausgegeben, aber Götschen war von einigen Kupfern so enttäuscht, daß er Goethes eigene Exemplare und andere für hohe Persönlichkeiten bestimmte zurückbehielt, bis er „das elende Zeug“ durch befriedigendere Platten ersetzen konnte. Dies stellte sich als ein verhängnisvoller Fehler heraus, denn nun erhielt das Publikum das Werk vor Goethe — ein höchst ungünstiger Anfang für die Ausgabe der gesammelten Schriften! Ende des Monats begann Götschen Geschenks-

exemplare zu versenden, unter andern eins an die kunstliebende Herzogin-Wittwe Amalie. Bald aber wurde seine Geduld wiederum auf eine harte Probe gestellt. Herder nämlich, der große Herder, dankte ihm zwar für sein Freie Exemplar, fügte aber hinzu, daß er mit dem Drucke unzufrieden sei. „Ich habe ihm ja solchen vorher gewiesen!“ ruft darauf Göschen ärgerlich aus und fährt dann fort: „Er“ — Herder — „beklagt das wegen seiner großen Achtung für Göthe sehr. Wie soll mann's am Ende in der Welt machen? Gott weiß es, ich nicht!“\*)

Und selbst als der Drucker den vierten Band, auf den Göschen sehnsüchtig gewartet, abgeliefert hatte und alles fertig war, stellte sich heraus, daß die ungünstige Kritik der äußeren Erscheinung der Bände sich nicht auf Herder beschränkte. Ich schließe dies wenigstens aus der defensiven Stellung, hinter der sich Göschen damals verschanzte. Von Woche zu Woche hatte er nach einer Besprechung in der von seinem Freunde Schütz redigierten „Literaturzeitung“ ausgelesen. Jetzt schrieb er am 21. August an Bertuch: „Unser Schütz macht ein wenig lange mit der Rezension von Göthe. Sie können etwas bey der Sache thun. Ich wünsche, daß in der Rezension auf die Absicht, die man bey der Typographie gehabt hat, gewürkt würde. Mann hat nicht pergamentartiges Papier nehmen wollen, keine überflüssigen Verzierungen anbringen wollen. Simplizität, Correktheit und Niedlichkeit sollte erreicht werden, und die Ausgabe sollte eine Edition portatif seyn, damit der Freund der Götheschen Muse solche bequem allenthalben bey sich führen könnte. Eine prächtige Ausgabe soll es nicht seyn. In dieser Rücksicht beurtheilt, wird unsere Ausgabe die Critik aushalten. Erwähnen Sie das auch im Journal der Moden.“

Aber die Herrn Rezensenten ließen sich damals so wenig wie jetzt drängen. Da die „Literaturzeitung“ sich nicht beeilte,

\*) An Bertuch.



*Abend, Kreis der Herzogin, Amalie*

*Nach einem Quarett von G. M. Krauss  
in der Bibliothek des Großherzogs von Sachsen-Weimar.*



verteidigte sich Götschen selber in seiner Ungeduld im „Merkur“, an den er folgende Notiz einschickte:

„Wir zeigen hiermit die erste Hälfte der sämtlichen Schriften des Herrn Geheimen-Raths von Göthe in der einzigen ächten und von ihm selbst besorgten Ausgabe an, bey welcher der Verleger (wie wir der Wahrheit zur Steuer sagen müssen) alles und in der That noch mehr geleistet hat, als er in der Ankündigung versprochen, gewiß Alles, was bey so mäßiger Aufmunterung der Subscription, und in Rücksicht sowohl des Preises, als der Impunität der Nachdrücke, die unserer Nation und ihren Obern zu so schlechtem Ruhme gereicht, nur immer möglich war. Die Werke eines Schriftstellers, auf den die Nation stolz ist, und es zu seyn so viele Ursache hat, Werke, denen der Genius der Natur und der Kunst ihren Stempel gemeinschaftlich so tief und scharf wie diesen aufgedrückt haben, bedürfen keiner Anpreisung. Die wichtigsten und bekanntesten derselben haben nun durch die sorgfältigste Ausfeilung einen Grad von Vollkommenheit und Vollendung erhalten, der nichts zu wünschen übrig läßt: verschiedene erscheinen hier zum erstenmal, und auch unter den in einem Augenblick (so zu sagen) entstandenen und für den Augenblick bestimmten Produkten, ist keines, worin der Geist des Verfassers und seine unnachahmliche Manier verkennbar wäre; keines, das nicht auch dem Leser wenigstens einen Theil des Vergnügens zu kosten gäbe, das diese Kinder einer genialischen Laune im frohen Augenblick ihrer Entstehung in einem engen Zirkel von Zuschauern verbreiteten.“\*)

Als die Wochen verstrichen, wurde Götschen immer unruhiger, denn die neuen Bände fanden keinen Absatz. Das Publikum erwies sich als erstaunlich kalt. Endlich klagte er Bertuch sein Leid in einer Stelle, die wir jetzt, da Generationen bewundert haben, was die zeitgenössischen Leser mit

\*) Der „Deutsche Merkur“, 1787, III, S. CXXI f.

solch sorgloser Gleichgültigkeit und Herablassung behandelten, belächeln können. Während Schütz noch immer schwieg, hatten andere Zeitungsschreiber das Werk rezensiert, aber nur in einer sehr oberflächlichen Weise. So schrieb denn Göschen an Bertuch: „wie sehr es ihn ärgere, daß nur eine so flüchtige Rezension Goethes erschienen sei; daß Verleger, die aus Spekulation Exemplare bezogen, diese jetzt zurückzusenden wünschten. ‚Iphigenie‘ werde nicht verstanden; der ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ gelte als veraltet, die ‚Vögel‘ als zu dunkel. Der Teufel wisse, was das Publikum wolle. Man müsse es bei der Nase nehmen und darauf hinleiten; dann würde er nichts mehr fürchten. Bertuch möge doch sein Bestes tun, bald eine geistreiche Rezension aufzutreiben.“

Um diese Zeit war es auch, daß der massenhafte Nachdruck seiner Werke, die ihn zu jenem von Meißner getadelten Zornesausbruch veranlaßte, in vollem Gange war, und zwar trotz des vom Kaiser Joseph eigenhändig unterschriebenen Privilegiums, das Göschen in Wien zu seinem Schutz im Reich ausgewirkt hatte. In demselben Briefe an Bertuch berichtet Göschen, daß Schmieder Schillers „Carlos“, Wallis Erzählungen, Alvingers „Doolin“, Stolbergs Dramen und Bodes „Tom Jones“ nachgedruckt habe, und fragt dann, ob das nicht genug sei, um einen ehrlichen Verleger um seinen Verstand zu bringen?

Ein paar Tage später schrieb er wieder mit Bezug auf Goethe: „Seit der Messe hab ich noch kein Exemplar verkauft. Das Stillschweigen der Litteraturzeitung ist äußerst nachtheilig für uns.“ Bis zum Oktober schwieg diese Zeitung; dann erschien eine Notiz, welche Druck und Papier rühmte und dem gemeinsinnigen Verleger alles Lob angedeihen ließ. Die Schlußworte lauteten:

„Der Verleger hat sich bestrebt, das Äußere dieser Sammlung ihrem innern Gehalt einigermaßen entsprechend zu machen. Druck und Papier ist schön und von Kupfern hat er drei mehr geliefert, als er versprochen hatte. Da die

Kupfer, welche zum ersten, zweiten und vierten Bande Anfangs bestimmt waren, nicht nach Wunsch ausfielen, die er daher mit besseren vertauschte. Wir wünschen sehr, daß das Publikum ihm diese Uneigennützigkeit lohnen, und niemand gewinnjüchtige Nachdrucker, die einen so gutdenkenden Buchhändler um ein wohl erworbenes Eigenthum bringen, unterstützen möge.“\*)

Wir haben im bisherigen den Leser einige Blicke in die Welt der Sorgen und Mühseligkeiten eines Verlegers in Verbindung mit den „Gesammelten Werken“ tun lassen. Wie stellte sich nun der Verfasser selbst dazu? Am 15. August schrieb Goethe aus Rom, sechs Monate nach seinem letzten Briefe, und beantwortete zwei von Göschens am 22. März und 5. Juni abgesandte Schreiben. So unregelmäßig war der Briefwechsel zwischen Verfasser und Verleger und so wenig geeignet für einen Austausch von Auseinandersetzungen oder die Mittheilung von Wünschen!

Als er schrieb, hatte ihn das Paket mit den vier ersten Bänden noch nicht erreicht.

„Rom, den 15. Aug. 1787.

Ihre beiden Briefe vom 22. März und 5. Juni beantwortete ich durch Gegenwärtiges.

Es thut mir leid, daß Chodowiedki Sie übel versorgt hat, um so mehr, als meine Exemplare darüber zurückgeblieben sind, welches mir in mehr als einer Betrachtung höchst unangenehm ist. Lassen Sie sich durch nichts abhalten, die folgenden Bände zugleich mit denen zu spediren, die in's Publikum gehen. Egmont ist fertig; was sonst noch zum fünften Bande gehört, will ich auch gleich vornehmen. Es wäre mir lieb wenn er bald herauskäme. Das Publikum ist durch den vierten schon ans Vereinzeln gewöhnt und da ich ein ansehnliches Stück Arbeit mehr gebe als ich versprochen, wird man mir auch nachsehen.

\*) „Allg. Literatur-Zeitung“ (Jena), Oktober 1787, S. 67.

Hätte das Publikum unsere Ausgabe ein wenig mehr favorisirt, so könnte ich zehn, ja zwölf Bände und noch dazu mit mehr Bequemlichkeit liefern; allein wir wollen es dießmal dabei bewenden lassen. Mit unserer Nation soll der Schriftsteller nicht allein uneigennützig, er soll auch großmüthig seyn. Sie würden denken, eine ungeheure Summe für ein Stück zu bezahlen, wenn sie mir nur meine baar Auslagen ersetzten, die ich habe machen müssen um die Studien dazu zu sammeln.

Von Mad. Angelica will ich sehen, vorerst eine Zeichnung zum fünften Bande zu erhalten. Sie hat so viele Bestellungen, daß kein Federzug von ihr mit Geld zu erhalten ist, was sie nicht aus Gefälligkeit thut. Sie hat mich neulich mit einer Zeichnung überrascht, welche die Stelle aus Iphigenie: Seyd ihr auch schon herabgekommen? darstellt.\*) Es ist vielleicht eine ihrer glücklichsten Compositionen. Und eben darum darf ich nicht zudringlich seyn.

Sobald der fünfte Band abgegangen ist, mache ich mich an Tasso, Faust soll schließen . . .

Ehestens werde ich Ihnen wegen einer andern Angelegenheit schreiben, und mir Ihren Rath ausbitten. Es ist eine komische Oper von mir, eine neue, die nicht in den Schriften begriffen ist, sehr glücklich komponirt worden; ich wünschte die Partitur davon ins Publikum zu bringen auf eine Weise, daß der Componiste, der viel Zeit und Mühe darauf verwendet, einigen Vortheil daraus ziehen könnte. Doch davon nächstens mehr. Ich wünsche zu hören, daß es Ihnen wohl und glücklich geht.

(Goethe. " \*\*)

In diesem ersten Brief war wenig, das Göschen hätte ärgern können; denn daß Goethe verstimmt war über das lange Ausbleiben seiner Exemplare, war natürlich. Der

\*) Akt III, S. 5.

\*\*) Goethes Werke, IV, Bd. 8, S. 246.



nächste Brief dagegen, der nach dem Empfang derselben geschrieben war, trug einen verschiedenen Charakter.

„Rom, den 27. Oktober 1787.

Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der dreß Exemplare meiner Schriften, welche zur rechten Zeit in Rom anlangten, mir großes Vergnügen verursacht hätte. Das Papier scheint eher gutes Druckpapier als Schreibpapier, das Format schwindet beim Beschneiden gar sehr zusammen, die Lettern scheinen stumpf, die Farbe ist wie das Papier ungleich, so daß diese Bände eher einer ephemeren Zeitschrift als einem Buche ähnlich sehen, das doch einige Zeit dauern sollte. Von ohngefähr war ein Exemplar der Himbürgischen Ausgabe hier, welches gegen jene wie einem Dedikations-Exemplar ähnlich sah. Dieß ist nun aber geschehen und nicht zu revidiren. Auch finde ich in einigen Stücken, die ich durchlaufen, Druckfehler und Auslassungen, kann aber nicht entscheiden, ob es am Manuscripte oder am Corrector liege.

Egmont ist schon in Deutschland, vielleicht schon in Ihren Händen. Claudine und Erwin sollen bald folgen. Den sechsten Band kann ich auch versprechen, melden Sie mir nur den letzten Termin, wenn Sie das Manuscript haben müssen um auf Ostern mit dem Druck fertig zu seyn.

Sie haben nach dem Contracte das Recht zugleich mit dieser Ausgabe eine beßre auf Holländisch Papier zu machen; Sie schreiben mir, daß Sie nun die vier ersten Bände noch einmal setzen lassen und nach und nach mehrere Exemplare wollen abdrucken lassen. Ich sehe dieses als jene bedungene Ausgabe an und erwarte die stipulirten Exemplare. Ich gedenke Sie, da hierüber nichts bedungen ist nicht einzuschränken, es ist dagegen aber auch billig, daß diese Auflage sich nicht ins Unbestimmte erweite . . .

Was die von meinem Freunde komponirte Oper betrifft, so kommt mirs nicht darauf an, sie in die vier letzten Bände mit aufzunehmen, obgleich das Publikum kein Recht darauf

hat, es auch wohl so genau nicht nehmen möchte, da ich anderthalb Jahr Arbeit mehr liefere, als ich versprochen habe. Die Endigung, Umänderung und Ausarbeitung der Stücke, die ich nur versprach, wie sie dalagen, hat mich unschätzbare Augenblicke gekostet, und ich kann Sie aufrichtig versichern, wenn ich auf den Gewinnst gesehen und meine Schriften nach der Anzeige hingegeben hätte; so könnte ich jetzt bequem vier andre Bände fertig haben, so mancherley ist angefangen, das sich mir zum Fertigmachen gleichsam aufdringt. . .

Mad. Angelica hat mich mit einer gar schönen Zeichnung zum fünften Bande begünstigt. Hr. Lips hat sie auch bereits gestochen und schon im Probedruck verdient seine Arbeit allen Beyfall. Sobald er fertig ist werde ich ihn befriedigen und meine Auslage anzeigen. . . Der Mad. Angelica darf ich kein Geld anbieten, dagegen wünschte ich durch Bücher unsere Erkänntlichkeit zu zeigen und eine gute Einleitung für die Zukunft zu machen. . .

Nach einem Briefe des Cammer Calculator Seidel hat es einige Irrung gegeben, wegen eines Schreibefehlers im Duplikate des Contracts, auch haben Sie Sich mit ihm wegen Ablieferung der Exemplare anders, als der Contract besagt abgefunden. Ich billige Alles was von ihm geschehen ist und genehmige eine Abänderung und Erklärung des 8ten Artikels nach Lage der Umstände, welche Sie mit ihm zu concertiren die Güte haben werden.

Richten Sie es doch, bey dem neuen Abdruck der vier ersten Bände, so ein daß die Liste der Pränumeranten vor den vierten Band kommt, und lassen die Excommunication des Nachdruckers weg, die mir vor der Zueignung sehr unerwartet aufgefallen ist.

Übrigens nehme ich an allem, was Sie betrifft, einen aufrichtigen Antheil und wünsche daß die Feindseligkeiten der Nachdrucker Ihnen keinen empfindlichen Schaden zufügen mögen. . . Leben Sie recht wohl und gedenken mein.“\*)

\*) Goethes Werke, Abt. IV, Bd. 8, 277 ff.



ANGELICA KAUFMANN'S KUPFER ZU EGMONT.



Man kann sich leicht vorstellen, daß die einleitenden Worte dieses Briefes, der Götschen bereits in gereizter Stimmung vorfand, seinen Zorn aufs heftigste erregten, wenn auch für den unparteiischen Leser das scharfe Urtheil über Druck und Papier durch die nachfolgenden freundlichen Ausdrücke wesentlich gemildert erscheint.

Aber diese Verurtheilung des Buchäußeren war nicht der einzige irritierende Punkt des Briefes. Goethes Annahme, daß eine weitere Anzahl von Exemplaren der kleinen Oktavausgabe auf holländischem Papier die Ausgabe in Groß-Oktav repräsentiere, die im Vertrage erwähnt sei und ihn zu ferneren vierzig Freieemplaren berechtige, wurde von Götschen sowohl wie von Bertuch übel aufgenommen. Alles was sie zu tun wünschten, war, dem Verlangen wohlhabender Käufer nach besserem Papier zu entsprechen und fünfhundert solche Exemplare zu drucken, obschon 1800 Exemplare von einer Auflage von 3000 noch unverkauft dalagen! Seidel zeigte im Auftrage Goethes den Brief zuerst an Bertuch, und dieser schickte ihn mit seinen eigenen Bemerkungen an Götschen. Er bespöttelte die Klage über den Druck; das sei nur ein Wiederhall des scheelsüchtigen Herder und von gar keiner Bedeutung. Was aber den Druck auf holländischem Papier beträfe, wovon der Dichter 40 weitere Exemplare verlange, so müsse Götschen diesen Wahn Goethes vertreiben. Man müsse ihm unter andern Gründen vorstellen, daß diese neue Ausgabe von 500 Exemplaren, während der größere Theil der alten Auflage noch unverkauft sei, für Götschen ein Risiko, nicht Profit bedeute. „Ich gestehe, ich hätte Göthe solche Schikanerei nicht zugetraut“, mit diesem starken Worten schließt Bertuch.

Als dieser Goethe = Bertuchsche Brief Leipzig erreichte, wurde natürlich Götschens Unwille aufs neue rege gemacht. Davon legt sein Brief an Bertuch vom 23. November 1787 Zeugnis ab, wo es heißt:

„So ein Brief wie der Göthes kann den Frohmuth sehr niederschlagen. Mit der Schrift ist vorher keine Zeile ge-

drückt worden und sie soll stumpf seyn! Das Papier welches weiß ist und nicht stark um bequeme Bände zu bekommen, soll Druckpapier sein — Mag es doch! Herder soll nur die Auflage seiner Schriften damit vergleichen. Ich weiß nunmehr wohl woran es hängt. Der feine Hartknoch hat sicherlich Lunte gerochen und sich gefürchtet, ich möchte ihm ins Gehege kommen und hat deswegen diesen oder jenen Damm bei Herder gezogen. Mag auch das! Auf den Sonntag send ich Ihnen die Beantwortung von Göthes Brief. Herder muß ich sehen herumzukriegen. Göthe müssen wir in Rücksicht auf der Zukunft die Exemplare schenken. Lassen Sie uns hier nicht genau handeln . . . Druckfehler und Auslassungen können nicht in den Werken seyn, sie müssen im Mpt. stehen.

Ich werde Goethe melden, daß ich 3000 gedruckt habe, denn ich möchte gern aufrichtig handeln. Aber wird er nicht sagen, wir vermehren diese Auflage ins Unendliche? Melden Sie mir Ihre Meinung. Ich versichere Ihnen heilig, hätt ich Herdern und Göthe von der Seite gekant als ich sie jetzt kenne, sie hätten mich nicht so glücklich machen sollen ihre Werke zu verlegen. Sind denn die 2000 Thaler ein Kinderpiel? Doch es wurmt heute bey mir und ich mag nicht länger Ihre Geduld belästigen . . . \*)

Eine Woche später schrieb er abermals, und es „wurmt“ immer noch. Diesmal lautete der Brief:

„Hier ist der Brief an Göthe. Diesen muß Herder und Seidel nicht lesen. Lassen Sie ihn direkt nach Rom gehen. Ich muß diese Satisfaction an Herdern haben und alle Pfaffen hole der Teufel! Ich denke Göthe soll die 40 Exemplare nicht verlangen; verlangt er sie, so geb ich sie ihm mit Freuden: denn mit eben der Zuversicht als ich zu manchen Dingen rieth, die andern Menschen geglückt sind sag ich, daß Angelica's Zeichnung und der Egmont unsere Aus-

\*) Vgl. Goethe Jahrbuch II, 295 ff.

gabe heben wird. Göthe schenkt seine 40 Gr. weg. Dadurch wird unsre holländ. Ausgabe bekant; er wird im guten Willen erhalten, und das Papier läßt sich übersehen . . .

Sind Sie etwas in Göthes Brief, welches Ihnen nicht gefält, so schreibe ich ihn anders. Sagen Sie mirs frey heraus. Noch glaub ich Göthe wird geleitet. Sollte es nicht seyn, so veracht ich ihn eben so sehr als ich ihn verehrt habe und ich muß glauben, daß er zu den niedrigen Menschen gehört, welche glauben alle Buchhändler sind Juden. Es schlägt gleich 2 Uhr . . . \*)

Die späte Stunde hatte augenscheinlich Göschens klaren Blick getrübt, als diese leidenschaftlichen Worte aus seiner Feder flossen. Aber eben diese leidenschaftliche Offenheit läßt erkennen, daß er glaubte, Herder und Goethe hätten seine Ehre als Verleger angetastet, und er war zu empfindlich, dies nicht bitter zu fühlen, und zu stolz, um es nicht von sich zu weisen.

In welcher Form aber auch Göschens Brief abgesandt sein mag, Goethes Antwort zeigte jedenfalls keine Spur von Verdruß. Er nahm die Entschuldigungen des Verlegers an, und schritt dann zur Besprechung des Inhaltes der weiteren Bände.

Der Brief läßt uns einen Blick in die Werkstatt des großen Dichters tun und zeigt ihn uns, wie er unausgesetzt an seinen großen Meisterwerken arbeitete, verbesserte und feilte, und nicht müde wurde, „nach Dervollkommnung zu ringen“.

„Rom, d. 9. Febr. 1788.

W. Hochedelgeb.

Brief vom 27. Novbr. vorigen Jahres erhalte ich erst heute, eben da ich im Begriff stehe an Sie zu schreiben.

Es ist mir angenehm daß Sie wegen der verschiedenen Mängel unserer Ausgabe einige Auskunft geben. Ich glaube

\*) Goethe Jahrbuch II, ibid.

gern, daß Ihnen manches selbst Mißvergnügen gemacht hat und weiß recht gut, daß bey einem solchen Unternehmen sich manche Hinderniße in den Weg legen.

Ich halte mir ein Exemplar, in welches ich, wie die Zeit erlaubt, hineinschaue, um alle Druckfehler, Auslassungen, und was mir sonst vorkommt, zu corrigiren und zu notiren. Es ist dieses eine gute Vorarbeit zu einer künftigen Ausgabe.

Heute geht der letzte Act Claudinens an Herrn Herder ab. Leider kann ich nur, und das knapp genug, den fünften Band zur Ostermesse bringen. Als ich nach beendigtem Egmont die beyden Singspiele Erwin und Claudine durchjah, um mit kleinen Correkturen nachzuhelfen, sah ich gar bald, daß ohne völlige Umarbeitung aus beyden Stücken nichts werden könne. Ich entschloß mich dazu und wurde erst in dem Augenblicke fertig. Das Publikum wird hoffe ich zufrieden seyn, in diesem Bande nicht allein Egmont als ein Ganzes, sondern noch dabey zwey neue Singspiele zu finden . . . Der folgende Band wird wahrscheinlich Tasso, Lila, Jern und Bätely und die Fißherinn enthalten. Mit diesen Stücken geht es mir nicht besser als mit obgenannten Operetten. Ich muß sie ganz neu arbeiten, wenn sie in Gesellschaft der vorigen Bände sich nicht schämen sollen. So wird man aus einem ins andre geführt. Die schwerste Arbeit, die mir bevorsteht ist Faust. Doch eins nach dem andern.

Die Vermischt-Gedichte zum letzten Bande habe ich auch schon gesammelt und meist zusammengeschrieben; doch will auch dieser achte Band wohl ausgedacht und ausgeziert seyn.

Die Kupfer zu den drey folgenden Bänden hoffe ich auch hier stechen zu lassen. Wenns möglich ist; so laß ich sie bald und alle nach einander machen, denn Herr Lips hat einen Ruf nach Florenz erhalten. Für die beyden Platten zum dritten und fünften Bande erhält Herr Lips 8 Carolin . . . Wollen Sie wegen der zwey Vignetten noch etwas zulegen, so wird es ihn freuen . . . Ich sehne mich recht nach der



---

Auerbachs Keller in Leipzig.

---

Sech Lustiger Gefellen.

Frosch.

Will keiner trinken? keiner lachen?  
Ich will euch lehren Gesichter machen!  
Ihr seyd ja heut wie nasses Stroh,  
Und brennt sonst immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringst ja nichts herbey,  
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Frosch

giebt ihm ein Glas Wein über den Kopf.  
Da hast du beydes.



Vollendung unserer Ausgabe der acht Bände, um alsdann an neue Arbeiten zu gehen. Sie können denken was für eine Menge Stoff ich dieß Jahr gesammelt habe, mehr als ich je zu verarbeiten hoffen kann. Herr Leg. Rath Bertuch schreibt mir daß Sie eine liebenswürdige Braut gefunden haben, ich wünsche Ihnen das beste Glück zu dieser Verbindung.“\*)

Göschens Bericht über diesen Brief an Bertuch zeigt keine enthusiastische Beurteilung der Aufnahme seiner Erklärungen seitens des Dichters; er lautete vielmehr ein wenig mürrisch: „Eben habe ich einen Brief von Göthe und Seidel erhalten, auch die ersten Akte der ‚Claudine‘. Das Resultat aus Göthes Brief ist: er wünscht die Bezahlung der beiden Kupferplatten von Lips zur Iphigenie und Egmont mit 8 Carolinen und für die Dignette ein Übriges nach Belieben und das Honorarium für den 5. Band an Seidel . . .“\*\*)

Er ersuchte demgemäß Bertuch, die nötigen Zahlungen zu leisten, sagte aber kein Wort über die Schwierigkeiten, die ihn vor drei Monaten in solch heftigen Zorn versetzt hatten. Auch fehlen Stellen in Göschens oder Goethes nachfolgenden Briefen, die auf die Angelegenheit ein weiteres Licht werfen könnten. Neue Schwierigkeiten machten sich allerdings in späterer Zeit geltend, aber sie hatten auf einen anderen Gegenstand Bezug.

Einer der Gründe, warum Göschens Benehmen Goethe gegenüber eine gewisse Reizbarkeit bekundet, mag wohl in dem großen Gegensatz zu finden sein zwischen der Art und Weise, wie der große Herr Geheimrat seine Geschäfte mit ihm regulierte und dem freundlichen Vertrauen, an das der Verleger in seinem Verkehr mit andern Schriftstellern gewöhnt war.

Goethe bestand mit einer, fast möchte man sagen, beleidigenden Strenge auf die sofortige Barzahlung bei Ablieferung des Manuscriptes. Schon im Oktober 1787 hatte

\*) Briefe, Bd. VIII, 341 ff.

\*\*) Vgl. Goethe Jahrbuch II, I. c.

er an Seidel geschrieben: „Der Rest des fünften Bandes mit der Kupfer-Platte soll durch Deine Hände gehen und Du giebst ihn nicht als gegen baare Bezahlung aus. Der Contract besagts und man muß keine Complimente machen.“ \*)

Und an demselben 9. Februar 1788, an dem er den obenerwähnten ganz freundlichen Brief an Göschen sandte, schrieb er abermals an Seidel mit dem Auftrag, ja darauf zu sehen, daß er das Geld für den fünften Band sogleich bei der Übergabe des Manuscriptes erhalte. „Mache nun Deine Sache mit Göschen und Sorge, daß Du das Geld gegen den letzten Theil des Manuscriptes gleich erhaltest.“ \*\*)

Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger sollte augenscheinlich nur nach den strengsten Geschäftsgrundsätzen geregelt werden.

Überhaupt kann es nicht geleugnet werden, daß der stolze Dichtermiñister in seinen Bezugnahmen auf Verleger häufig eine gewisse Verachtung zur Schau trug. Als mein zorniger Großvater Bertuch gegenüber erklärte, er fürchte, Goethe hielte alle Verleger für Juden, so war das wahrscheinlich eine Übertreibung der Goetheschen Ansicht. Dennoch beweist eine Äußerung des Letztern an Frau von Stein in Beantwortung irgend einer Bemerkung von ihr, sowie anderweitige Äußerungen, daß der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen Verleger hegte. „Mit Göschen“, schreibt er an seine Freundin, „will ich mich schon betragen, ich kenne diese Art Menschen, und muß nicht jeder sein Handwerk machen?“ \*\*\*)

So gereizt Göschen aber auch über den Dichter war, so konnte doch nichts seine Bewunderung für die gelieferten Werke schwächen.

„Egmont“ insbesondere, der für den fünften Band bestimmt war, an dessen Herstellung mit großem Eifer gearbeitet wurde,

\*) Briefe, Bd. VIII, 283.

\*\*) Briefe, Bd. VIII, 344.

\*\*\*) D. 25. März 1787. Briefe (Weimar), Bd. VIII, 228.

macht einen mächtigen Eindruck auf seine Phantasie. Nebenbei glaubte er, wie wir gesehen haben, daß dieses Stück der ganzen Auflage aufhelfen würde. Er hatte nämlich beschlossen, da die „Gesammelten Werke“ als solche nicht einschlugen und nur 1200 Exemplare von 3000 verkauft wurden, den Egmont und einige andere Stücke in einem Separatbände zu veröffentlichen. Von „Egmont“ allein wollte er 2000 Exemplare separat drucken, wie er an Bertuch schrieb. Das Publikum wußte bereits von dieser Ausgabe und war darauf gespannt.

Man nahm in einigen Kreisen an, daß Göschen die neuen Bände der Goetheschen Werke einzeln verkaufe, um „das Banditenvolk der Nachdrucker wenigstens eines Stachels zu berauben“, da er sonst wider sein eigenes Interesse handeln würde.

Aber das „Banditenvolk“ ließ sich nicht einschüchtern. Es stellte sich bald heraus, daß ein Nachdrucker die Schriften wohlfeiler verkaufe als Göschen, und der besorgte Bertuch fragte bei seinem Freunde an, ob er demselben schon auf die Spur gekommen sei. Dieser antwortete: „Noch weiß ich nichts von den Nachdruckern der Iphigenie. Der Kerl soll durch eine Druckpapier Ausgabe, die ich gleich machen ließ, den Teufel kriegen.“ \*)

Andern Schwierigkeiten begegnete er mit gleicher Energie. Zum Beispiel setzte er alle Hebel in Bewegung, um sich holländisches Papier zu verschaffen, auf das er „mit Schmerzen wartet“. Jede Seite seiner Briefe an Freunde zeugt von den aufreibenden Geschäftsjorgen des Verlegers in jener Zeit. Aber er ging seinen Weg mit fester Entschlossenheit, wenn auch oft in reizbarer Stimmung. Endlich, nach der Ostermesse des Jahres 1788 erschien der fünfte Band der „Gesammelten Werke“, und wiederum vermochte der Verleger nicht, seiner Begierde, sich zu verteidigen und mit dem Publikum, das sich

\*) D. 22. Dec. 1787.

so lässig im Subskribieren und im Kaufen gezeigt, eine Lanze zu brechen, die Zügel anzulegen. Er bestand nochmals darauf, daß diese Ausgabe nur als eine Taschen- und Handausgabe anzusehen sei. Wer die Werke auf holländischem Papier gedruckt wünschte, sollte seinen Namen einsenden, und er hoffe, daß alle, die diese gedruckte Ausgabe sähen, den Herausgeber sicherlich von dem Vorwurf der Vernachlässigung der äußern Erscheinung seiner Werke freisprechen würden. Eine schöne Ausgabe für das große Publikum würde er nur dann drucken, wenn er mit größerer Sicherheit auf den „Enthusiasmus seiner Nation für ihre besten Schriftsteller“ rechnen könne.

Eine Ursache des Verdrusses war inzwischen aus dem Wege geräumt: Goethe war im Juni nach Weimar zurückgekehrt. Aber trotzdem ließ die Absendung weiteren Manuskripts nach Leipzig lange auf sich warten. Goethe schrieb im Juli einen Entschuldigungsbrief; doch vergingen noch viele Monate, ehe einer neuer Band fertig war. Es widerstrebte Götschen, den Dichter zu drängen, obwohl die Subskribenten ungeduldig nach der Vollendung des Werkes verlangten, während Goethe selbst, Künstler der er war, sein Manuskript festhielt, bis es jene absolute Vollkommenheit erreicht hatte, nach der er, besonders im „Tasso“ und im „Faust“, mit intensiver Mühe und Arbeit rang.

Endlich wurde ein Ausweg gefunden, um die Ungeduld der Subskribenten zu befriedigen, ohne des Dichters Absichten zu nahe zu treten. Man kam überein, den achten Band, der allerlei Vermischtes und zum Teil schon früher Veröffentlichtes enthalten sollte, vor dem sechsten und siebenten zu veröffentlichen und dadurch Goethe Zeit zu geben, seine geliebte Arbeit am „Tasso“ fortzusetzen, in den er „mehr von seines Herzens Blut transfundiert als recht war“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen.

Demgemäß kündigte Götschen den achten Band mit einem Frontispiz und einer Vignette von Angelica Kaufmann an

und erklärte, daß der Autor auf Wunsch des Verlegers diesen achten Band zuerst fertig gestellt habe, um die Ungeduld des Publikums zu befriedigen. Der Band wurde jedoch erst im Ostern 1789 ausgegeben: zwei und einhalb Jahre, nachdem der Karlsbader Vertrag unterzeichnet worden war! Und noch waren zwei Bände unvollständig!

Ende Juni schickte Goethe die ersten Bogen des „Tasso“ an Götschen mit folgendem Briefe:

Weimar, den 22ten Juni 1789.

„Hiermit übersende ich die ersten Scenen eines Stückes, bei dessen Ausführung ich mich nur um Ein Jahr Arbeit verrechnet habe. Was es geworden ist, mag das Publicum entscheiden. Nun empfehle ich die allerstrengste Fürsorge bei den Correcturen. Die vorigen Bände sind leidlich, doch nicht ohne Mängel; bei diesem Stück werde ich auch den geringsten Fehler durch einen Carton zu verbessern bitten. Bei der höchsten Sorgfalt, die ich auf dieses Stück gewendet, wünsche ich auch, daß es ganz rein in die Hände des Publikums komme. Wann Sie das Exemplar mit lateinischen Lettern anfangen wollen, ist mir ganz gleich . . .

Leben Sie wohl. Das Manuscript von Tasso folgt nun nach und nach. Senden Sie mir ja gleich drei Exemplare der abgedruckten Bogen.

v. Goethe.“\*)

Eine Woche später schrieb Goethe mit bezug auf „Tasso“. Er könne sich von dem Manuscript nicht trennen, da er bis zum letzten Augenblick daran arbeite! Er könnte die letzte Gelegenheit, zu feilen und wieder zu feilen, nicht vorüber lassen; auch dürfe kein einziger Druckfehler oder sonst ein Fehler dieses vollendete Stück entstellen, das er so außer-

\*) Goethes Werke, Abt. IV, Bd. IX, 134 f.

ordentlich gern in tadelloser Form dem Publikum in die Hand gäbe.

Aber Wochen vergingen. Ende August bescheinigte Goethe den Empfang einiger gedruckter Bogen in einem kurzen Billet und setzte voraus, daß nun der Druck rascher vorstatten gehen würde, da sonst der Band um Michaelis nicht fertig sein könnte.

Und er wurde wirklich zu Michaelis nicht fertig. Die Rollen waren jetzt vertauscht, und Goethe war der Ungeduldige geworden; ja dies war so sehr der Fall, daß er sich bei der Herzogin Amalie beklagte, die Ausgabe werde verdorben durch die Saumseligkeit des Verlegers.

Götschen auf der andern Seite konnte und wollte sich nicht beeilen. Seine Tätigkeit war im Herbst durch ein andres Unternehmen außerordentlich in Anspruch genommen, das seinen ersten großen finanziellen wie literarischen Erfolg bezeichnete. Es war dies der berühmte „Historische Kalender für Damen“, ein von Götschen und Wieland entworfenes Journal, in dessen zweitem Heft nachher Schillers „Dreißigjähriger Krieg“ erschien. Götschen war so fest davon überzeugt, daß er sich die Gunst des Publikums erwerben würde, daß er sich nicht entschließen konnte, dem neuen Unternehmen durch das Aufschieben der notwendigen Vorbereitungen Eintrag zu tun zugunsten anderer Werke. „Göthe hat uns lange genug aufgehalten“, schrieb er, „und es ist billig, daß er sich geduldet hat.“\*) Ruchlose Worte! Aber wir haben bei beiden Männern einen Blick hinter die Kulissen getan, und Wahrheit bleibt Wahrheit. Wenn nun auch „Tasso“ ein wenig hinter dem „Historischen Kalender“ zurückstehen mußte, so hatte sich doch Götschen in dem Erfolge oder Mißerfolge nicht geirrt, den er den beiden Werken vorher sagte; der Kalender machte ein ungeheures Aufsehen und 6000 Exemplare wurden verkauft, während „Tasso“, mit Goethes Herzblut geschrieben, das allgemeine Publikum kalt ließ.

\*) An Bertuch d. 16. Dez. 1789.



F a u s t.

E i n F r a g m e n t.

---

Von

G o e t h e.

A c h t e A u s g a b e.

---

Leipzig,  
bey Georg Joachim Göschen,  
1790.



Der lange erwartete sechste Band der gesammelten Schriften erschien im Januar 1790. Der siebente Band, der den Schlußband der Ausgabe bildete, wurde im folgenden Mai veröffentlicht. Er enthielt „Faust, ein Fragment“; jenes außerordentliche Werk, das in den Augen späterer Generationen Goethes Genius in seiner höchsten und charakteristischsten Entwicklung offenbarte. Aber auch die Aufnahme dieses Werkes von seiten des lesenden Publikums war derart, daß sie den enttäuschten Verleger durchaus nicht veranlassen konnte, die Beschuldigung der Kälte und Apathie des Publikums seinem größten Dichter gegenüber zurückzunehmen.

Zugleich mit diesem Bande erließ der Verleger eine neue Ankündigung, die endgültige und abschließende Verteidigung seiner eigenen Stellung. Da mit diesem siebenten Bande, heißt es darin, die gesammelten Werke Goethes in acht Bänden abgeschlossen seien, so könne das Publikum übersehen, was diese Sammlung enthalte, und es würde mit dieser Übersicht nicht unzufrieden sein. Bereits erschienene Schriften seien in dieser Ausgabe theils umgearbeitet, theils vermehrt und verändert. In seiner ersten Anzeige hätte der Verleger einige der neuen bisher ungedruckten Werke nur als Fragmente versprechen können. Aber der Verfasser hätte sich willig gezeigt, den größten Teil zu vollenden. Die Form, welche die unsterblichen Werke „Iphigenie“, „Tasso“ und „Egmont“ jetzt angenommen, würde allein den Aufschub entschuldigen, der beim Erscheinen der Separatausgaben nötig geworden sei, wenn dem Verfasser die Gelegenheit gewahrt bleiben sollte, die letzte Seile anzulegen. Um aber auch den wohlhabenderen Teil der Nation schneller zu befriedigen, bis die Umstände eine höchst elegante und teure Ausgabe ermöglichen, habe der Verleger einige Exemplare der gegenwärtigen Ausgabe auf „holländisch Papier“ drucken lassen. Der Preis dieser neuen Ausgabe mit neu gravierten Platten sei zwölf Taler, während die jetzt vollendete Auflage wie bekannt acht Taler koste. Niemand könne dies teuer nennen in Anbetracht

des hohen Preises des Papiers und der von den berühmtesten Meistern nach vortrefflichen Zeichnungen hergestellten Platten. Da es aber nicht leicht sei, für jeden „Liebhaber der Goetheschen Schriften“ acht Taler für dieselben auszugeben, so habe er eine sehr billige Ausgabe in vier Bänden mit einigen Kupfern auf Druckpapier hergestellt. Zwei davon seien bereits fertig, die andern beiden würden schleunigst folgen. Der Preis dieser vier Bände mit dem Inhalt der acht Bände der besseren Ausgabe sei 3 Taler 16 Groschen.\*)

Der von Goethesforschern so viel umstrittene Ursprung dieser billigen Ausgabe in vier Bänden wird hier auf den Wunsch des Verlegers zurückgeführt, dem Bedürfnis des ärmeren Leserkreises entgegenzukommen. Sie war aber in der That schon von vornherein geplant als ein Schachzug, um die Nachdrucker matt zu setzen, wie aus einem früheren Kapitel erhellt.

Damals hatte Bertuch vorgeschlagen, daß des Verlegers Name nicht erscheinen, und daß die Ausgabe selbst das Ansehen einer nachgedruckten haben solle. Aber die obige Ankündigung beweist deutlich, daß Göschen schließlich den kühneren und geraderen Weg einschlug, sie unter seinem Namen zu veröffentlichen.

Wenn daher Stern\*\*) sagt: „Die schöne Ausgabe in acht Bänden schlug so wenig ein, daß Göschen eine der vielen bösen Praktiken des damaligen Buchhandels, sich selbst nachzudrucken, für gut befand und eine Ausgabe auf gemeinem Papier in vier Bänden ohne Zustimmung Goethes veranstaltete“, so ist dies dahin zu berichtigen, daß von Nachdruck im strengen Sinne kaum die Rede sein kann. Denn das Wesen des Nachdrucks bestand in dem Schutzmantel der Anonymität. Was Göschen tat, war eine billige Ausgabe auf gemeinem Papier zu veranstalten, ohne vorherige Verabredung mit dem Verfasser. Ziemlich viel später, im Jahre 1805,

\*) Ostermesse 1790.

\*\*) „Grenzboten“ 1881, S. 125.

als Göschens Rechte mit bezug auf eine geplante Ausgabe der Goetheschen Werke durch Cotta in Frage kamen, schrieb Goethe an Schiller, der die Angelegenheit für ihn besorgte:

„Ihre Freundschaft und Einsicht in das Geschäft überhebt mich die unerfreulichen Papiere gegenwärtig durchzusehen. Außerdem bemerke ich daß Göschens eine Ausgabe in 4 Bänden unter den falschen Jahreszahlen 1787 und 1791 gedruckt wovon niemals unter uns die Rede war.“\*)

Tatsächlich tragen die ersten beiden Bände dieser ordinären Ausgabe das Datum 1787, die beiden letzten das richtige Datum der Herausgabe, 1791.\*\*)

Auch von einer Verheimlichung kann nicht gesprochen werden, da die Ausgabe öffentlich angezeigt worden war. Allerdings läßt gerade diese Veröffentlichung es befremdend erscheinen, daß Göschens Goethe nicht förmlich davon in Kenntnis setzte, wie der Kontrakt es forderte. Möglicherweise fürchtete er Einsprache, und eher als seinen festen Entschluß, die Nachdrucker mit ihrer eigenen Waffe zu schlagen, aufzugeben, setzte er sich dem Mißvergnügen Goethes aus. Er hatte nicht im geringsten die Absicht, die Rechte des Verfassers zu beeinträchtigen oder auf irgend eine Weise seinen Privilegien und Ansprüchen zu nahe zu treten, sondern er schmiedete, wie gesagt, nur eine Waffe der Selbstverteidigung in dem Kampfe gegen den Nachdruck, in welchem er eine so hervorragende Rolle spielte. Ich fühle jedoch, daß ich über den ganzen Hergang der Sache nicht genügend unterrichtet bin. Wären uns die Materialien dazu erst vollständig bekannt, so könnte Göschens Benehmen möglicherweise nicht ganz einwandfrei erscheinen. Aber die Herausforderung der „Schufte“ war auch gar zu groß!

Wenn das Zitat aus dem Briefe an Goethe beweist, daß die Verhandlungen mit Göschens unangenehme Eindrücke

\*) Den Grund dieses Doppeldatums habe ich nicht auffinden können.

\*\*) Briefe, Bd. XVII, 271.

bei Goethe zurückgelassen hatten, so beweisen spätere Briefe, daß er seiner mit großer Achtung gedachte.

So schrieb er im Jahre 1821 an Knebel: „Endlich, theuerster Freund, wird mir ein dringendes Anliegen erfüllt, welches ich so oft seit vielen Jahren ausgesprochen habe, Deine Übersetzung des Lucrez zu sehen. Herrn Göschen will ich Dank sagen, daß er sich hierin, wie in so manchem Andern, bereitwillig erwiesen, unsere Muse zu begünstigen.“\*)

Und am 10. Januar des Jahres 1829 an den Staatsrath Schulz:\*\*)

„Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, [sich] wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzblutes vielleicht mehr als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe.“

Goethe sprach die vollkommene Wahrheit, wenn er feststellte, daß diese Ausgabe keinen „sonderlichen“ Erfolg gehabt habe. Der Leser, welcher der wechselvollen Geschichte dieses Unternehmens bis hierher gefolgt ist, eines Unternehmens, das sich über vier Jahre erstreckte, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Kapitalanlage erforderte und mit Nachdruckern und einem teilnahmslosen Publikum zu kämpfen hatte, wird sich haben denken können, daß der Profit für den Verleger wahrscheinlich nicht groß sein würde. Zufälligerweise sind uns einige Tatsachen aufbehalten, die uns eine

\*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, II, 280.

\*\*\*) Briefwechsel Goethes mit dem Staatsrat Schulz (Dünker), S. 362. Chr. L. Friedr. Schulz (1781—1834). Es waren naturwissenschaftliche Arbeiten, namentlich die Farbenlehre, die beide Männer zusammenführte.

Ab schätzung desselben ermöglichen. Man erinnere sich, daß Bertuch einen Anteil von einem Drittel an dem Unternehmen hatte. Nach der Ostermesse 1791 kaufte Götschen die „Verlagsenterpriſe allein an“, verpflichtete sich, Bertuch die 2000 Taler, welche sein eingezahltes Kapital repräsentierten, mit fünf Prozent Zinsen zurückzuerstatten, und ihm außerdem als Äquivalent für den Gewinn und für die Übertragung des Verlagsrechtes die Summe von 600 Talern zu zahlen. Nach dieser Zahlung sollte ihm das vollständige und alleinige Eigentumsrecht an dem Aktiobestand, Rechten, Lagervorräten usw. zustehn. Hieraus läßt sich ersehen, wie das große Unternehmen bis zum Jahre 1791 ausgefallen war. Der Gesamtgewinn wurde zu 1800 Talern veranschlagt, wovon Bertuch ein Drittel erhielt. Da es nun lange Jahre dauerte, ehe der Buchvorrat erschöpft war, so ist es wahrscheinlich, daß der Gewinn meines Großvaters nicht die Summe von 1200 Talern erreichte, die allein er nach dem Voranschlag von 1781 erwarten zu können glaubte.

Eine höchst genaue Abrechnung über den Stand des Unternehmens zu einer früheren Zeit, nämlich im Jahre 1789 liegt mir ebenfalls vor in der Form von Kostenrechnungen und Listen über bis dahin verkaufte Exemplare, die der Verleger für Bertuch aufgestellt hatte. Die Zahl der Unterschriften für alle acht Bände belief sich nur auf 602. Außer diesen bestellten Exemplaren waren von den ersten vier im Mai 1787 zusammen publizierten Bänden 536 Exemplare, von dem fünften Ostern 1788 veröffentlichten Bande 478 und von dem achten Bande 417 Exemplare verkauft worden. Der Absatz der einzeln veröffentlichten Stücke gestaltete sich folgendermaßen:

Werthers Leiden . . . . .	262	Expl.
Götz von Berlichingen . . . . .	20	„
Clavigo . . . . .	17	„
Iphigenie . . . . .	312	„

Die Mitschuldigen . . . . .	326	Expl.
Bruder und Schwester . . . . .	292	„
Triumph der Empfindsamkeit . . . . .	250	„
Die Vögel . . . . .	198*)	„
Claudine . . . . .	116	„
Erwin . . . . .	125	„
Egmont . . . . .	377**)	„

Merkwürdige Zahlen, die beweisen, wie langsam sich die Werke des großen Dichters verkauften! Interessant ist auch, daß Egmont, von dem sich Götschen so große Dinge versprach, in der Liste obenan steht, obwohl der Absatz sich nur über eine kurze Periode erstreckte.

Die Kosten des ganzen Unternehmens beliefen sich bis zum September 1789 auf 7087 Taler, die Einnahmen von verkauften Exemplaren auf 5367 Taler; so daß also immer noch ein Kapital von sechzehn bis siebzehnhundert Talern ausstand. Die weiteren zwei Jahre versprachen infolge dieses langsamen Fortganges der „Enterprise“ nur den geringen Gewinn, der die Grundlage des Vertrages mit Bertuch bildete.

Dazu kam, daß die persönlichen Beziehungen zu dem großen Dichter niemals, wie wir gesehen haben, den herzlichen Charakter trugen, der imstande gewesen wäre, in Götschens Stellung Goethe gegenüber ein gewisses „mercantiles Element“ zu verdrängen, das überall da, wo die Einflüsse der Freundschaft und herzlicher Achtung ihre Macht ausübten, sicherlich nur als ein untergeordnetes Motiv in meines Großvaters Verkehr mit den Autoren in Betracht kommen konnte. So erklärt sich ein Entschluß des Verlegers, der uns, die wir nach geschäherer Tat urteilen, als der größte Fehler in meines Großvaters buchhändlerischer Laufbahn erscheinen muß.

\*) Diese acht Werke sind den ersten vier Bänden entnommen.

\*\*\*) Die letzten drei Stücke bildeten den Inhalt des fünften Bandes.



Ehe noch die „Gesammelten Werke“ vollständig vorlagen, bot Goethe Göſchen ſeine jetzt berühmte Abhandlung über die Metamorphoſe der Pflanzen an. Wie bekannt, machte damals der Dichter in ſeiner Entwicklung eine naturwiſſenſchaftliche Phase durch und ſchrieb, indem er ſeine unerreichte Einbildungskraft auf dieſem neuen Felde ſpielen ließ, über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände wie noch kein Fachgelehrter je vor ihm geſchrieben. Als Göſchen das Manuſkript, deſſen Annahme oder Nichtannahme vertragsgemäß zuerſt in ſeine Hände gelegt war, empfing, hatte er nichts Betteſeres zu tun, als einen Botaniker um Rat zu fragen! Man kann ſich leicht vorſtellen, wie der orthodoxe Gelehrte über des Dichters kühnen Vorstoß in ſein eigenes Gebiet geſpottet haben mag! Das Urtheil fiel denn auch abweiſend aus, und Göſchen lehnte das Werk dankend ab. \*)

Der ſtolze Dichter vergaß dies nicht. Als im Jahre 1791 die „Gesammelten Werke“ abgeſchloſſen waren, ſcheint Göſchen ihm ſeine Dienſte betrefſs weiterer Werke angeboten zu haben. Als Antwort erhielt er folgenden Brief:

Weimar, den 4. Juli 1791.

„Ich danke für die mir überſendeten Bücher und für die mir in Ihrem Briefe gezeigten Gefinnungen, und wünſche, daß ich dagegen etwas Gefälliges erzeigen könnte. Es tat mir leid, daß Sie den kleinen Verſuch der Metamorphoſen ausſchlügen, und ich war genöthigt, mich nach einem andern Verleger umzuſehen und Verbindungen einzugehen, die ich ſogleich nicht löſen kann. Wahrſcheinlich werde ich in der Folge ebenſo viel in der Naturlehre als in der Dichtkunſt arbeiten; ich habe an beiderley Manuſcripten Manches vorrätbig, das aber erſt ausgeführt und nur zur rechten Zeit

\*) Göſchen ſtand in ſeiner Beurteilung dieſes „Verſuches“ nicht allein. Wie bekannt, nahmen die meiſten Freunde Goethes ſeine botaniſche Theorie, von der er nach ſeiner Rückkehr von Italien voll war, zu ſeiner großen Enttäuſchung kühl auf.

ausgegeben sein will. Auf Michael werde ich eine neue Theorie der Farben ins Publikum wagen. Ich kann Ihnen aufrichtig versichern, daß ich sehr gewünscht hätte, Alles in einer Hand zu sehen.

Ich habe einen größeren Roman in der Arbeit und werde mehr Veranlassung finden, für das Theater zu arbeiten als bisher.

Von meiner italienischen Reise ist auch noch alles zurück. Ein Büchlein Elegien, die ich in Rom schrieb, desgleichen Epigramme, die in Venedig entstanden, liegen auch noch da und warten auf den Zeitpunkt in dem sie erscheinen können.

Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größeres Publikum Geschmack findet, so muß ich denn folglich nach den Umständen zu Werke gehen, und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.

Meine ersteren habe ich nicht außer Augen gelassen und corrigire ein Exemplar, wie es mir die Zeit erlaubt, um von meiner Seite bereit zu seyn, wenn eine neue Ausgabe für nöthig oder rätzlich gehalten würde.

Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben und empfehl mich ihrem Andenken.

Goethe.\*\*)

Kein Brief, scheint mir, konnte freundlicher und unter den Umständen rücksichtsvoller sein; auch rechtfertigt er augenscheinlich die Annahme nicht, als habe die billige gegen die Nachdrucker gerichtete Ausgabe auf die Länge Goethes starkes Mißfallen erregt. Der Dichter beschränkt sich nicht auf einen bloßen Dank oder auf eine Empfangsbescheinigung, sondern gibt zugleich eine Übersicht über seine literarischen Pläne und fügt — gleichsam um die Versicherung nahe zu legen, daß er keineswegs beleidigt sei — die zu-

\*) Briefe, Bd. IX, 276.

friedenstellende Bemerkung hinzu, er vernachlässige seine ersten Bücher, die sich noch in Göschens Händen befänden, nicht.

Ein anderer Brief Goethes berichtet den Hergang im wesentlichen in derselben Weise, drückt aber mehr Verwunderung, und wir müssen gestehen, gerechte Verwunderung aus über den Weg, den der Verleger eingeschlagen hatte. In demselben sagt der Dichter, er habe versprochen gehabt, Göschen das erste Angebot seiner künftigen Schriften zu geben; er habe ihm deshalb angekündigt, daß eine kleine Abhandlung wissenschaftlicher Natur fertig sei, die er gedruckt zu sehen wünsche. Er wolle nun nicht darnach fragen, ob Göschen sich nicht viel von der Arbeit versprochen, oder ob er sich in diesem Falle, wie er sich denken könne, an Sachgelehrte gewandt habe, um zu erfahren, was von diesem plötzlichen Ausflug in ein anderes Gebiet zu halten sei. Genug, es sei einigermaßen schwer zu verstehen, warum er es abgelehnt, seine Abhandlung zu drucken, da er im schlimmsten Falle nur ein unbedeutendes Opfer von sechs Bogen Mafelatur gebracht, sich selbst aber einen fruchtbaren, zuverlässigen, zufriedenen Autor erhalten haben würde, der noch einmal vor die Öffentlichkeit zu treten wünsche.

Augenscheinlich hatte Göschen einen Fehler begangen, der nicht wieder gut gemacht werden konnte. Wahrscheinlich wußte er nicht, hatte auch keinen triftigen Grund, es anzunehmen, daß Goethe wirklich „ein zufriedener Autor“ sei; auf jeden Fall aber kostete ihm seine Weigerung, ein „unbedeutendes Opfer zu bringen“, mit einer einzigen weiter unten zu besprechender Ausnahme und trotz verschiedener späterer Annäherungsversuche, des Dichters Kundtschaft auf immer.

Inwieweit er finanziell darunter litt, ist nicht so ersichtlich; immerhin kann sein Schritt bei denen, die mit Stolz auf die Firma zurückblicken und auf die glänzenden Namen, die ihre Kataloge zieren, nur ein Gefühl tiefen Bedauerns hinterlassen. Was Goethes tatsächlichen Wert für einen Ver-

leger anbetrifft, so fällt Schiller in einem Freundesbriefe darüber ein merkwürdiges Urtheil. Er schreibt:

„Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Göthe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich sehr hoch taxiert und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht . . .\*)

Die Gerechtigkeit gegen meinen Großvater, dessen vertrauliche Äußerungen über die „Gesammelten Werke“ seinem Kompagnon Bertuch gegenüber ich dem Leser ausführlich und rückhaltlos mitgeteilt habe, erfordert, das Urtheil eines durch lange Jahre treu anhänglichen Freundes wie Schiller über Goethes Stellung zu seinen Verlegern, neben der sehr natürlichen Verurteilung der Götschen'schen Kurzsichtigkeit in diesem Falle, gleichfalls anzuführen. Soweit aber mein Großvater in Betracht kommt, so machte Goethes Verhalten, obwohl er mit Bezug auf Freieemplare und in anderen Sachen schwer zu befriedigen gewesen war, und wenig Verständnis für die Sorgen des Verlegers an den Tag gelegt hatte, doch nicht den Eindruck einer solchen Engherzigkeit im Verkehr mit Buchhändlern, wie sie ihm Schiller zuschreibt.

Erst eine lange Zeit nachher, im Jahre 1804, wurden die einst gelösten Bande für den Augenblick wieder angeknüpft. Damals übersetzte nämlich Goethe für Götschen Diderots berühmtes Stück „Rameaus Neffe“, und versah es mit ausführlichen Anmerkungen. Im Jahre 1794 hatte Götschen vorläufig den Verdruß, den Anfang einer Sammlung der neueren Schriften Goethes von Unger in Berlin verlegt zu sehen, demselben Verleger, nach dessen Weigerung, die Bedingungen des Dichters anzunehmen, Bertuch bekanntlich

\*) Schiller an Cotta am 18. Mai 1802. Siehe Schillers Briefe (Jonas), VI, 385 f.

Götschen für Goethe gewonnen hatte. Man hat vermutet, daß diese Wahl einer andern Firma der eigentliche Grund des Bruches zwischen Dichter und Verleger gewesen sei; es lassen sich aber keine Beweise für diese Annahme beibringen. Im Gegenteil; drei Jahre später wurden Annäherungsversuche von der einen oder der andern Seite gemacht. Diesmal war Böttiger der Vermittler. Er scheint Götschen mit Bezug auf ein Gedicht Goethes sondiert zu haben, denn der erstere schrieb am 5. April 1797:

„Ich möchte gewiß Goethes Gedicht gerne haben, hauptsächlich damit man sähe, er habe nicht dauernd mit mir gebrochen. Sehen Sie zu, ob sich die Sache arrangieren läßt. Aber lieber Freund, vor Ostern über's Jahr habe ich kein Geld. Dann jedoch bin ich bereit!“

Er bewies also weder einen außerordentlichen Enthusiasmus über den Vorschlag noch jene Energie in der Überwindung von Schwierigkeiten, welche er, wenn er einmal „Feuer gefaßt“ hatte, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, so häufig an den Tag legte.

Das fragliche Gedicht war „Hermann und Dorothea“, jenes vollendete Kunstwerk, dessen Schönheit und Neuheit sofort die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Noch einmal im folgenden Juni schrieb Böttiger darüber an Götschen. Damals war es gerade fertig geworden, und der letztere scheint eingesehen zu haben, daß hier ein Werk vorlag, das ihn unter anderen Umständen zu energischen Schritten angefeuert haben würde. Aber entweder war er noch immer überzeugt, daß er sich die Ausgaben nicht gestatten dürfe, oder er hatte gehört, daß bereits ein anderer Verleger gefunden sei. Das letztere ist wahrscheinlicher, denn in einem späteren Briefe an Böttiger findet sich keine Anspielung auf seine frühere Ablehnung des Angebotes wegen mangelnder Mittel, sondern er sagt einfach, „daß er bereits durch Schlegel von Göthes neuem Gedicht gehört habe, daß Schlegel selbst voller Begeisterung darüber sei, und daß hier ein Werk vor-

liege, das einen ehrlichen deutschen Buchdrucker mit neuem Eifer zu erfüllen im Stande sei.“

Aber es war ihm nicht beschieden! Was auch die Ursache gewesen sein mag, Göschen erwarb das Werk nicht, und so wurde auch hier, wie zuvor, eine glänzende Gelegenheit verabsäumt. Und zwar waren die Folgen davon um so ernster, als Goethe auf seiner Schweizerreise 1797 die Gelegenheit wahrnahm, den unternehmenden Cotta zu besuchen und Geschäftsverbindungen mit ihm anzuknüpfen.

So wurde denn Goethes Vorhersagung verwirklicht. Seine Schriften wurden unter verschiedene Verleger verteilt und der Ruhm, der Hauptverleger des größten Dichters seiner Zeit zu sein, ging meinem Großvater auf immer verloren.

---

## Zehntes Kapitel.

### Liebe und Heirat.

1787—1788.

Vierzehn Tage nach dem Briefe, in welchem Götschen ausgerufen: „Herder und alle Pfaffen hole der Teufel!“, und in welchem er mit unnachgiebiger Offenheit und lästerlicher Leidenschaft seinem Herzen Luft gemacht hatte über das ihm von Goethe seiner Meinung nach zugefügte Unrecht; mitten in seinen Pandorasorgen und seinen heißen Kämpfen wider die unvertilgbaren Nachdrucker, wurden seine Gedanken plötzlich von seinem Geschäft abgezogen und mit gleichem Ungestüm in anderes Fahrwasser gelenkt: er verliebte sich mit der ganzen Glut seines Wesens.

Er erzählt die Geschichte selbst an Bertuch, seinen intimen Vertrauten.

„Hier sitze ich,“ schreibt er am 10. Dezember 1787 von Leipzig aus, „in Liebe bis über die Ohren. Das beste, das einnehmenste Mädgen wird hoffentlich mein. Sie ist nicht arm und nicht reich, aber sie wird mich unaussprechlich glücklich machen. Jetzt ist sie zufälligerweise wieder hier und die Leidenschaft hat wieder ganz ihre alte Stärke angenommen. . . Das ist der Grund warum ich Ihnen Reichs Tod nicht gleich gemeldet habe und warum ich heute nicht mehr schreibe als um Nachsicht bis künftigen Posttag bitte (!). Meine Arbeiten drängen mich und doch muß ich in dieser Angelegenheit meines Herzens zur Ruhe, denn meine Empfindung ist so stark, daß meine Gesundheit leidet. Man will mir meine Zette wieder vor der Nase wegnehmen und bey Gott im Himmel, das soll nicht. . .“

„Jette“ war Henriette Heun\*), Tochter des Justizamtmannes Heun, eines wohlhabenden und angesehenen Mannes. Kunze, der Leipziger Kaufmann und der intime Freund Göschens, Körners und Schillers, hatte eine Stieftochter Heuns zur Frau. Daher war die Familie über den neuen Freier wohl unterrichtet.

Am 20. zeigte dieser das Resultat seiner Werbung an.

„Nur das Nothwendigste vor heute. Vierzehn Tage haben mich gewaltig zurückgesetzt. Das Mädchen hat mich darin um meine Ruhe, um meinen Schlaf, um meine Thätigkeit gebracht. Jetzt ist sie mein und nun solls wieder an ein Arbeiten gehen.“ (\*\*)

Zugleich setzt er Bertuch in dem Brief auseinander, daß er unter diesen Umständen nicht sofort nach Weimar reisen könne.

„Meine Jette läßt Sie bitten, mich ihr bis den 8. Jan. zu lassen. Wollen Sie nicht böse werden? Des Menschen Glückseligkeit ist auch etwas, und doch thut mirs weh, wenn die Freundschaft darunter leiden soll. Nur dieses einzige Mal vergeben Sie mirs. Ich komme den 8. Januar gewiß zu Ihnen. Bis dahin Nachsicht mit mir! Entschuldigen Sie mich bey Wieland. Ich konnte bisher keine Verlagsideen fassen . . . Hier muß ich einen andern Artikel fest halten. Wieland selbst hätte mir solchen nicht ersetzen können . . . Meine Jette soll sich bey Ihnen selbst einmahl bedanken für die Freude des Ehebettes so Sie uns in Ihrem Hause bestimmt haben. Doch ist die Hochzeit erst nach der Ostermesse.“

Auch noch in den nächsten Tagen war es ihm unmöglich, seine Liebesangelegenheiten in seinen Geschäftsbriefen unberührt zu lassen. Zwei Tage später schreibt er:

„Wenn dieser Brief geendet ist, so wil ich noch durch das traurige Wetter 77 Stufen hinauf zu meiner Jette und bringe

\*) Geb. am 20. Sept. 1765 zu Torgau.

\*\*) Handschriftlich.



ihr Ihren Gruß und, was mich unendlich rührt und ihr unendlich werth sein wird, die Versicherung Ihrer Freundschaft. Ihre hellen Augen werden dabei so freundlich aussehen; ach, liebster Bertuch, Sie sollen diese Augen sehen, es kuckt eine reine Engelsseele heraus und nur deswegen sind sie schön. Sie soll Ihnen künftig während der Messe Ihr Zimmer im Hause recht sauber und nett halten, Ihnen freundlich das Abendbrot vorlegen und den freundschaftlichen Becher zum Trunke reichen.“\*)

So schrieb er an Bertuch, „die merkantilische Seele“, wie Schiller ihn nannte! Augenscheinlich verließ Götschen sich darauf, daß auch der Freund in seinem Herzen sanfteren Gefühlen zugänglich sei, wenn er ihm sein eigenes so rückhaltlos ausschüttete.

Wir müssen aber Götschen kennen lernen, wie er um diese Zeit mit sich selbst zu Rake ging. Folgender Erguß war trotz der Anfangsworte „Liebste Jette“ nicht ein zur Absendung bestimmter Brief, wie sich aus dem Inhalt ergibt, sondern vielmehr ein Selbstgespräch, von dem es zweifelhaft war, ob es je von einem andern Auge gelesen werden würde. Es wurde von einem mehr als fünfunddreißigjährigen Geschäftsmann in seinem Bureau während der Geschäftszeit geschrieben, während man doch denken sollte, daß weder ein solcher Ort noch eine solche Zeit sich für derartig leidenschaftliche Äußerungen eigneten. Da einige seiner Freunde darüber geschwaht zu haben scheinen, daß er des Geldes wegen geheiratet habe, so ist es nicht ohne Interesse, auch in dieser Beziehung einen Blick in die innerste Gedankenwelt des verliebten Verlegers zu tun.

„den 13. Dec. 1787.

Meine theuerste Jette!

Ich habe Dich heute nicht gesehen — ich bin getrennt von Dir bis den kommenden Tag. — Ich kann mich mit

\*) Handschriftlich.

nichts beschäftigen als mit Dir. Es ist 50 Minuten auf 5 Uhr. Ach brächte Dir diese Minute einen Gedanken an mich. — Warum Jettchen kann ich Dich nicht vergessen, weder in diesem merkantilischen Zimmer, noch in meiner einsamen Wohnung, weder auf meinen Spaziergängen noch in Gesellschaften, weder am Morgen noch am Abend oder in der Stunde wo die andern schlafen? Warum seh ich Dich allenthalben, suche Dich und härme mich daß ich nicht bey Dir bin. Eile geliebtes Mädchen, eile an meine Brust und laß meine Seele über meinen Lippen zu der Deinigen fliegen. Gleich als ich Dich zum ersten Mahle sah, war es mir als hätt ich Dich lange gekannt. Meine Gedanken, meine Empfindung fixirten sich auf Dich. Ich will sie weg wenden und reiße mir Wunden, die bis jetzt nicht geheilet sind. Ich mußte fliehen, aber ich kam immer wieder zu Dir. Ich wolte gerne sterben, aber das Leben nahm Deine Gestalt an und ich nickte ihm wieder freundlich zu. Dann schmolz die Schwermuth meiner Seelen in Thränen, welche in der Einsamkeit floßen bis ihre Quelle versiegte. Jetzt da ich Dich zum 2ten mahle sehe, wankt ich zwischen Furcht und Hoffnung herum. Die Welt ist mir eine Puppenbude, meine Geschäfte sind mir eine Last; mein Blut geht mit Ungeßüm vom Herzen, ich fühle seinen Gang durch alle meine Pulse, mich durchfährt ein Schauer und eine Wehmuth, wofür ich keine Freude der Welt gebe. Jette, Jette komm an meinen Busen. Siehe alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen sind dein. Möchte dieses Herz Dich glücklich machen können. Ach wenn Deine Seele nur einmahl zu der meinigen spräche ich liebe dich. Mit meinen letzten Gedanken wolt ich dieses Wort erkaufen. Wird das immer so bleiben? ich glaube es nicht. Auch wünsch ich es nicht. Alle Liebe, die Liebe zu den übrigen Menschen, die Liebe zur Thätigkeit, die Liebe für die Natur, die Liebe zur geselligen Freude, alle Liebe ist Liebe zu Dir geworden. Nur eine außet dieser ist in

meinem Herzen geblieben, die Liebe zu Gott. Wenn die Hoffnung Dich zu besitzen mit ihrem sanften Sittig um meine Stirne schwebt, ihr süßes Wort zu meinem Herzen dringt und ich dann fühle wie selig ich bin: dann erhebt sich mein Geist dankend zu Gott, der eine Existenz erschuf, welche solcher Seeligkeit fähig war. Ewige Liebe! ewige Liebe! ich danke dir dafür. Wirst Du dieses Blatt sehen? ich glaube nicht. Führt es aber mein Wunsch oder der Zufall in Deine Hände, so vergiß nicht daß Götschen seine ganze Seele reden lies und daß er hier bei dieser Stelle die heißesten Thränen des Entzückens geweint hat.

Was, liebe Jette, was ist es, das diese Empfindung für Dich in mir hervorbringt? Du bist schön sagen die Leute; ich sage Dein Auge ist schön, aus welchem Deine Seele spricht. Du hast Anmuth, Du hast Natur. Diese Seele, diese Anmuth, diese Natur, Jette, wirst Du nie verlihren. Dein Herz wird Dir bleiben, ich werde Dich ewig lieben. Zwar wird diese Hefigkeit aufhören, in sanftern Farben wird eine andre Liebe kommen; aber Deine Freundlichkeit, Dein treuer Kuß, Dein sanftes Herz wird diese Farbe so beleben, daß ich gern diese mildere Schwester werde bey mir einkehren sehen. Diese wird länger bey uns bleiben, sie wird das Stammeln unserer Kinder hören, das Glück unseres Hauses sehen, Dein wirthschaftliches Regiment, meine Thätigkeit für Dich und allein für Dich, meine Zuorkommung, meine kleinen Opfer der Zärtlichkeit und Gefälligkeit, mein Bestreben Dir zu gefallen, Deine Achtung zu behalten und Dich glücklich zu machen. Vertraulich wird sie an den Bekümmernissen, Mühseligkeiten, kleinen Zwistigkeiten und Mißverständnissen Theil nehmen und bemüht seyn alles wieder ins Gleich zu bringen, sie wird unsere treue Ermunterin, unser Trost, unsere Lehrerin in Leiden und in Noth seyn. Endlich wenn sie mit uns vor Alter schwach wird, ruft sie ihre Schwester die Freundschaft zu Hülfe und beyde verlassen

uns nicht eher bis der Sarg in die Erde ist. Hernach Jette, hernach wird der liebe Gott uns wieder einander zuführen. Ich kann mir keine Seligkeit denken ohne Dich. Ob das allen Liebenden so ist? . . .

Vielleicht ist unsere Liebe schon froh, wenn Du dieses einmahl siehest. Vielleicht ist Götschen Dir dann schon alles so wie Du ihm alles bist. Dann ist Götschen erst ganz glücklich. Meine theuerste Jette verlaß meine Gedanken nicht, sondern bleibe bey mir, wenn ich auch schon von diesem Blatte aufgestanden bin.“ \*)

Es ist merkwürdig, daß in diesem für keines Menschen Auge bestimmten Schreiben die rhapsodische, sentimentale und tränenreiche Ader, welche Rede und Schrift der Jugend jener Tage charakterisirt, so viel deutlicher pulsieren sollte als in den meisten andern Briefen meines Großvaters. Es scheint zu beweisen, daß sich Gefühle der Freude und der Liebe, auch im Herzen der Geschäftsleute ganz unwillkürlich mit der Vorstellung vom „Grabe“ und der „heißen Thränen“ verbanden, wo von Effekthascherei, literarischer Absicht oder Anbequemung an den Geschmack und die Sprache der Zeit durchaus keine Rede sein konnte.

Wenn aber dieser Erguß — geschrieben augenscheinlich, um ein überschäumendes, ihn tief erregendes Gefühl los zu werden — in die leidenschaftlichste Sprache gekleidet war, so war der Brief, in welchem er tatsächlich um Jettes Hand anhielt, in ganz anderem Tone abgefaßt.

Ein seltsamerer Liebesbrief ist sicherlich selten einem Manne aus der Feder geflossen. Der Schreiber hält es für geboten, dem Mädchen, das er bittet die Seine zu werden, eine vollständige und unparteiische Schilderung seiner geistigen, moralischen und physischen Natur zu entwerfen; und wenn er sich auch möglicherweise in einigen Punkten geirrt haben mag, so entspricht doch dies Bekenntnis, diese Beschreibung seiner

\*) Handschriftlich.

eigenen Gewohnheiten, Neigungen und Anlagen, der Hauptsache nach seinem Charakter, wie er in den Briefen an alle seine Freunde und den Berichten seiner Zeitgenossen über ihn und sein Wesen zutage tritt.

Der Antrag ist an demselben Tage geschrieben, als die Rhapsodie, nämlich am 13. Dezember 1787, also drei Tage nach seiner ersten Herzensergießung an Bertuch. Nach einer ziemlich ruhig gehaltenen Einleitung beginnt er seine Selbstanalyse:

„Die Lage meines Berufes ist nicht glänzend. Ein sehr eingeschränktes Einkommen muß meine Wünsche auf das stillere Glück eines häuslichen Lebens, auf die Freude der Natur, auf den Genuß einiger weniger Freunde und zum stillen, prunklosen Leben führen. In den ersten Jahren wird mir manche Bequemlichkeit fehlen, ich werde mir viele Freuden versagen und mein künftiges Weib wird mir noch manche Sorgen von der Stirn küssen müssen. Sparsamkeit und Genügsamkeit werden meine Hausgötter werden, und ich hoffe Zufriedenheit und eheliches Glück sollen sich zu ihnen gesellen. Liebe Zette, bey Gesundheit könnte ich mit Ihnen trockenes Brod essen; aber Gott wird mir durch Sie neue Thätigkeit und also auch noch etwas mehr als trockenes Brod geben.

Die Lage meines Herzens ist ein Punkt, über den ich nicht schreiben kann. Wer kennet sich selbst genug? Ich will aber ehrlich das Register meiner Fehler überdenken und Ihnen vorlegen. Sie werden es gewiß verkürzen, oder ich täusche in diesem Augenblick in meinem ganzen Gefühl. Ich bin überzeugt, Sie können mich beßern.

Ein gewisser stiller Unmuth, eine Freudenlosigkeit, üble Laune, oder wie Sie es sonst nennen wollen, welche mich zuweilen überfällt, gemeiniglich durch Disposition meines Körpers, seltener durch Disposition meiner Seele, ist die erste Eigenschaft, welche die Nachsicht meiner künftigen Gattin erfordern wird. Ihr zur Seite steht eine gewisse Singularität in meinen Vorstellungen von den geselligen Pflichten, ver-

knüpft mit einem Betragen in der Gesellschaft, welches man Sonderbarkeit nennt. Dieses ist nicht Fehler des Herzens, es ist Fehler der Erziehung. Ich war nie einem gesellschaftlichen Zwang unterworfen, und war immer unaufmerksam auf mich selbst. Daher schein ich oft kalt, wo ich es nicht bin, oft stolz, das ich eigentlich gar nicht bin. Daher bin ich zerstreut, kann meiner Langeweile mit Menschen, die mich nicht interessieren, zu wenig entgegen arbeiten. Daher versäume ich oft alle Pflichten des Anstandes und der Höflichkeit. So zwanglos ich in meiner geselligen Verbindlichkeit bin, eben so ungebunden ist, bis meine Vernunft wieder den Zügel anzieht, meine Denkungs- und Empfindungsart. Oft bin ich wieder (!) Menschen eingenommen, ehe ich sie genau kenne, welche ich doch hernach schätzen und lieben muß. Eben so schnell bin ich für manche Menschen eingenommen und hier hat mich schon die Erfahrung gezüchtigt. Ich denke ich werde klug werden. Hier muß ich einen Fleck berühren, welcher mir weh thut, da ich ihm nahe kommen will. Desto gefährlicher ist er. Ich bin außerordentlich reizbar für jede Art von Schönheit, für Schönheit der Seele, Schönheit der Sitte, Schönheit des Geschmacks, Schönheit der Bildung. Hier ist die Quelle meines Glücks; vielleicht auch mancher Schmerzen für mich; nein, nicht vielleicht, bisher war sie es gewiß. Meine theuerste Zette, ich kenne diese Quelle nur zu gut! Mit Hülfe eines liebenswürdigen Weibes werd ich das bittere von dem süßen scheiden; aber mit Gott soll mein Weib nicht das Bittere trinken. Deswegen, liebste Zette, sind Sie mir unentbehrlich. Ich will Sie nicht bestechen. Aber ich liebe Sie wie mein Leben, mehr als irgend eine Person in der Welt. Eine, welche lange schon das Glück eines andern Mannes war, hat bisher bei gewissenhafter Prüfung in allen meinen Leidenschaften doch immer gesiegt bei Vergleichung der Gegenstände meiner Liebe. Sie allein lieb ich mehr als ich diese Person je geliebt habe. Die Liebe zu dieser Person ist längst in die herzlichste Freundschaft übergegangen.

Ich bin sehr ehrgeizig. Diese Eigenschaft der Seele ist der Grund meiner mehrsten Tugenden und meiner mehrsten Fehler. Sie führt mich zu einer gewissen Generosität, welche in meiner Lage oft Verschwendung wird. Deswegen, meine theuerste Freundin, brauch ich eine sparsame Frau, welche mir zu Hülfe kommt. Der Ehrgeiz führt mich oft zu einer Heftigkeit in meinen Behauptungen, oft zur Übertreibung der Wahrheit. Doch weiß ich es nicht, daß er je zum Nachtheil irgend eines Menschen in mir geherrscht hat.

Ihm zur Seite steht die Weichheit des Herzens. Ich bin selten im Stande, eine Bitte abzuschlagen, wenn sie blos zu einen Nachtheil führt, der nicht meine Ehre oder mein ganzes Glück untergräbt. Die Vernunft scheint zwar mehr Gewalt über mich zu bekommen, aber doch brauch ich hier Zureden und Unterstützung, wenn ich etwas um meines Nachtheils willen abzuschlagen will.

Ein großer Fehler meiner Erziehung ist, daß ich nicht zur Ordnung gewöhnt bin. Ich liebe sie als die erste Tugend; ich bin unglücklich ohne Ordnung in meinem Hause; allein ich selbst bin oft zu nachsichtig gegen mich.

Ich habe zwar von der Vorsehung einen guten Theil gesunden Menschenverstand, ein inniges Gefühl und ein großes Wohlwollen für die Menschheit erhalten; allein die Natur hat mir kein einziges Talent gegeben. Hier bin ich so arm wie der niedrigste Bettler. Nicht Gesang, nicht Musik, keine Kunst von allen Künsten besiz ich; ich spreche keine Sprache außer meiner Muttersprache. Ich bin sehr eifersüchtig in der Freundschaft — wir haben über dieses Capittel schon gesprochen.

Mann hat mir Schuld gegeben, ich sey veränderlich. Es muß etwas daran gewesen seyn, weil mann es so allgemein geglaubt hat, aber ich habe mich nie davon überzeugen können. Da ich so schnell in meiner Neigung und Abneigung und so zwanglos in meiner Äußerung gewesen bin, so ist das vielleicht die Ursach von diesem Urtheil. Ich habe nachher

Dinge gesehen, welche zu mir nicht paßten, ich bin zurückhaltender geworden und habe verändert geschienen. Alle redliche Freunde meiner Jugend sind noch meine Freunde und einem jeden, der einmahl meine Freundschaft besaßen, diene und helfe ich so gut ich kann, wenn auch mein Umgang mit ihm aus politischen, oekonomischen oder moralischen Gründen eingeschränkt ist. —

Mein Körper ist bey allem äußern Schein nicht der gesündeste. Ich leide oft durch ihn jenen Unmuth, welchen meine Freunde bemerken mußten. Jeder Schritt von der Mäßigkeit hat Einfluß auf mich so wie jede Gemüthserschütterung und Anstrengung meiner nicht ganz unthätigen geistigen Kräfte.

Mein Weib wird also eine Gesellschafterin, Trösterin und Theilnehmerin mancherley Mühseligkeit des Lebens durch die Verbindung mit mir werden müssen, welches ich ihr durch treue Liebe, treue Arbeit, und Sorge für unsern Wohlstand, durch die herzlichste Zärtlichkeit zu ersetzen suchen werde.

Es war meine Pflicht, liebes Geschöpf, Dir dieses Alles zu schreiben. Frage darüber Dein Herz! Du besitzest Güte der Seele und gewiß ein zärtliches Herz, die Sanftmuth des Weibes und einen schönen Muth. Über das Übrige sag ich Dir nichts. Du kannst mich unaussprechlich glücklich machen; aber, da ich gelernt habe auf Glückseligkeit zu resigniren, so wirst Du mich durch Dein Nein auch nicht unglücklich machen. Bis an den letzten Hauch meines Lebens will ich Dein gedenken und Deine Freundschaft wird meine Gefährtin sein, wenn ich hinieden meinen Weg vollendet habe.

Theuerstes Geschöpf, Gott gebe Dir Freude!

Georg Joachim Göschen."

Der Übergang von dem förmlichen „Sie“ zu dem wärmeren „Du“ ist charakteristisch; ebenso der Ausdruck „ich habe gelernt, auf Glückseligkeit zu resigniren.“ Er kennzeichnet einen Hang zur Melancholie, der sich in vielen seiner



Briefe zeigt und vielleicht auf die trüben Erfahrungen seiner Jugend zurückzuführen ist. Doch war dieser mit einem mutigen und vorwärtstrebenden Temperament verbunden, das Schwierigkeiten niederkämpfte und sich mit einem gewissen Ungestüm vornahm, das gesteckte Ziel zu erreichen. Sein Ehrgeiz war allerdings groß, aber er redete die Wahrheit, wenn er erklärte, derselbe sei mit Weichherzigkeit vereint. Die Stellen über das häusliche Leben, das er zu verwirklichen trachtete, geben uns den Schlüssel zu einer andern stark ausgeprägten Seite seines Charakters. Sparjamkeit, frohe Zufriedenheit und eine ruhige Häuslichkeit, das waren seine Ideale und das beste Unterpfand für das Glück. Er lebte lange genug, um das hier gezeichnete Bild zu realisieren.

Dem Leser wird die freimütige Anspielung auf eine andere Person, „die seither längst das Glück eines andern Mannes usw. war“, nicht entgangen sein. Ich kann diese besondere Dame nicht identifizieren, obwohl es in dem Kreise der Göschenschen Freunde eine bekannte Sache war, daß er mit einem andern Mädchen ein Verhältnis gehabt.

Im Januar 1787 schien es sogar ziemlich ernst damit gewesen zu sein. Damals schrieb Gösch an Bertuch, seinen Vertrauten:

„Vor Ostern will ich noch zu Ihnen kommen, mein theuerster Freund. Bis dahin kommt vielleicht auch noch eine andre Geschichte in Gang, eine Geschichte des Herzens. Ich sage im Gang: denn bisher habe ich nur einen Schritt gethan, ob ich den 2ten, 3ten und 4ten noch nachthun werde, das wird von dem Erfolg meines ersten Schrittes abhängen. Vielleicht zieht der Herr Papa den Schlagbaum vor und dann kehren wir um, und thun, als hätten wir gar nicht hinein gewollt. Sie kennen die Auserwählte, und es ist ein fein Mädels; aber ich nenne sie Ihnen noch nicht, weil ich nicht weiß, ob ich nicht noch umkehren muß. Ich wolte, ich wäre dieser Sorge los, weil ich aus Liebe für mein Weib meine

Thätigkeit gewiß vermehre und mancher Schererengen der Phantastie und des Körpers dadurch überhoben werde, und weil ich in meinem Weib, Lohn und Glück für die Arbeiten des Lebens suche. So ein Mensch ohne Weib ist doch immer ein Mensch ohne Zweck und die Leute die um uns sind, haben keine Ordnung und keine rechte Pflege und keine häusliche Erziehung. — So viel weiß ich, daß, wenn die Sache zu Stande kommt, Freund Bertuch sagen wird, gut gemacht!“ \*)

Bei dieser Gelegenheit war Göschens Herz augenscheinlich nicht viel in Mitleidenschaft gezogen. Wie verschieden ist der Ton, nachdem er seine Zette gefunden hatte! Er ging indessen vorsichtig weiter, und sondierte einen Onkel des Mädchens, denn er war entschlossen, sich keinem Korbe anzusehen. Endlich reiste er selber nach Dessau, wo außer dem Onkel auch eine Dame wohnte, die sowohl ihm wie auch dem Mädchen befreundet war. Diese „verständige Frau“ sagte ihm grade heraus, daß das „Mädgen“ in zwei Lauchstädter Reisen durch den Umgang mit dem sächsischen Adel „ganz verstimmt für das bürgerliche Leben sei“ und so viel Bedürfnisse der großen Welt erhalten habe, daß sie mit ihm nicht glücklich sein könne. Außerdem würde er durch eine solche Verbindung in große „Weitläufigkeiten“ gekommen sein, die seine Erwerbniße und das, was das „Mädgen“ mitbekäme, unmöglich hätten bestreiten können. „Als ich dieses gehört hatte“, schließt er in seiner lebhaften Manier, „erklärte ich mich gegen den Onkel und ich reisete zurück. Nun sollte ich eine Klage über die Mädgen und die Liebe anheben, einen Trumpf auf die weitere Verliebung setzen u. s. w. Ich will es aber lieber nicht thun! Doch ist es schade darum! Denn das Mädgen hat ein schönes Herz und ein ungemeines Talent, das Leben eines Mannes durch Freude zu würzen. Punctum!“

\*) Handschriftlich.

Wahrscheinlich war diese junge Dame, obwohl ihr Name in dem Brief an Bertuch nicht vorkommt, Sophie Becker, die Schwester von Göschens vertrautem Freunde Zacharias Becker, dem Verfasser des „Noth- und Hülfsbüchleins“. Darauf deuten auch die Worte hin, die dem obigen Auszug unmittelbar folgen: „Ich muß mit Becker wegen seinem Nothbuch mündlich sprechen und werde deshalb in 14 Tagen nach Erfurt müssen.“

Mag nun dieser Besuch in Dessau sich auf Sophie bezogen haben oder nicht, so viel ist jedenfalls gewiß, daß Göschens einen Liebeshandel mit ihr gehabt und darin vielleicht etwas weit gegangen war; Schiller sowohl wie Körner wußten darum. Beide schätzten Sophie Becker sehr hoch, und da diese obendrein das Unglück hatte, schon vorher von dem Dichter Matthijon im Stiche gelassen worden zu sein, so waren sie ärgerlich über Göschens, der sie nun zum zweiten Male einem ähnlichen Geschick aussetzte. Zwar beglückwünschte Körner Göschens in einem ziemlich freundlich gehaltenen Briefe zu seiner Verlobung, aber an Schiller schrieb er in verschiedenem Tone.

„Göschens hat sich mit Jettchen Heun versprochen. Bei einer Durchreise durch Wittenberg, wo sie war, hat er sie wiedergesehen und sich in sie verliebt, hat Becker einen deli-  
caten Brief über Sophie voll schöner Sentenzen über den Kampf zwischen Redlichkeit und Leidenschaft geschrieben. Becker hat ihm geantwortet, wie sichs erwarten ließ; hat ihm gesagt, daß er niemals für Sophie auf ihn gerechnet hatte. Mein Beutel befindet sich gut dabei, denn Göschens bekommt siebentaufend Thaler in die Handlung und kann mich also eher bezahlen.“\*)

Die etwas harschen Worte am Ende des Briefes sind den gewöhnlichen Äußerungen dieses zartfühlendsten aller Menschen sehr unähnlich, aber Körner sowohl wie Schiller verrieten

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 306.

damals eine zeitweise Kälte und Gereiztheit gegen Götschen, deren sich der letztere vielleicht bewußt war. Wenigstens schreibe ich dies aus folgendem Briefe, den Schiller im Februar 1788 von Weimar aus an Körner schrieb:

„Götschen war hier und blieb beinahe acht Tage. Er ist ein zufriedener Glücklicher; aber ich wollte, daß ihr mir seine Braut beschriebet, denn durch ihn ist kein gesunder Begriff von ihr zu gewinnen.

Es ist ordentlich lustig, wie die Leute hier Götschen schätzen. Wieland nennt ihn einen vorzüglichen Sterblichen; Bode gefällt sich seinen Protector zu machen und Bertuchs mercantilische Seele ist durch die seinige erquickt. Wir waren oft zusammen, weil er sich in meinem Zirkel herumtreibt; von Euch habe ich ihn keine Sylbe gefragt und er hat nicht angefangen.“ \*)

Während der Ton dieses Briefes auf eine leichte Entfremdung zwischen Schiller und Götschen hinzudeuten scheint, schreibt der Dichter schon wenige Monate nachher die freundlichsten Briefe an den Verleger, in denen er neue Pläne bespricht und eine Sprache redet, aus der klar hervorgeht, daß das alte Vertrauen und die alte Zuneigung zwischen den beiden völlig wiederhergestellt war.

Wir lächeln, wenn wir aus dem angeführten Briefe ersehen, wie Schiller die warme Aufnahme, welche Götschen, dem Geschäftsmann, unter den literarischen Größen Weimars zuteil geworden war, mit leichtem Spott erwähnt; man sollte indessen nicht vergessen, daß die Stelle über Bertuchs mercantilische Seele usw. die einzige in allen Briefen des Dichters ist, die von meinem Großvater in dieser Hinsicht mit Geringschätzung spricht. Der Leser hat ja den schweren Kampf, den es Götschen kostete, um sich ehrlich durchzuschlagen und seinen Grundsatz durchzuführen, die Autoren gut und im voraus zu bezahlen, noch in Erinnerung; und auch Schiller

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 261.

bezeugte in den wärmsten Ausdrücken nicht lange darauf, daß sein Freund ihn nicht bezahlt, sondern belohnt habe. Jedenfalls legt die obige Beschreibung seines Besuches ein beredtes Zeugnis von der Stellung ab, die sich Götschen nach dreijähriger Arbeit damals in dem berühmten Mittelpunkt deutscher Literaturen errungen hatte.

Und hatte sich Götschen in bezug auf Sophie Becker wirklich geirrt? Körner hatte an Schiller folgendermaßen über sie geschrieben:

„Sophie ist bei uns . . . Sie ist ein liebes Geschöpf, wirkliche schöne weibliche Natur. Weder Götschen noch Mathiesen waren ihrer werth; keiner von beiden hat ihren wahren Gehalt zu schätzen gewußt. Es wird ihr schwer ihr Herz von Götschen loszureißen, sie fesselt sich nicht leicht, aber ihre Anhänglichkeit ist fest.“\*)

Und Schiller, den Körners Beschreibung interessierte, wollte mehr über sie wissen. Da es ihm bekannt war, daß sie seit einigen Monaten bei Körners zum Besuche weilte, schrieb er am 5. und 7. Juli:

„Gehst denn die Becker auch mit Euch nach dem Carlsbad . . .“  
 „Du hast mich ungeduldig gemacht, sie von Person kennen zu lernen, und ich wünsche, daß Du mir mehr Specielles von ihr schreibest. Thue es doch in Deinem nächsten Briefe, und sage mir, ob Du wohl glaubst, daß sie eins von den Geschöpfen sei, für die ich Sinn habe?“\*\*)

Körner, der meinen Großvater so strenge beurteilte, weil er nach seiner Meinung den Wert des Mädchens unterschätzte, war jedoch um diese Zeit selber von seiner ursprünglichen Illusion so ziemlich geheilt. Er antwortete jetzt: „Du willst mehr von Sophie wissen . . . Sie ist weniger für uns als ich geglaubt habe. Der Mensch lebt nicht von Natur allein. Ihr Schicksal interessirte; sie hat viele weibliche Tugenden, aber ihre Seele scheint doch im Grunde von ge-

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 315 f.

\*\*) Ibidem, I, 319, 323.

meinerem Schlage zu sein . . . Ich halte sie nur der moralischen, nicht der ästhetischen Begeisterung fähig." \*)

Körners Anspielung auf die Familie Kunze und ihre Befriedigung über die Verlobung Götschens beweist, das auch Jettes Angehörige anfänglich einige Bedenken über den Schritt gehegt hatten und zu wissen wünschten, ob Götschens Verhältnis zu Sophie Becker auch wirklich gelöst sei.

Kunze, der Schwager, schrieb ihm einen freundlichen, aber sehr offenen Brief, worin er ihn fragte, wie er denn eigentlich mit Sophie Becker stünde. „Ich weiß“, hieß es in dem Schreiben, „daß eine Zeit war, wo Du sie zu besitzen wünschtest. Hast Du es ihr so deutlich gesagt wie mir, so mußt Du diese Verbindlichkeit erst los seyn. Du schreibst mir: ‚Ich habe Beckern reinen Wein eingeschenkt.‘ Laß ihn, lieber Freund, diesen austrinken und wenn er sagt: ‚Prosit lieber Bruder, dann erst kann ich in Deiner jetzigen Liebe thätig seyn.‘“

Was Götschen „reinen Wein“ genannt hatte, Schiller aber einen Brief voll „schöner Sentenzen über den Konflikt zwischen Leidenschaft und Redlichkeit“, hatte Becker augenscheinlich befriedigt, und die Worte „Prosit lieber Bruder“ wurden jedenfalls ausgesprochen, denn Götschen und Becker blieben intime Freunde.

Auf jeden Fall hatte Götschen Kunze beruhigt, denn von nun an nahm seine Werbung einen günstigen Fortgang. Jettes Familie hieß ihn herzlich willkommen. Amtmann Heun schrieb ihm einen würdevollen Zusagebrief, in dem er ihn etwas vorzeitig mit „herr Sohn“ anredete und seine völlige Zufriedenheit aussprach.

Auch die Schwestern schrieben hübsche Gratulationsbriefe. Dieses gute Verhältnis mit der Familie seiner Frau dauerte auch in späterer Zeit fort und trug viel zu Götschens Ruhe und Glück bei. Die Verwandten Jettes blieben ihm stets

\*) D. 11. Aug. Briefwechsel I, 329.

innig zugetan; so sehr hatte er sich ihre Herzen zu gewinnen vermocht.

An anderen Gratulationen fehlte es nicht. Viele berühmte Autoren wünschten ihm Glück und Segen, und der Ton ihrer Briefe berechtigte zu dem Schlusse, daß seine Wahl die Zustimmung und achtungsvolle Billigung seiner Freunde gefunden habe. Ein enthusiastischer Schriftsteller versicherte ihn sogar, daß er Jettchen gern selbst geheiratet hätte, wenn sie ihn nicht an Jahren zu nahe gestanden hätte.

Die Hochzeit fand erst im Mai statt. In der Zwischenzeit schrieb Jettchen ihrem Geliebten reizende natürliche Briefe voll tiefsten Gefühls und leidenschaftlicher Ausdrücke der Zuneigung, voll holder Demut, wo es sich um ihre eigene Person handelte, aber voll beredten, unschuldigen Stolzes auf den Wert ihres künftigen Gatten.

Die Verlobten wechselten Briefe, als er zum Besuch in Weimar war und mit Schiller zusammentraf, der dann den oben erwähnten leicht-spöttischen Brief über ihn an Körner sandte: Sie würde sich nicht wie Schiller darüber beklagt haben, daß Wieland ihn einen vorzüglichen Sterblichen nannte.

Göschens Briefe aus Weimar sind uns nicht aufbewahrt. Jette aber drückte ihm eine große Freude aus über die vortreffliche Aufnahme und die Freundlichkeit, mit der man ihm überall entgegengekommen war. Zugleich sprach sie schelmisch von ihrer heimlichen Furcht, daß die Freuden einer genügsamen Zeit ihn versuchen könnten, die vierzehn Tage seiner Abwesenheit bis auf drei Wochen zu verlängern. Mitunter wenden sich ihre Gedanken dem feierlichen Ernst der Ehe zu; sie ist unzufrieden mit der Armut ihrer Worte, meint aber, er werde, trotzdem sie literarisch ungebildet sei, mit ihrem „Gekritzeln“ vorlieb nehmen.

Aus Äußerungen in einigen dieser Briefe könnte man beinahe schließen, daß ihr Bräutigam auf die Heiterkeit derselben oft in etwas misanthropischer Art geantwortet habe. Er war ja, wie wir wissen, zu Zeiten äußerst niedergeschlagen.

Er hatte damals Sorgen genug, und der Zug der Melancholie, den ich so häufig in seinen Briefen wiederfand, und den er selbst in seiner Selbstanalyse offen anerkennt — der aber in späteren Jahren verschwand und zu jeder Zeit mit fröhlichen und geselligen Stimmungen abwechselte —, dieser Zug mag sich Zettes scharfem, instinktiven Blick bald offenbart haben. In einem Briefe fleht sie ihn an, „wenn er sie lieb habe bei Kunzes mit unbewölfter Stirn zu erscheinen.“ Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man ihn für ein Opfer der Laune und des Eigensinns halten sollte.

Übrigens war ihr Glück vollkommen, und die Hochzeit fand nach der Ostermesse am 13. Mai 1788 statt.

Schiller schrieb einen hübschen Glückwunsch.

„Nur in zwey Zeilen, bester Freund, meinen herzlichsten Glückwunsch zur Hochzeit. Der Tag hatt mich zu schnell überfallen, sonst hätte ich meinen Pegasus einen Ritt dazu machen lassen, aber das träge Thier will mir jetzt nicht von der Stelle.

Was der Himmel von Freuden in den Fingerhut voll Leben, den er uns bescheert, nur hineinpressen kann, möge Euch beiden in vollem Maaße zu Theil werden. Lieben Sie Ihre Frau immer wie heute, das ist alles was ich Ihnen schönes zu wünschen brauche, und ich denke, daran solls nicht fehlen. Alles was ich von ihr höre, hat mich entzückt. Sie wird eine vortreffliche Frau werden.

Auf den Dienstag soll Ihre Gesundheit mit dem herzlichsten Antheil getrunken werden von Ihrem treuen Freund

Schiller.“\*)

Meißner schrieb von Prag aus in seiner gewöhnlichen poetischen Prosa:

„Viel Glück und Segen zu Ihrem Vorhaben, lieber Herr Götschen. Jeder Bräutigam ist ein neidenswerther Mann.

\*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 45.





Henriette Götschen  
geb. Kunz.



Denn Hoffnung, das einzige holde Fräulein aus Pandoras Büchse ist seine Geleiterin. Hoffentlich aber werden Sie so gewählt haben, daß es nicht bei der bloßen Hoffnung bleibt. . . .\*)

Ein Brief von Zacharias Becker endlich, Sophiens Bruder, der Götschen einige Tage nach der Hochzeit erreichte, beweist durch seinen außerordentlichen herzlichen Ton, daß der Schreiber keinerlei Groll seiner Schwester wegen hegte. Er lautet:

„Ich denke Sie werden Ihr liebes Weibchen heimgeführt haben. Dieses Blatt trifft Sie also in Leipzig und sollte Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, daß Sie diesen wichtigen Schritt in Ihrer irdischen Laufbahn gethan haben, und was ich Ihnen alles dazu wünsche. Allein wozu viel Worte? Sie zweifeln ja nicht daran, daß ich Ihnen Alles gönne was gut ist. Nur Einen Wunsch kann ich nicht unterdrücken, den ich als Practicus thue — daß die Flitterwoche kurz und die darauf folgende gleichere und sanftere Stimmung des Eheconcerts desto länger und dauerhafter seyn möge! Bei der ist man glücklicher und die Freundschaft hat nicht Ursache die Liebe zu beneiden. . . .\*\*)

Gerne würde ich nun auch dem Leser eine Beschreibung der äußeren Erscheinung der Braut und des Bräutigams geben. Aus eigener Erinnerung kann ich wenig sagen, denn mein Großvater starb, ehe ich geboren wurde. Aber meine Großmutter habe ich als junger Knabe noch mehrere Male gesehen. Ich erinnere mich noch vollkommen deutlich, wie sie nach ihrer Gewohnheit in der gleichen sonnigen Ecke eines sehr einfachen Zimmers ihres kleinen Hohenstädter Hauses, des geliebten Landaufenthaltes ihres Mannes, saß. So freundlich und teilnahmsvoll sie war, machte doch ihre ruhige Würde beinahe den Eindruck der Strenge, jedenfalls den ernstester Ruhe. Kein noch so kühner Flug der Einbildung in die Vergangenheit hätte es vermocht, aus dieser alten Dame,

\*) Handschriftlich.

\*\*) Handschriftlich.

welche dem jungen Volk ehrfurchtsvolle, wenn auch liebende Scheu einflößte, die leidenschaftliche, temperamentvolle, heitere und witzige Frau der Vergangenheit ins Leben zu rufen, die in ihren Briefen ihr Herz zuerst ihrem Geliebten, dann ihrem Gatten ausschüttet, und zwar in schöner Natürlichkeit und unbegrenzter Offenheit, vereint, wenn ich so sagen darf, mit „ungeheurem Elan“. Es waren nicht Briefe, wie die, welche jenes Zeitalter gewohnheitsmäßig hervorbrachte, — Briefe voller Schwulst in Stil, selbst wenn sie an die vertrautesten Freunde gerichtet waren, und voll der maßlosten durch den damals herrschenden ekstatischen Idealismus ins Leben gerufenen Sentimentalität — sondern Briefe, die in jedem Jahrhundert von einem natürlichen, warmherzigen und liebenden weiblichen Wesen an den Gegenstand seiner Liebe gerichtet sein konnten.

Wenn ich von den vertraulichen schriftlichen Äußerungen zwischen Mann und Frau, besonders von denen der Frau, hier nur einen sehr sparsamen Gebrauch mache, so vermute Niemand, daß auch nur ein Gedanke, auch nur ein Ausdruck in dieser Korrespondenz vorkomme, dessen sie sich zu schämen braucht. Die Ergüsse ihres heiteren Gemütes, ihr sprühender Mutterwitz, ihr naiver Humor und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Gatten werden nicht durch ein einziges Wort der üblen Laune, der Bosheit oder der Schwäche entstellt. Es ist in unserer unvollkommenen Welt nicht oft der Fall, daß ein Biograph nicht wünschen sollte, um seines Gegenstandes willen, gewisse Stellen zu unterdrücken, wenn es ihm seine Ehrlichkeit erlaubte, zumal dann, wenn ihm eine große Anzahl Briefe zur Verfügung steht. Aber das Bestreben einen, selbst vorübergehenden, unangenehmen Eindruck zu verweisen, hat mich nicht gehindert, von den Jetteschen Briefen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Eine geziemende Diskretion zu beobachten, war mein alleiniges Motiv.

Jeder Brief, der auf meines Großvaters häusliches Leben Bezug hat, bezeugt die außerordentlich glückliche Wahl, die

er getroffen. Henriette Heun wurde eine musterhafte Gattin und ihren Kindern eine musterhafte Mutter. Schiller, der zuerst so kühl über die Henriette gesprochen, ehe er die Braut kannte, lernte sie später hochschätzen. Sie hätte in der Tat das Original der Hausfrau sein können, wie der Dichter sie in seinem Lied von der Glocke schildert. Auch Wieland wurde der begeisterte Freund der jungen Frau.

Von meines Großvaters persönlicher Erscheinung und seinem Benehmen sind mir mehrere gedruckte Berichte zu Gesicht gekommen außer der in unserer Familie aufbewahrten Tradition. Alle Beschreibungen verbreiten sich über das Einnehmende seines Wesens und den Reiz seiner Unterhaltung. Lorenz in seiner oben angeführten Monographie schreibt darüber:

„Götschen war eine stattliche Gestalt von kräftigem und gesunden Aussehen, edlen Gesichtszügen und lebendigem Auge. Ich habe ihn einigemale als Schüler gesehen. Obgleich ich nicht ahnen konnte, daß ich einst sein Biograph werden sollte, habe ich ihn dennoch mit Aufmerksamkeit betrachtet als den Mann, der den schönen Homer gedruckt hatte, in welchem ich täglich las. Seine Persönlichkeit gab Zeugniß von der ihm inwohnenden Originalität und Energie. Seine Sprache war pathetisch, sein Ausdruck gewählt, sein Auftreten gewinnend durch seinen Tact und Gewandtheit in den Formen des Umgangs, die um so mehr einnehmen, wenn Geist und vielseitige Kenntnisse damit verbunden sind, wie dieses bei ihm der Fall war. Diese Eigenschaften bereiteten ihm die wohlwollende Aufnahme, welche er in Weimar bei Wieland, Bode, Bertuch und anderen fand.“\*)

Ein anderer Schriftsteller, Friedrich Laun, oder wie er eigentlich heißt, Friedrich August Schulze\*\*), der Götschen in

\*) Siehe oben. Lorenz, Programm usw., S. 13.

\*) Mehrere Schriften sind von ihm im Götschen'schen Verlag erschienen, unter andern ein gemeinsam mit Apel verfaßtes Gespensterbuch in fünf Theilen.

seinem eigenen Hause besucht hatte, als dieser schon vorgedrungenen Alters war, entwirft folgendes Bild von ihm:

„Auch von Person war Götschen ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistreichen Rede. Enthusiastisch für alles Gute und Schöne war sein Sinn immer rege zu allen, ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, welche in seinen Gesichtszügen waltete, ging belebend durch seine ganze Familie von der, jeder Achtung würdigen Hausfrau an bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gesammten Hauses ausmachte.“

Der Leser, der mich bis ans Ende dieser Bände begleitet, wird meinen Großvater in seiner Häuslichkeit noch näher kennen lernen, wie er mit einer, selbst in schweren Zeiten heiteren, Ruhe den ihm vorgeschriebenen Weg wandelte und durch ein glückliches Familienleben von der finsternen Melancholie und der Laune, die seine früheren Jahre verbitterten, geheilt, den Reiz seiner Umgangsformen und die Lebhaftigkeit seines Geistes bis zum Ende beibehielt.

## Elftes Kapitel.

### Mit vereinten Kräften vorwärts.

Ostern 1787 bis Ostern 1788.

Die Chronik der Göschenschen Tätigkeit in ihrem Verlauf während des vorliegenden Jahres wird durch keine Beiträge aus der Feder Schillers geziert. Das vierte Heft der „Thalia“ war im Dezember 1786 ausgegeben worden, „Carlos“ wurde zur folgenden Ostermesse in Buchform herausgegeben; aber während des ganzen Jahres 1787 war es dem Dichter nicht möglich gewesen, auch nur einen einzigen Bogen Manuskript an Göschen zu senden.

Im Mai dieses Jahres brachte Schiller eine etwas unglückliche und unbefriedigende Zeit in Tharandt zu. Er mußte eine Periode großer geistiger Erregung durchmachen und wurde von Zweifeln gepeinigt mit Bezug auf das seinem Genius wahrhaft zuständige Arbeitsfeld. So fehlte ihm die Stimmung, angefangene Arbeiten fortzusetzen. Gegen den „Geisterseher“ hegte er den größten Widerwillen; der „Menschenfeind“, von dem er geträumt, er würde alle seine andern Stücke übertreffen, war beiseite gelegt. Dagegen war er jetzt überzeugt, und zwar im Gegensatz zu Körners Urteil und Gefühl, daß sein wahrer Beruf der eines Historikers sei, und so warf er sich denn mit Eifer auf das Studium der Geschichte und auf sein Werk über den Aufstand der Niederlande. Dies sollte bei Crusius, Göschens altem Chef und Gönner, veröffentlicht werden. Über den Ursprung dieser neuen Verbindung hat man verschiedene Vermutungen aufgestellt. Man hat sie auf eine temporäre Verstimmung

zwischen Körner und Göschen zurückgeführt; es ist aber weit wahrscheinlicher, daß Göschen selber, mit mehr Arbeit auf Händen als er vollenden konnte, Schiller seinem alten Freunde zuführte; denn Ausdrücke in den Briefen, die zwischen Crusius und Schiller gewechselt wurden, beweisen, daß Göschen gelegentlich den Verkehr zwischen beiden vermittelte, und dieses Mittels hätte man sich gewiß nicht bedient, wenn Schiller in irgend welchem Göschen nachteiligen und feindseligen Sinne sich einen andern Verleger gesucht hätte.

Im Juli ging der Dichter zu Besuch nach Weimar. Es stellte sich dies als ein höchst bedeutungsvoller Schritt heraus, denn damit schloß das Kapitel seines Dresdner Lebens ab, und er wurde in einen gänzlich neuen Kreis von Männern hineinversetzt.

Als Bertuch Göschen um diese Zeit fragte, ob er glaube, Schiller beabsichtige in den Sachsen-Weimarschen Staatsdienst einzutreten, antwortete er: „Ich glaube nicht, daß Schiller Plan (!) auf Weimarsche Dienste macht. Er wird, glaube ich, eine Zeit lang bei Ihnen privatisieren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgend eine Bekanntschaft dahin zog. Gott gebe ihm übrigens Neigung zu einem Amte oder einem Herrn, welcher ihn ohne Amt bezahlt.“\*)

Göschen war, wie andere Freunde Schillers, um diese Zeit lebhaft besorgt um des Dichters Zukunft, denn dieser zeigte eine außerordentliche Ruhelosigkeit und unberechenbare Launen. Die in dem Briefe als wahrscheinlicher „Anziehungsgrund“ angeführte Bekanntschaft war ohne Zweifel Frau von Kalb, zu welcher der Dichter eine Zeitlang eine romantische Neigung gefaßt hatte, über deren Natur er sich ausführlich seinem Freunde Körner gegenüber ausließ. Seine Briefe an den letzteren von der Zeit seiner Ankunft in Weimar an sind für mich mit Bezug auf die vorliegende Biographie von ganz besonderem Interesse gewesen. Sie beleben die trockenen

\*) 5. Sept. 1787. Siehe Archiv für L. G. XII, 451.



Aufzeichnungen so vieler Freunde meines Großvaters und bringen in ungesuchter Sprache ihre Lebensweise, den Eindruck, den sie auf ihre Umgebung machten, ihre Beschäftigung und ihr alltägliches Verhalten zum klarsten Ausdruck.

Was Wieland betrifft, so näherte er sich Schiller nicht sogleich. Sein langes Schweigen über „Carlos“ hatte den letzteren tief gekränkt. Endlich aber erschien eine Besprechung im „Merkur“. Sie war, wenn auch durchaus nicht zufriedenstellend, doch günstig genug, um es Schiller als Pflicht erscheinen zu lassen, Wieland bei ihrem nächsten Zusammentreffen zu danken. Die Versöhnung folgte auf dem Fuße, und das angenehme Verhältnis, das sich nun zwischen dem greisen und dem jugendlichen Dichter anbahnte, sollte bald interessante Früchte tragen. Schiller sagte nämlich seine Mitwirkung am „Merkur“, dessen alleiniger Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger Wieland damals war, zu. Der Vorteil einer solchen Verbindung lag für ihn darin, daß er die ersten Resultate seiner durch sein Werk über den Aufstand der Niederlande notwendig gewordenen historischen Studien nun verwerten konnte, wozu die „Thalia“ wegen ihres kleineren Leserkreises nicht so geeignet erschien.

Wieland seinerseits nahm die Idee einer Vereinigung der Kräfte mit gleichem Eifer auf. Der Ruhm des Verfassers der „Räuber“ und des „Carlos“ mußte sicherlich die Anziehungskraft einer soliden Zeitschrift, wie des „Merkur“, erhöhen. Was Wieland aber besonders dabei freute, war die Erleichterung seiner Arbeit, da er bisher durch unaufhörliche und unabweisbare Anforderungen an seine Feder in der Form von langen Beiträgen in der Freiheit seines Schaffens beeinträchtigt worden war. Auch nach einer andern Seite hin suchte er Erleichterung.<sup>3</sup>

Er wünschte nämlich auch seine Sorgen als Verleger des „Merkur“ los zu werden und gedachte diesen Teil seiner Tätigkeit auf Götschen abzuwälzen, der bis dahin die Zeitschrift nur in Kommission gehabt hatte. Dieser aber bewies

feinen besonderen Eifer auf den Plan einzugehen. Zwar gab er das Anziehende einer solchen Übertragung für ihn persönlich vollkommen zu, stellte aber zugleich Wielands Vorschlägen die Schwierigkeiten entgegen, welche dem Verkauf derartiger Tagesliteratur hindernd im Wege standen. Auch würde es schwer sein, fürchtete er, den poetischen Anforderungen Schillers mit Bezug auf den „Merkur“ gerecht zu werden. Schließlich machte er seinerseits gewisse Vorschläge, aus denen jedoch damals nichts wurde. Ein Jahr später aber nahm Wieland eine runde Summe von jährlich 1600 Talern an und „überließ es Göschens, dies Honorarium nach seinem Gutdünken zu erhöhen, wenn der Absatz 1600 Exemplare übersteigen sollte.“

Ein weiterer Grund Wielands, sich so viel Arbeit wie möglich vom Halbe zu schaffen, lag in seinem seit einiger Zeit genährten Plane, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten, wozu er Göschens Rat und Beistand in Anspruch nahm. Denn jetzt war er nicht länger gebunden. Mitten in jenen aufregenden Tagen des Dezembers 1787 nämlich, als die Furcht, seine Zette möchte ihm „vor der Nase weggenommen werden“ — „und bei Gott im Himmel, das soll nicht!“ — alle Gedanken Göschens an sein Geschäft in den Hintergrund drängte, war ein Ereignis von größter Bedeutung für ihn als Verleger eingetreten, das er damals Bertuch sofort mitzuteilen vergessen hatte. Wielands Verleger, der berühmte Erasmus Reich, war gestorben; er, der Freund, während dessen Lebzeiten der Dichter sich außer Stande gefühlt hatte, dem jungen Beginner, der sich seine Neigung im Sluge gewonnen, mehr zu gewähren als das Versprechen, dereinst Reichs Nachfolger zu werden. Dies sollte sich jetzt erfüllen, und Wieland war um so bereitwilliger, es einzulösen, weil er über die Behandlung der Witwe Reichs durch dessen Nachfolger, eine ihm gänzlich fremde Persönlichkeit, ärgerlich war. Auch der bisherige Geschäftsführer Reim scheint schlecht behandelt worden zu sein.

Götschen wenigstens erzählt Bertuch, daß Reim das Geschäft nicht geerbt, und fügt hinzu: „Mad. Reich bekommt 10,000 Thaler, eine elende Summe für die Wittwe eines solchen Mannes und Alles fällt an Mademoiselle Weidmann zurück, an eine alte Jungfer, die nichts verdienstliches hat, als 200,000, die Handlung und einen geliebten Hund, der Mylord heißt.“ \*)

Die Geschichte von Wielands großem Plan einer revidierten und verbesserten Gesamtausgabe seiner Werke soll in einem künftigen Kapitel erzählt werden. Hier genüge es zu bemerken, daß es mit Rücksicht auf die unendlich langwierige, mit der Revision seiner sehr bändereichen Schriften verbundene Arbeit, geboten erschien, zuerst mit andern Arbeiten aufzuräumen. Deshalb war denn auch die Übertragung der geschäftlichen Leitung des „Merkur“ an Götschen dem Dichter ganz besonders willkommen.

Während aber Götschen wegen des „Merkur“ unterhandelte, hatte er doch durchaus nicht die Absicht, den Verlag der „Thalia“ aufzugeben, und er bat Bertuch dringend, Schiller, den lässigen Herausgeber, aufzumuntern.

„Wenn Sie“, schrieb er in großer Unruhe, „etwas dazu beitragen können, daß Schiller sich gleich an die Fortsetzung der Thalia macht, so verdienen Sie einen Gotteslohn von mir. Ich habe so lange darauf gehopt, das Publikum quält mich so! Gern brächt' ich es noch auf Ostern.“

Unser Schiller ist also nun Wielands? Ich glaube es wird gut für ihn seyn; aber er ist nicht dazu gemacht, lange an einem Faden zu spinnen. Er wird gewiß mit Anstrengung über die Geschichte seyn; allein es darf ihn nur eine andere Muse reizen und husch wird er sie allein lassen. So glaub ich den guten Schiller zu kennen. Sein Genius leite ihn zu seinem Glück!“ \*\*)

\*) D. 10. Dez. 1787.

\*\*) D. 19. Jan. 1788. Siehe Archiv für Literaturgeschichte, XII, 452.

Die Antwort aus Weimar lautete nicht tröstlich; glücklicherweise aber konnte Göschen selber im Februar 1788 der Stadt einen Besuch abstatten und Schiller persönlich zu Leibe gehen. Es gelang ihm auch endlich, dem Dichter wenigstens das Versprechen eines Beitrages für die „Thalia“ zur Ostermesse abzupressen\*), freilich nicht ohne Murren von Schillers Seite. Der glänzende Empfang durch die berühmten Männer der Stadt, der meinem Großvater während dieses Besuches zuteil wurde, ist von dem Dichter, dessen augenblickliche Verstimmung noch durch des Verlegers Drängen gesteigert worden war, in einem Briefe an seinen Dresdner Freund verspottet worden.

Er habe Göschen eine weitere „Thalia“ gegeben, schrieb er, weil sie einmal angekündigt sei, und er anständigerweise nicht wohl anders gekonnt habe; eine Stelle, die wie eine Art Entschuldigung Körner gegenüber klingt, in dessen Haus Sophie Becker sich von ihrem Kummer zu erholen suchte. Aber Schiller hatte auch außerdem Grund genug zur üblen Laune; er war überladen mit Arbeiten, da er weitere Beiträge zum Aufstand der Niederlande sowie für die „Thalia“ zu liefern sich verpflichtet hatte, und Wieland auf einen Aufsatz für den „Merkur“ bestand. „Ich bin in einem Todes-schweiß“, rief er aus. „Dem verfluchten Geisterscher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben!“\*\*)

Die Pein, die ihm diese Journalbeiträge verursachten, war groß; über den „Geisterscher“ schrieb er noch einmal im Tone der Verzweiflung\*\*\*); aber dazu war durchaus kein Anlaß

\*) Schiller schreibt „abgeborgt“, was Götische mit „abgeschwindelt“ erklärt. Siehe Briefwechsel mit Körner, I, 169, Anm. Bozbergers Konjektur „abgebanzt“, ein Lessingscher Ausdruck für „abgeängstigt“, „abgequält“, ist vorzuziehen. Siehe Schillers Briefe (Jonas) II, 434.

\*\*\*) Datiert: Weimar, d. 19. April 1788. Geschäftsbriefe, S. 41.

\*\*\*) Brief an Körner vom 6. März 1788. Siehe Briefwechsel mit Körner, I, 170.

vorhanden. Vielmehr hatte Göschens beharrliches Drängen dem Dichter einen großen Triumph bereitet. Als im Mai das fünfte Heft der „Thalia“ erschien, bewirkte der „verfluchte“ „Geisterseher“, was „Carlos“ nicht hatte bewirken können: Der Geschmack des Publikums war getroffen, und Schiller konnte Körner die enthusiastische Aufnahme der Erzählung mitteilen. Die „Thalia“ machte in Weimar ungeheures Aufsehen und zirkuliere in jedem Hause, schrieb er.

Zu derselben Zeit aber erschien eine Anzeige, die Schillers heftigsten Zorn erregte. Seine früheren Verleger nämlich, Schwan und Götz, kündigten eine dritte Auflage des „Siesco“ und der „Kabale und Liebe“ an, und zwar hatten sie, wie der Dichter Göschens schrieb, es nicht für nötig gehalten, ihm auch nur ein Wort darüber mitzuteilen, viel weniger ihm ein Honorar anzubieten. Dies Benehmen verglich er dann mit dem seines Freundes.

„Ich will nicht haben mein liebster Freund“, heißt es in dem betreffenden Briefe\*), „daß Sie mir Alles was Sie mir von meinen Schriften, über die accordirte Anzahl, geben, unentgeltlich überlassen. Sehen Sie z. B. Herrn Götz an; der läßt sich jedes Exemplar von meinen Stücken bezahlen, die er ohne mein Wissen neu verlegt. Weil ich doch von diesem Herrn rede, so muß ich Ihnen eine Idee anvertrauen, womit Bertuch Sie mehr bekannt machen wird.

Urtheilen Sie selbst, mein Bestes, ob ich noch Ursache habe mit solchen Leuten discret zu verfahren. Schwan und Götz wissen, daß ich durch Schriftstellerey allein existieren, und auf jeden Profit sehen muß, dennoch behandeln sie mich so wucherhaftig, daß ich von einem Stücke, das sie das dritte-mal auflegen 10 Carolin in allem gewonnen habe. Ich will mich also dießmal meines Vortheils bedienen und, wenn Sie mit mir einverstanden sein wollen, eine Neue durchaus verbesserte mit neuen Scenen vermehrte und mit einem ganz

\*) „Der Geisterseher wird schlecht, schlecht . . .“ Briefwechsel mit Körner, I, 172 (17. März 1788).

neuen Stück verfehene, Auflage meiner Schauspiele für die Michaelis Messe ankündigen, welche in Ihrem Verlage herauskommen soll. Daben thun Sie mir nur den Gefallen und bekennen sich gegen Götzen zum Verleger, lassen ihn daben merken, wie schändlich er mit mir umgegangen sey . . . Eigentlich ist mein Plan nicht, daß es diese Michaelismesse geschehen soll; aber ich will Götzen damit in Furcht setzen, der mir für beide Stücke zusammen die er jetzt ohne mein Wissen auf die Messe gebracht, hundert Thaler bezahlen soll. Thut ers nicht, so halte ich mein Wort, lasse seine Auflage in allen Zeitungen angreifen und kündige gleich im April des Merkur die meinige an. Daben haben Sie nun die Güte und thun, als wären wir vor einigen Monaten schon darüber eins geworden . . .“

Schiller war, wie man sieht, nicht um Auskunftsmittel verlegen in seiner Behandlung der Verleger, sobald er sich durch ihre Handlungen gekränkt fühlte. In dem vorliegenden Falle jedoch verweigerten Schwan und Götz die vorgeschlagene Zahlung von hundert Thalern, und die List hatte entweder keinen Erfolg, oder Götschen lehnte die Teilnahme daran ab. Die ursprünglichen Verleger druckten bis zu des Dichters Tode noch mehrere Auflagen der „Räuber“, des „Siesko“ und der „Kabale und Liebe“, ohne des Dichters zu gedenken.

Übrigens war Götschens Besuch in Weimar auch noch in anderer Hinsicht außerordentlich erfolgreich. Die Diskussion über Wielands großen Plan seiner gesammelten Werke bezeichnet eine Epoche in seiner Laufbahn als Verleger; die Angelegenheit des „Merkur“ mußte mit Wieland und Schiller besprochen werden, und mit Bertuch galt es die Goethe-Ausgabe bis ins kleinste zu regeln; von andern weniger wichtigen Plänen ganz zu schweigen.

Nur eine Gelegenheit verabsäumte Götschen damals, nämlich die, seinen Freund Becker aufzusuchen, dessen Achtung er trotz der Übertragung seiner Neigung von Sophie Becker

auf Jette Heun, wie gesagt, nicht verloren hatte. Er erhielt gleich nach seiner Rückkehr nach Leipzig einen Brief von ihm aus Gotha, worin er bedauerte, von dem Besuch seines Freundes in Weimar nichts gewußt zu haben, da er ihn dort hätte treffen können, um endgültige Anordnungen über das „Noth- und Hülfsbüchlein“ zu treffen. Dies Unternehmen näherte sich jetzt seiner Vollendung. Infolge von Abmachungen, deren Einzelheiten sich meiner Kenntnis entziehen, wurde das Buch nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch Buchhändler veröffentlicht, sondern Becker selbst sandte Tausende von Exemplaren durch Agenten an die verschiedenen Städte. Wie schon erwähnt, druckte Göschen 30 000 Exemplare, und die Tatsache, daß eine so große Auflage ohne Hülfe des Buchhandels ausverkauft wurde, redet laut für die Volkstümlichkeit des Buches.

Übrigens brachte dieser Triumph weder dem Autor noch dem Verleger großen Gewinn; aber es gereichte Göschen zum Vorteil, den Namen seiner Firma in Verbindung mit einem so großen literarischen Erfolge so weit verbreitet zu sehen, während Becker das Buch als sein zweites Ich, sein ganz besonders ihm eigentümliches Gebiet, das eine Ziel seines Lebens betrachtete.

Beide Männer bleiben einander durch innige Freundschaft verbunden. Ein paar Jahre später legte Becker von Göschens frühzeitiger und „kühner“ Freigiebigkeit Zeugnis ab, wenn er schrieb:

„Es war eine Zeit, lieber Göschen, wo Sie mir mit Gefahr Ihres ganzen Nothpennings aus einer Verlegenheit halfen und dadurch den Grund zur Verbesserung meiner Umstände legten — und Sie sind doch noch derselbe Göschen, der das that.“

Göschens Geschäftskorrespondenz während der ersten Monate des Jahres 1788 war außerordentlich reichhaltig und zeitraubend. Unter den zahlreichen Autoren, die mit ihren langen und weitläufigen Briefen ein förmliches Schnellfeuer

auf ihn unterhielten, nimmt Archenholz, der Verfasser des periodischen Werkes „Länder- und Völkerkunde“ die erste Stelle ein. Er quälte den Verleger mit so endlosen Kleinigkeiten, daß dieser nahe daran war, die betreffende Zeitschrift aufzugeben. Aber Archenholz war ein nicht gering zu schätzender Autor und Kunde. Er war im vorigen Jahre von Dresden nach Hamburg verzogen, wo die Hanseatische Preßzensur seine Arbeit weniger beeinträchtigte als die des Kurfürsten von Sachsen. Zwar hatten sich die Aussichten der Zeitschrift seit dieser Zeit, wo der Verfasser freier atmen durfte, gebessert, aber der Verleger in Sachsen war noch immer ernstern Gefahren ausgesetzt. Einmal schwebte Archenholz in der furchtbarsten Angst, daß dieser wegen eines für die Veröffentlichung im „Magazin“ bestimmten Artikels über Dresden verhaftet worden sei, und beruhigte sich erst, als er von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen überzeugt wurde.

Im Mai drang das Gerücht, Archenholz wolle die „Länder- und Völkerkunde“ aufgeben, an Körners Ohr. Dies sei, wie er an Schiller schrieb, ein mißliches Ding für Göschen, „der bei seiner Heirat darauf gerechnet, weil sie ihm viel Geld einbringe“.

Es war Göschens Absicht, wenn sich dies Gerücht bestätigen sollte, die Zeitschrift Körner anzubieten, und Körner selbst neigte sich dem Journalwesen zu. Er sah darin „die einzige Art, wie er zu einer schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelangen könne“.\*)

So machte er denn Schiller wegen der „Völkerkunde“ Vorschläge und proponierte zu gleicher Zeit, die Arbeit an der „Thalia“ zu teilen, doch so, daß Schiller Herausgeber bleiben solle. Sie wollten dann die „Thalia“ bald zum „ersten Journal in Deutschland machen“.

Schiller schickte eine ausführliche und aufmunternde Antwort; nur war sie Körner, dem eingefleischten Idealisten, viel

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 193 f.



zu kaufmännisch. Obwohl nun der letztere einen gelegentlichen Aufsatz für die „Thalia“ schrieb, so war das Resultat dieser langen Korrespondenz doch nur dies, daß Schiller beschloß, sich der Arbeit an der Zeitschrift mit größerer Regelmäßigkeit zu widmen. Auch tröstete er Göschen stets mit Versprechungen, die leider immer wieder unerfüllt bleiben sollten.

Hiermit hätte ich die Hauptereignisse aus dem Leben des Verlegers in dem für ihn so wichtigen Jahre 1788 bis zur Ostermesse erzählt. Die letzten Monate waren besonders inhalts- und arbeitsreich gewesen.

Der leicht erregbare und energische Mann hatte stürmische Zeiten durchgemacht. Er hatte die Frau gewonnen, die zu ehelichen sein Herz gewünscht; das Goethe-Unternehmen nahm trotz des geringen Absatzes seinen Fortgang; Reich war gestorben und Wieland dadurch in den Stand gesetzt, Göschen zu dessen Nachfolger zu machen. Schiller hatte die Arbeit an der „Thalia“ wieder aufgenommen. Der Meßkatalog war zwar nicht so aufsehenerregend wie der des vorigen Jahres; doch enthielt er immerhin den fünften Band der Goetheschen Werke mit „Egmont“, der der „ganzen Ausgabe auf die Beine helfen sollte“; Wielands „Merkur“ und Schillers „Thalia“ machten das Publikum mit Göschens Namen in Verbindung mit zweien der berühmtesten Dichter ihrer Zeit vertraut, und Stolbergs „Insel“ sowie Bodes „Tom Jones“ wurden durch andre Werke von weniger bekannten aber doch Absatz versprechenden Autoren ergänzt. Bemerkenswert in dem diesjährigen Katalog sowohl wie in andern ist die große Zahl religiöser Werke und solcher, die sich auf Freimaurerei und ähnliche Gegenstände bezogen.

Nach Schluß der Messe fand Göschens Hochzeit statt. Er verbrachte seine Flitterwochen in Körners reizend in den Weinbergen gelegenen Gartenhaus bei Dresden. Dieser ließ sich, obwohl er Göschen eine Zeitlang wegen der Sophie Becker-Episode gezürnt, und sich bei dieser Gelegenheit hatte hinreißen lassen, ihn einen „schäbigen Kerl“ zu nennen,

doch von seinen Gefühlen dem schuldigen Bräutigam gegenüber nichts merken, während der letztere die Überlassung des Gartenhauses als ein Zeichen wohlwollender Freundschaft zu fassen berechtigt war. Hier brachte der glückliche Gatte ein paar Wochen in ungestörter, seliger Ruhe zu. „Ohne Gnade hatte ich“, wie er schreibt, „die Thür gegen jede Erinnerung an das Geschäft verriegelt, und nachdem ich vierzehn Tage lang müßig gegangen, war ich wie neugeboren.“

## Zwölftes Kapitel.

### Dichter und Verleger.

Ostern 1788 bis 1789.

Es war gut, daß Göschens Stärke und Mut wiedergewann, und ebenfalls gut, daß seine Frau ihm 5000 Taler\*) in die Ehe mitgebracht hatte, denn die Zeit war noch nicht gekommen, wo er sagen konnte, er habe alle Schwierigkeiten überwunden. Im Gegenteil; mit Ostern 1788 begann für ihn ein Jahr großer finanzieller Sorgen.

So ungünstig aber auch seine Geldverhältnisse lagen: Schiller durfte nicht darunter leiden.

Im Juni 1788 hatte der Dichter Weimar verlassen, um eine Zeitlang in dem Dorfe Volkstädt bei Rudolstadt zuzubringen, wo seine Freundinnen, Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern wohnte. Hier in dieser ländlichen Zurückgezogenheit gestaltete sich Schillers Leben heiterer, als es seit einiger Zeit gewesen war. Ein beruhigender Einfluß ging von dem „guten Geist“ des Ortes auf den ruhelosen Mann über, während der seiner Natur zusagende Ton eines bezaubernden und von reger Sympathie des Herzens und Verstandes erfüllten Freundeskreises seine Produktionskraft in angenehmer Weise beförderte.

Die Hoffnung, viel Tüchtiges zu vollenden, erfüllte ihn wieder, obgleich er jetzt wie immer erklärte, langsam arbeiten zu müssen.

Wieland, als der Vater einer sehr zahlreichen Familie, der stets angestrengt arbeitete und in der Tat meist über-

\*) Nicht sieben Tausend, wie Körner meinte.

arbeitet war, beneidete den Dichter um seine ländliche Zurückgezogenheit und zwanglose Muße, und dies umsomehr, da er fürchtete, Schiller werde ihn mit Bezug auf den „Merkur“ im Stiche lassen. In diesem Tone schreibt er am 16. Juni 1788 an meinen Großvater: „Ich bin mehr als jemals mit Arbeit überhäuft (zumal, da mich unser Schiller in seinem neuen ländlichen Aufenthalt ganz zu vergessen scheint) . . ., es nimmt mich oft selbst Wunder, wo ich die Geduld hernehme, ein solches Leben auszuhalten. Glücklich, wer sich wie Schiller in das Dörfchen Volkstädt retiriren und dort in der Stille seine Geister sammeln und den leisen Eingebungen seines Genius lauschen kann.“\*)

Aber Schiller war nicht so müßig, wie Wieland sich einbildete. In einem Briefe vom 19. Juni an Göschen, dessen äußerst herzlicher und intimer Ton den Eindruck hinterläßt, daß etwaige zeitweilige Verstimmungen zu Anfang des Jahres seinem alten Gohliser Stubengenossen gegenüber, gänzlich entschwunden waren, legt er dem Verleger seine Pläne vor, indem er schreibt:

„Mit Ausgang des Monats, lieber Freund und Ehmann, erhalten Sie das Manuscript zum 6ten Heft der Thalia.

Diesen Monat muß ich noch an meine Geschichte wenden, aber den ganzen noch übrigen Sommer und Herbst wird nur für Sie gearbeitet. Die Thalia soll und muß empor. Mit Anfang des August sollen Sie in Stand gesetzt seyn, zwey Hefte zugleich herauszugeben und vor Anfang Oktober noch zwey. Mein Plan ist, daß mit dem letzten December 12 Hefte in allem bey einander sind. Alsdann wird es darauf ankommen, ob es der Mühe werth ist, die Thalia fortan als ein regulaires Journal zu continuiren, und wir wollen dann den Plan mit einander entwerfen . . .“

„Ich wohne jetzt auf dem Lande“, schließt der Brief im freundschaftlichen Plauderton, „gleich bei Rudolstadt in einer

\*) Abgedruckt in den „Akad. Blättern“, I, S. 67 f.

überaus angenehmen Gegend, wo ich mich oft an Gohlis erinnere. Wie lebt es sich unter dem Zepter Hymens? Was macht Ihre liebe Frau? Empfehlen Sie mich Ihr recht schön.

Noch was, lieber Freund. Ich wünsche Jemand ein Geschenk mit einer englischen Bibel zu machen, welches aber eine neue und schöne Ausgabe seyn müßte. Sie werden sie mir, denk ich, besorgen können, da Sie ohnehin, wenigstens durch die dritte Hand, mit englischen Buchhändlern commercieren werden. Haben Sie die Güte und unternehmen es, sie mir etwas bald zu schaffen. Noch besser, wenn sie schon in Leipzig zu haben wäre.

Adieu, lassen Sie mich hören, daß Sie ein recht glücklicher Mensch sind, welches von Herzen freuen soll

Ihren treuen Freund

Schiller.“\*)

Göschen verschaffte ihm seinem Wunsche gemäß die englische Bibel, und der Dichter schenkte sie an Frau von Lengefeld mit der kühnen Widmung:

„Nicht in Welten wie die Weisen träumen,  
Auch nicht in des Pöbels Paradies,  
Nicht im Himmel, wie die Dichter reimen,  
Aber wir begegnen uns gewiß.“

Die Familie Lengefeld, kluge und hochgebildete Damen, war mit der englischen Sprache vertraut, und Schiller beschränkte sein Geschenk englischer Bücher nicht auf die Bibel. An Charlotte, seine zukünftige Gattin, schenkte er „Tom Jones“, wie denn überhaupt Fielding damals in großer Gunst stand. In dem vorurteilsfreien Kreise der Schiller'schen Freunde wurden wenige Bücher für junge Damen untauglich befunden. Die Unterhaltung drehte sich um viele Zweige der Literatur

\*) Schillers Briefe, III, 97 f.

und des philosophischen Gedankens bei ihren ungezwungenen, nicht selten durch die Gegenwart eines Weimarer Freundes verschönerten Zusammenkünften. Der ganze Ton war ein schwärmerischer, allem Zwange abholder. Das Alltägliche war streng verpönt. Man kann sich denken, wie Schiller im Genuß des Idealen, der Philosophie und der Dichtkunst schwelgte, ein Genuß, der ihm nicht durch die niedrigeren, engherzigen und materielleren Strömungen, über die er sich mit Bezug auf die Weimarer Gesellschaft so bitter beklagte, immer von neuem getrübt wurde.

Aber, obwohl Schiller unter dem wohlthätig treibenden Einfluß Rudolstadt's schrieb und arbeitete und sich in höhere Regionen des Gedankens und Gefühls emporgehoben fühlte, so wurden Götschen's gegründete Hoffnungen auf des Dichters Versprechen, während des Sommers und Herbstes ernstlich für ihn zu arbeiten, nicht verwirklicht. Die Arbeiten für den „Merkur“ und die „Geschichte des Aufstandes der Niederlande“ nahmen seine Zeit in Anspruch, und so geschah es, daß, anstatt am Ende des Dezembermonats fünf der sechs Hefte der „Thalia“ fertig zu haben, nicht einmal eins beendigt vorlag.

Unterdessen hatten Schillers Arbeiten für Crusius und Wieland seine finanzielle Lage ein wenig besser gestaltet. Ihm war leichter ums Herz, wie er schrieb, weil er mehr verdiente als ausgab. Aber diese zeitweilige Besserung hielt unglücklicherweise nicht lange an, und um Michaelis war er wiederum in großer Geldnot, während er, wie wir sahen, trotz seiner ungewöhnlichen Anstrengungen vor Ende des Jahres nichts an Götschen abzuliefern vermochte. Was half es, daß er sich alle möglichen Einschränkungen auferlegte? Beit, der Geldjude in Dresden, in dessen Hände er gefallen war, mußte endlich befriedigt werden. „Vielleicht“, meinte er, „würde Götschen die ganze Summe vorschießen, wenn nur noch einige Hefte der Thalia fertig wären.“ Körner antwortete ermutigend am 14. Oktober: „Treibe also ja Götschen,

daß er Dir zu Neujahr spätestens das Geld für diese Schuld vorschickt.“ \*)

Während so die beiden Freunde einen Angriff auf des Verlegers Kasse planten, war dieser selbst in der größten Verlegenheit. Trotz alledem vermochte er Schillers inständige Bitte zu gewähren, die in folgendem Briefe ihren Ausdruck fand:

„Weimar, d. 21. Dec. 88.

Ich danke Ihnen, bester Freund, für Ihr Andenken, für Ihre lange Geduld mit mir, für Ihre fortdauernde Freundschaft, für alles! Den Sommer habe ich freilich eine große Zerstreuung gehabt, dafür aber bin ich jetzt um so fleißiger. Bertuch kann Ihnen sagen, daß ich Wochen lang nicht über die Schwelle gekommen bin. So wenig ich von mir bei Ihnen hören ließ, so ernstlich habe ich gearbeitet.

Hier folgt das 6te Heft ganz bis auf den einzigen letzten Bogen, wozu die Zeit nicht mehr reichen wollte, ihn zu corrigiren; in acht Tagen der Anfang des 7ten Hefts. Dieses und das achte habe ich jetzt zugleich unter der Feder und Sie können wegen des Papiers heilig darauf rechnen, daß Sie beide das 7te und 8te binnen 4 Wochen von mir erhalten. . . . Sehen Sie aber so gut, Lieber, und schicken mir mit nächster Post 50—60 Thaler. Ich brauchs nöthig aufs Neujahr, und möchte es gern von heut über acht Tagen haben. . .

Daß Sie mit Ihrem Liebchen recht vergnügt leben, kann ich mir leicht denken. Ich stelle mir ein sehr liebenswürdiges Geschöpf in ihn vor. . . . Machen Sie ihr schöne Empfehlungen von ihrem unbekanntem Freunde. . . . Leben Sie recht glücklich und bleiben Sie mir ein wenig gut.

Schiller.“ \*\*)

Götschen ging bereitwillig auf des Dichters Forderung ein.

In einem Dankesbrief beschrieb Schiller einige Früchte seiner Sommerstudien. Die klassische Literatur Griechenlands

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 225.

\*\*) Schillers Briefe, II, 183 f.

hatte ihn besonders gefesselt. Er hatte nicht nur Vogl's Übersetzung der Odyssee mit seinen teilnehmenden Freunden gelesen, sondern sich auch selbst der schweren Arbeit unterzogen, die „Iphigenia in Aulis“ und einen Teil der „Phönikerinnen“ des Euripides in deutsche Verse zu bringen. Diese Arbeiten waren für die „Thalia“ bestimmt. Außerdem versprach Schiller die sofortige Entsendung von einigen weiteren Bogen des „Geistersehers“ und fügte hinzu:

„Was den Geisterseher überhaupt betrifft, so sollen Sie gewiß mit der Einrichtung, die ich treffe, zufrieden seyn. Ich habe nie im Sinn gehabt, ihn ganz in die Thalia zu setzen, aber der große Vortheil für Sie und für das Werk selbst ist, wenn ich gerade da abbreche, wo das Interesse und also die Erwartung am größten ist. Dieses ist ungefähr am Ende des dritten Viertels. Das letzte Viertel kommt nicht in die Thalia . . .“

Mit andern Worten: Der „Geisterseher“ sollte als selbständiges Buch neu gedruckt werden, um den Nachdruckern zuvorzukommen.

Endlich, Ende Januar 1789, wurde das letzte Manuscript zum sechsten Heft der „Thalia“ abgesandt. Nach einem Zwischenraum von acht Monaten sollte die Zeitschrift wieder erscheinen! Das *pièce de resistance* dieses Heftes war ohne Zweifel die Fortsetzung des Geistersehers. Dem Publikum war in der That eine lange Zeit gegeben worden, über der Lösung des Knotens nachzudenken, der so geschickt geschürzt worden war. Es sollte aber trotzdem enttäuscht werden, denn, wie bekannt, blieb die Erzählung ein Fragment.

Nun rückte auch der Dichter mit seinem Anliegen betreffs des Vorschusses zur Abzahlung seiner Schuld an Beit heraus, und Götschen schickte wiederum Geld. Wie viel, ist aus seiner Antwort auf Schillers Brief nicht zu ersehen. Wir wissen nur, daß der bedrängte Autor geschrieben hatte:

„Ich weiß, Sie werden thun, was Sie können, um mir eine unangenehme Last erleichtern zu helfen. Gerne gäbe



ich 6 pro Cent. Interesse, wenn ich die ganze Summe von 200 Thlr. nur auf 3—4 Monate vorgeschossen bekommen könnte.“

Der Brief beginnt mit einem humoristischen Glückwunsch an meinen Großvater zur Geburt seines ersten Sohnes:

„Viele Glückwünsche zu dem neuen Verlagsartikel, liebster Freund, wobei ich nur bedaure, daß Sie nur ein einziges Exemplar abgezogen haben; zwey hätten Sie billig der Welt gönen sollen; doch hoffe ich, daß es nur der erste Theil von einem größeren Werke ist, das hoffentlich aus zehn oder zwölf Bänden bestehen und wovon nächste Michaelismesse der zweite herauskommen wird. Übrigens müssen Sie doppelten Gewinn haben, da Sie Autor, Verleger und Drucker zugleich sind und eine so gute Presse im Hause haben. Lassen Sie ihn nun in einen hübschen deutschen Band einbinden, die Franzbände liebe ich nicht; und fürs erste lassen Sie ihn nur brochiren, den Band' können Sie alsdann schon wählen. Übrigens — um unverblümt zu reden — freue ich mich in Ihrer Seele, Ihres häuslichen Zuwachses, und nehme den herzlichsten Antheil an Ihrer väterlichen Freude.

Wie viel Vergnügen verspreche ich mir, Sie in Ihrem häuslichen Kreise einmal zu überraschen und mich mit meinen Augen von Ihrem Glück zu überzeugen.“\*)

Außer der drückenden Schuld an Beit trugen noch andere Umstände dazu bei, Schillers Geldbedarf zu dieser Zeit noch dringender als sonst zu gestalten.

Er war im Dezember des Jahres 1788 als Professor der Geschichte an die Universität Jena berufen worden, aber ohne Gehalt. Diese Würde war für ihn mit schweren Kosten verbunden. Nicht weniger als fünf Geheim-Kanzleien in Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Altenburg verlangten den ihnen zukommenden Anteil; so daß der gequälte Schiller ärgerlich ausrief: „Der Teufel hole die Professur! Sie zieht einen Louisd'or nach dem andern aus meiner

\*) Schillers Briefe, II, 227 f.

Tasche!“ Aber das war nicht alles; auch der Magistertitel mußte erworben werden und sollte dreißig Taler kosten;\*) anderer Zeremonien und Erfordernisse, die seine Tasche leerten, wie z. B. der Miete eines VorlesungsSaals, gar nicht zu gedenken. So kam es, daß Göschens Geld nicht zur Tilgung der Beitschens Schuld verwandt werden konnte, sondern zur Deckung der augenblicklichen Bedürfnisse dienen mußte.

Unterdessen wurden des Dichters Lebenspläne und literarische Unternehmungen in den Briefen an meinen Großvater nicht vergessen. So lassen z. B. die einleitenden Sätze eines Schreibens vom 8. März 1789 darauf schließen, daß Göschens seinen Freund schon früher über das Thema des Ehestandes ausgefragt hatte.

„Vielen Dank für die überschiedten 100 Thaler und Ihren lieben Brief, theurer Freund,“ heißt es dort. „Den Artikel der Frau wollen wir dem Himmel anheimstellen; er wird mich schon auch bedenken, daß ich zufrieden seyn kann. Die Hauptsache für mein häusliches und öffentliches Leben ist jetzt ein Etablissement, das mich der Sorgen überhebt, und mir eine ruhige heitere Existenz sichert. Habe ich diese erst, so sollen die Werke meines Geistes vorteilhafte Spuren davon tragen. . . Ich erwarte nur obbemeldte ruhige Existenz und eine hinlängliche Vertraulichkeit mit meinem neuen Fach, um mich einem fortgehenden Werke zu widmen, das in unserer jetzigen Litteratur für mich aufgehoben zu seyn scheint und wozu alle meine bisherigen Produkte nur die Vorübungen waren. Dieses Werk, das in spätestens zwei Jahren angefangen werden kann, und früher nicht als mit meinem Leben enden wird, soll, wie ich denke, für meinen Freund Göschens ein lukrativer Artikel werden und bleiben, der die Vortheile eines Journaldebut mit dem bleibenden Werth eines eigenen Werkes verbindet.“\*\*)

\*) „Der Magisterquart soll auch über dreißig Thaler kosten!“ Schiller an Körner, Briefwechsel, I, 265.

\*\*) Schillers Briefe (Jonas) II, 244 f.

Es ist schwer, genau zu sagen, welchen Plan Schiller damals im Sinne hatte. Er träumte häufig von der Gründung eines Journals im großen Stile, und in späteren Jahren sollten diese Träume Gestalt gewinnen; aber wie eine solche Zeitschrift den dauernden Wert eines selbständigen Werkes mit dem Charakter eines Journals vereinigen sollte, ist nicht recht ersichtlich. Götschen, der sich ohne Zweifel über Schillers freundliches Versprechen, daß er als Verleger auf alle Zeit mit diesem neuen Unternehmen verbunden sein sollte, freute, mag über die Idee, daß irgend ein Werk des unbeständigen Dichtergenies erst mit dessen Tode enden würde, gelächelt haben.

Einige Wochen später erhielt er wiederum einen Brief, der, in demselben Ton freundschaftlicher Zusage geschrieben, weitere Versprechungen für die Zukunft enthielt. Schiller schickte mehr Manuskript für die „Thalia“ und fügte hinzu: daß jetzt keine Verzögerung mehr stattfinden, und daß Götschen, wenn seine historische Feder erst ein wenig mehr geübt sei, der Verleger aller Werke sein solle, „die er dann mit der größten Mühe und Reife hervorbringen werde“.

Aber der Dichter ging weiter: Im Vertrauen auf des Verlegers Freundschaft und Freigebigkeit tat er den ungewöhnlichen und gewagten Schritt, einen Wechsel auf Götschens Namen auszustellen, in der Hoffnung, daß dieser ihn honorieren werde.

„Sie erweisen mir eine große Gefälligkeit, liebster Freund, wenn Sie die Assignation auf Sechs und Neunzig Stück Lautthaler, die der Überbringer Ihnen vorzeigen wird, acceptiren wollen.

Ich wollte Sie nicht so oft mit Vorschüssen behelligen, und brauche doch zu meiner Einrichtung in Jena gerade jetzt soviel baares Geld, darum habe ich mich dieses Mittels bedient, das, wie ich hoffe, Sie am wenigsten geniren wird . . .“\*)

\*) Schillers Briefe, II, 264.

Götschen aber war ihm zuvorgekommen. Er hatte bereits so viel Geld gesandt, daß selbst, wenn er den Wechsel akzeptierte, ein Teil davon ihm wieder hätte ausbezahlt werden müssen. . . So schrieb denn Schiller am 2. April 1789 sehr dankbar:

„Einige Minuten, nachdem die Post mit meinem Brief und Paquet an Sie fort war, kam der Ihrige mit dem Gelde an. Für Ihre Gefälligkeit, liebster Freund, danke ich Ihnen auf das allerverbindlichste. Ihre Freundschaft gegen mich ist unbegrenzt und ich bin ordentlich beschämt, sie nicht durch ähnliche Dienste erwidern zu können.“ \*)

Aus den hier erzählten Ereignissen geht klar hervor, wie außerordentlich freundlich sich das Verhältnis zwischen Dichter und Verleger um diese Zeit gestaltet hatte, und mit welcher Wärme der erstere die Freundschaftsdienste des letzteren anerkannte.

Wie Stern in dem obenerwähnten Artikel sagt,\*\*) hat Schiller lange treu zu Götschen gehalten. „Später wurde er durch die größeren Mittel und bessern Offerten dem Cottaschen Verlag gewonnen, durch seine Reise nach Schwaben zuerst genähert.“

Auf diese Lösung der Verbindung zwischen den beiden Freunden werden wir später zurückkommen.

Indessen war es Schiller beim besten Willen unmöglich, die Arbeiten, die ihm Götschen im voraus bezahlt hatte, zur Ostermesse 1789 zu vollenden. Das lang erwartete siebente Heft der „Thalia“ war zwar endlich erschienen, doch mußte sich der Herausgeber wiederum schuldig bekennen und wegen der Verzögerung, die Götschens Katalog-Anzeige der „einzig ächten, neuen, vollständigen Ausgabe des Geistessehens“ in Frage stellte, Abbitte leisten.

„Pardon! Pardon, liebster Götschen, daß ich Sie diesmal habe stecken lassen. Die Veränderung, die während der letzten

\*) Schillers Briefe, II, 271.

\*\*) „Grenzboten 1870“, II.

Wochen mit mir vorging, war zu zerstreuet für mich, als daß ich meiner Arbeit, die einen gesammelten Geist erfordert, hätte gewachsen seyn können. Vorbereitungen auf Collegien- sehen, gegebene und empfangene Besuche von Professoren und Studenten, die beim Eintritt in mein neues Amt unvermeidlich waren, nahmen alle meine Zeit und Stimmung dahin und überhüen wollte ich doch um alles in der Welt den Geistesfehler nicht. Jetzt gehe ich wieder daran, und will meine besten Stunden darauf verwenden. Aber sehr schnell verspreche ich Ihnen nichts. Wenn Sie aber wollen, so will ich im Intelligenzblatt der A. L. Z. eine Entschuldigung wegen des nicht gehaltenen Versprechens, das Sie auf meine Zusage dem Publikum gethan, einrücken lassen.

Noch einmal Verzeihung, liebster Freund — oder wenn Sie unverzöhnlich sind, so will ich mich an das weichere Herz Ihres Weibchens wenden!

Meine Vorlesungen habe ich mit einem Aufsehen, das mir sehr schmeichelhaft seyn kann, eröffnet. In zwey Monaten sehe ich Sie in Leipzig; aber ehe das geschieht, sehen Sie Mscrpt. von mir.

Leben Sie recht wohl und glücklich.

Ihr treuer Freund

Schiller. (\*\*)

Kein Wunder, daß Schillers Inanspruchnommensein, seine Erregung, seine neuen Pflichten, das neue Leben und die Öffentlichkeit, die er bis dahin so ängstlich vermieden hatte, seine literarischen Arbeiten um diese Zeit hinderten, und dies um so mehr, als er sich endlich bewußt wurde, daß seine unter die Rudolstädter Damen verteilte Neigung sich schnell zu einer einzigen Liebe für die jüngere Tochter der Frau von Lengefeld konzentrierte. Ehe er seinen versprochenen Besuch in Leipzig abstattete, hatte er Charlotte seine Liebe erklärt und war erhört worden. Wie konnte er unter so

\*) Schillers Briefe (Jonas) II, 294. Brief vom 29. Mai 1789.

viel störenden Einflüssen, in einem Wirbel der heftigsten Gemütsbewegungen, daran denken, dem Verleger sein Wort einzulösen?

Sehr hübsch ist seine an meinen Großvater gerichtete Bitte um Entschuldigung; dieser hatte ihn nämlich ersucht, sein Gastgeber sein zu dürfen.

„Glauben Sie mir, liebster Freund“, so lautet das betreffende Schreiben, „daß ich mir selbst darum Feind bin, daß ich Ihnen nicht habe Wort halten können. Aber die Schwierigkeiten waren über meinen Muth und über meine Kräfte. Ich denke schon lange auf eine Reparation des Schadens, den mein Zögern Ihnen verursacht haben kann, und eher werde ich mit mir selbst nicht ausgeöhnt seyn, bis ich Alles wieder gut gemacht habe. Ein kleines Fragment aus dem Geisterseher bringe ich mit mir nach Leipzig, damit das 8. Heft der ‚Thalia‘ doch fertig wird. Ich freue mich von Herzen, liebster Freund, Sie einmal wieder zu sehen und Ihre liebe Frau endlich kennen zu lernen. Aber Ihr freundschaftliches Anerbieten bei Ihnen zu logieren, kann ich wahrlich jetzt, wo ich mich so sehr vor Ihnen zu schämen habe, nicht annehmen. Sie würden durch Ihre Güte nur feurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt sammeln, und Ihre Tische und Stühle, Schränke und Pantoffel und das Bett, worin ich schlief, würden mir die Pflichten eines Autors gegen seinen Verleger mit schrecklicher Stimme predigen — mir, dem Missethäter, der sie so freventlich verletzt hat.

Ich lade mich also nur auf eine Tasse Kaffee oder eine Suppe bey Ihnen zu Gaste — mit der ausdrücklichen Bitte, daß Sie mir ja nicht gegenüber sitzen, und Ihre Augen, wie Shakespear sagt, ihre stummen Mäuler gegen mich aufthun, mich an meine Sünden zu erinnern.

Sehen Sie mir herzlich gegrüßt, liebster Freund, und bestellen Sie mir ein freundliches Angesicht bei Ihrer Henriette.

Ewig der Ihre

Schiller.“\*)

\*) Jena, d. 30. Juli 1789. Schillers Briefe (Jonas) II, 307 f.

Am dritten August kam Schiller in Leipzig an; Lotte und ihre Schwester Caroline folgten in ein paar Tagen und wurden „den Dresdener Dreien“ vorgestellt. Für die Heimreise hatte man beschlossen, daß Körners und Dora mit Schiller zurückfahren und Jena und Weimar einen Besuch abstaten sollten. Doch bestand die Reisegesellschaft augenscheinlich aus zwei Partien, denn Schiller und Dora reisten in demselben Wagen mit meiner Großmutter, die zu den Reinholds\*) eingeladen war nach Jena, und Kunze, jetzt ein Wittwer, schloß sich der Zahl an.

Der folgende muntere Brief Jettes an ihren Gatten gewährt uns ein Bild der einfachen Bedürfnisse und Reisegelegenheiten, der Vertraulichkeit der ganzen kleinen Gesellschaft und des Entzückens der jungen Frau beim Anblick neuer Gegenden und bei den Bekanntschaften mit den berühmten Männern Jenas. Am 13. Juni schreibt sie von der Universitätsstadt aus:

„Lieber Engel

Sehr gepriesener Mann!

Ich kann gar nicht zum Schlafen kommen, denn es steht geschrieben: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Denn Kunze geht herum, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er küssen kann. . . Ich muß aufhören, solche schöne Dinge Dir zu sagen, sonst komm ich nicht zu den vernünftigen. Unsere Reise war glücklich aber langsam. Kannst Du glauben, daß wir erst um früh drei Uhr nach Naumburg kamen? Hier schliefen wir drei Stunden, Kunze und Schiller auf den Wagenkissen in der Stube auf der Erde. Dorchchen und ich ebenfalls auf der Erde, nur mit dem Unterschied, daß wir ein Unterbett hatten. Mittag um 1 Uhr kamen wir erst hieher; Reinholds freuten sich sehr, mich zu sehen; bedauerten, daß

\*) Professor Reinhold in Jena, Wielands Schwiegersohn. Kunze, der Leipziger Tuchhändler, war Göschens Schwager. Siehe oben.

Du nicht mit warst. Den Abend war große Gesellschaft bey Schiller. Gestern früh habe ich die Schönheiten von Jena gesehen, Mittag aßen wir bey Reinholds. Nach Tische sind wir in Griesbachs Garten gewesen, den Abend bey Reinholds . . . Ich bin übrigens jetzt sehr wohl und recht vergnügt; wärst Du nur bey mir, guter Engel. Es könnte mir wohl sein allsdann. Bey jeder schönen Gegend wünsche ich Dich an meiner Seite, denn Du hast noch lange nicht alles das gesehen, was ich sehe. Diesen Mittag speißten wir bey Schillers, der Rath Becker aus Gotha aß mit. Morgen früh gehen wir alle nach Weimar, auch die Reinholdin. Aber, wenn ich zurückkomme, kann ich nicht erfahren. Ich hätte Dich gerne sobald als möglich in meine Arme geschlossen, aber da ist nichts zu erfahren, und wenn ich erst wieder auf dem Kanape mit Dir sitze, mich von neuem mit meinem Mann glücklich weiß, dann will ich Dir noch tausend Dinge erzählen, die Dich freuen und Dir manchen Spaß machen werden. Alle Anwesenden grüßen Dich herzlich und innig . . . Ich schmachte sehr, Dich zu sehen, Du guter Junge. Meine einzige Entschädigung ist, morgens, wo ich ganz allein bin, an Dich zu denken, Dich zu segnen und Dir gutes zu wünschen. Wenn ich morgen einen Brief von Dir fände, ich könnte mich rasend freuen. Lebe wohl, mein Geliebter. Denke oft an mich, behalte mich so lieb wie sonst. Ich bin auf ewig

Deine

Henriette.

Du würdest meine Schreiberey verzeihen; es ist schwer, einen Gedanken zu fassen, denn alles redet, lacht und schwärmt.“

Meine Großmutter war, wie sie selbst in einigen ihrer Briefe erklärt, keine sogenannte schöngeistige Frau, und in den Professorenkreisen Jenas und den literarischen Kreisen Weimars fühlte sie sich mitunter etwas fremd. In einem Briefe ihres Mannes an Bertuch, in welchem er seine Dank-



barkeit für die seiner Frau erwiesene Freundlichkeit ausdrückt, schreibt er, daß Frau Bertuch mehr als alle andren Frauen ihr Herz gewonnen habe. Jette habe sehr vieles gesehen, aber wenig genossen, weil „der hohe Genuß, die Geistreichheit der mehrsten Damen ihrem simplen, schlichten Geist nicht recht ankommen könne“.

Ich habe jedoch gefunden, daß meine Großmutter sich durch ihr freundliches Wesen, ihren gesunden Verstand und die Anmut ihrer ganzen Erscheinung überall, wo sie hinkam, lebenslange Freunde zu erwerben wußte. Wieland und seine Familie waren ganz entzückt von ihr. Der Dichter selbst schrieb an Götschen, daß sie durch ihre Gediegenheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihr reizvolles Wesen sich ihre Herzen erobert habe, und Götschen, den Wielands Wertschätzung seiner Frau rührte, schrieb sehr dankbar am 22. August: „Ich danke Ihnen auf das innigste für die Freundlichkeit, die Sie meiner besseren Hälfte erwiesen haben. Meine gute Jette weiß sich recht viel darauf, daß sie von einem der ersten Männer Deutschlands mit liebenswürdiger Herablassung begegnet worden ist. (!) Sie hatte sich, aus andern Erfahrungen, alle großen Männer als eine Art von Wesen betrachtet, die die gewöhnliche Menschheit höchstens mit einem gnädigen Lächeln befeeligen und die man deshalb auch als seltene Thiere nur bewundert. Wie ganz anders ist der Eindruck, den Güte und Freundlichkeit auf unser Herz machen! Diese Eindrücke werden bey mir und meiner Jette nie erlöschen.“

Während Schiller, wie wir gesehen haben, in dem mit Ostern 1789 endenden Jahre niemals vergebens bei seinem Verleger um Hülfe in seinen Geldnöten anklopfte, scheint dieser selbst trotz Jettes Mitgift fast während der ganzen Zeit nicht aus den finanziellen Schwierigkeiten herausgekommen zu sein. Noch immer in mehr Unternehmungen verwickelt als sein geringes Kapital von Rechts wegen zuließ, schritt er mutig vorwärts, indem er, wie er später an Wieland schrieb, alle seine Einkünfte aufs neue anlegte und

seinem Ehrgeiz fast alle Genüsse dieses Lebens opferte, außer jenem großen häuslichen Glück, das ihn mitten in seinen Sorgen aufrecht erhielt und ihm eine nie endende Quelle wahrster und innigster Freude wurde.

Die Michaelismesse des Jahres 1788 hatte sich im höchsten Grade unheilvoll gestaltet. Alles unter den Buchhändlern flüssige Geld war in die Kasse von Voß und Dedder geflossen, die beiden Verleger, welche Friedrichs des Großen Werke, und zwar nur gegen bar verkauften. „So hat der alte König nach seinem Tode noch einmal einen Tribut von Sachsen erhoben.“\*) Da die erwarteten Zahlungen ausblieben, sah sich Götschen genötigt, Bertuchs Geduld und Nachsicht in Anspruch zu nehmen mit Bezug auf die Pandoraschuld. Alle seine Gläubiger drängten ihn, aber von seinen Schuldnern war keiner rechtzeitig zur Zahlung bereit. Am 4. November schrieb er: „Natürlich nehmen die armen Teufel von Buchdruckern, Papierhändlern u. s. w. ihre Zuflucht zu solchen Leuten von denen sie prompte Zahlung gewohnt sind. Gott sey Dank, ich bin damit durch! Maufe und Sie, und dann bin ich fertig.“

Und an dem gleichen Tage schüttete er Wieland sein Herz aus:

„Endlich ist die Messe vorüber. Es war eine von denjenigen, in welcher der Kaufmann allen seinen Muth und alle seine Besinnung gebraucht, um sich nicht als ein Denkmal derselben in seinem Comtoir an die Wand zu hängen.“

Der unermüdliche Mann aber war keiner von denen, die lange niedergeschlagen bleiben. Er war trotz der schlechten Zeiten eifrig mit Vorbereitungen für die im Herbst auszugebende „Pandora“ beschäftigt. Auch andre große Pläne hegte er, an deren Ausführung er im Sommer mit frischen Kräften zu gehen gedachte.

Etwas später jedoch stürzte eine höchst ärgerliche Angelegenheit seinen Gleichmut. Trotz der prompten Art und

\*) Götschen an Bertuch.

Weise, mit der er seinen Verpflichtungen nachgekommen war, erreichten ihn durch Bertuch gehässige Gerüchte betreffs seiner Zahlungsfähigkeit. Göschens Zorn wurde dadurch aufs heftigste erregt. Umgehend sandte er folgende hitzige Antwort:

„Es ist doch hübsch das der Mensch fallit sein kann wenn er am besten im Schuß ist; aber unbegreiflich ist mirs denn doch wie ein solch Gerücht nur aufkommen kann. Ich mache weniger Aufwand als ich wohl könnte, ich unterhalte keine Cotterien; wenn ich einen Freund bey mir habe geb ich ein Gericht, ich habe Bälle und kostspielige Dinge vermieden, meine Frau und ich wir gehen wie wohlhabende Handwerksleute. Ich habe bei meiner Ehre keine Rechnung unbezahlt, in Leipzig bin ich keinen Heller schuldig; alle hiesigen Buchhändler hab ich berichtet; und an den auswärtigen Buchhändlern hab ich fast alle Saldos von der Michaelismesse zu fordern. Meine bürgerlichen Abgaben habe ich ein Jahr voraus bezahlt. Es ist unmöglich, von hier kann das Gerücht nicht gekommen seyn. Noch mehr, ich habe von meinem Kapital von Körner, das einzige was ich habe, die Interessen so richtig abgetragen, daß schon einiges auf meinem Capital abgeschrieben ist. Noch mehr. Es hat kein Autor an mich einen Groschen zu fordern. Meine Schulden sind, Sie für die neue Pandora 1789, Maufe den ich künftige Woche berichtige, Bode für dieses und daß, welches er haben kann, so bald er will, das er aber jetzt nicht haben will. Wer sonst noch was fordert den soll der Teufel holen. Ich habe Ihnen die Wahrheit bey meiner Ehre geschrieben. Und nun einmal für alle mal zu Ihrer Beruhigung. So wahr ich an einen Gott glaube, so wahr versichre ich Ihnen, daß ich es Ihnen schreiben werde, so bald ich mich schlecht finde, und daß ich nicht fähig bin durch ein solches Verheimlichen einen Manne den ich Freund nenne auf den Mist zu führen. Nun aber helfen Sie mir auf die Quelle des Gerüchts zu kommen. Nicht um mich zu rächen, sondern nur um zu wissen, worin ich gefehlt habe. Denn irgend ein Fehler muß Ursach sein,

daß ich den Neid so schrecklich gereizt habe. Um diesen nicht zu reizen, leb ich so eingezogen und halte mich so zurück. Ich gebe Hoffmanns nichts, weil sie mich nicht bezahlen. Ist das etwa schuld? Ich dringe auf das, was ich von Gottes und rechts wegen zu fordern habe, ist das vielleicht die Quelle? Wenn hier irgend ein Buchhändler ist, der im Ganzen redlicher, prompter bezahlt hat als ich bis auf dem heutigen Tag, so will ich ein Schurke sein. Ich würde über diese Sache sehr kurz gewesen sein, wenn Sie blos mein Freund wären; da Sie aber auch als Kaufmann im Verhältnis stehen, so ist es mein Schuldigkeit weitläufiger zu sein. Von heute an ist es eine feste Regel mich in keine Compagnie Geschäfte wieder einzulassen. Bin ich von allen Dingen einmal frei, worin ich mit andern verwickelt bin: Dann mögen die Leute sagen, was sie wollen; es soll mir eine Lust und eine herzliche Freude sein. Haben Sie Dank, daß Sie gerade von Herzen weg gesprochen haben, ich erkenne Sie darin als ehrlichen Freund. Halten Sie sich an meine Versicherung bis Sie oder ein anderer mich nur eines einzigen schlechten Streichs zeihen kann. Von ganzer Seele der Ihrige.“

Götschen handelte sogleich in Übereinstimmung mit seiner Erklärung, fortan alle Kompagniegeschäfte meiden zu wollen. Er wollte sein eigener Herr sein, niemandem verantwortlich und frei von neuen Sorgen, die eine „Societät“ mit sich brachte. So legte er denn Bertuch, ehe noch ein Monat herum war, eine detaillierte Abrechnung der „Pandora“ vor, und bewies ihm, daß aus dem Unternehmen nicht genug Vorteil für drei erwachse. Dagegen wolle er die Kommission des Kalenders für Bertuch und Kraus, und zwar ohne Vergütung für seine Mühe übernehmen. Die „Dame“ war, wie er sich scherzhaft ausdrückte, sehr kostspielig gewesen, hatte viel von seinem Kapital aufgezehrt, und Ausstattung und Einband hatten eine bedeutende Rolle dabei gespielt. Schließlich gaben die beiden Herausgeber die „Pandora“ von selbst



PANORAMA  
ODER  
KALENDER DES LUXUS UND DER MODEN FÜR  
DAS JAHR 1789  
WE. MAYER UND L. PZIGEL U. J. GÖTTLICH.



auf, und dies war für Göschen ein glücklicher Umstand, da er jetzt seine Verbindungen für ein wichtigeres Journal verwenden konnte, das er plante und ganz auf eigene Rechnung herausgeben wollte.

Die Meßkataloge des Verlegers von Michaelis 1788 und Ostern 1789 geben uns, abgesehen von dem Verkehr mit Schiller, Goethe und Bertuch, eine Idee von der Natur seines Geschäftes, während seine Korrespondenz mit andern berühmten Schriftstellern außer denjenigen, die als Autoren in diesen Katalogen figurierten, Zeugnis ablegt von den Vorbereitungen zu späteren Unternehmungen. Archonholz Journal, der „Merkur“, die „Pandora“ und die unbeständige „Thalia“ waren nicht die einzigen Zeitschriften, die Göschens Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es erschienen ferner bei ihm eine „Kritische Übersicht der neuesten schöne Litteratur der Deutschen“ in zwei aufeinander folgenden Bänden und ein „Repertorium der theologischen Litteratur“ mit Kritiken aller theologischen Erscheinungen.

Alles übrige aber wurde in den Schatten gestellt durch die Ankündigung des achten Bandes der Goetheschen Werke zu Ostern 1789 sowie des Schillerschen Geistersehers als Separatband. Von weniger berühmten, aber volkstümlichen Autoren waren vertreten: Hufeland mit einem Aufsatz über die Blattern zu Weimar, Bode und Jünger, die ihrem Freunde treu geblieben waren, und zum ersten Male Seume, ein höchst beachtenswerter Schriftsteller, der spätere Korrektor meines Großvaters und intime Freund der Familie. Er erscheint in Göschens Liste als Übersetzer des englischen Romans „Honoraria Warren“. Unter andern neuen Autoren findet sich der Name Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen, für den Göschen eine Schrift wider Mendelssohn veröffentlicht hatte. Auch A. H. J. Lafontaine,\*) ein damals außerordentlich beliebter und schreibseliger Erzähler, hatte

\*) Geb. 1756; † 1831.

meinem Großvater Szenen aus der Befreiung Roms und der spartanischen Geschichte zur Veröffentlichung übergeben.

Zahlreiche Anspielungen über ein neues, sonderbares Buch, betitelt: „Mehr Noten als Text, oder die teutsche Union der Zwei und Zwanziger, eines neuen geheimen Ordens zum Besten der Menschheit“\*) finden sich in den Briefen Göschens an Bertuch, doch reichen sie nicht aus, um die Entstehung und den Plan des Buches genau zu rekonstruieren.

Auch jetzt wieder begegnen wir Werken über Freimaurerei.\*\*) Wahrscheinlich war es der unter den Maurern einen hohen Rang einnehmende Bode, durch den derartige Werke Göschens zugewiesen wurden.

Religiöse Bücher und Schulbücher spielen eine große Rolle. Eine Abhandlung Ewalds: „Soll und kann die Religion Jesu allgemeine Religion sein?“ findet sich im diesjährigen Kataloge. Briefe „über die Phänomene des thierischen Magnetismus und Sonnambulismus“\*\*\*) tragen dem in jenen Tagen erwachenden Interesse an diesen Dingen Rechnung.

Auf dem klassischen Gebiet des Altertums erschien „Taciti Agricola“ mit Anmerkungen und einer deutschen Übersetzung herausgegeben von M. Engel. Es war dies der Vorläufer künftiger Klassikerausgaben, die in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen erregen sollten.

Ein Name aber, der zum ersten Male Göschens Katalog der Ostermesse 1789 zierte, überragte alle andern an Bedeutung. Der greise Wieland erschien jetzt neben Schiller und Goethe auf dem Plan, und zwar nicht bloß als Herausgeber des „Merkur“ sondern mit einem anerkannten Werk

\*) Der Verfasser ist Bode.

\*\*) Z. B. „Die Jesuiten vertrieben aus der Freimaurerei“; die „Schottische Maurerei verglichen mit den drei Ordensgelübden und das Geheimniß der Tempelherrn aus dem 14ten Jahrhundert“. Beide Werke sind identisch. Der Übersetzer (aus dem Französischen) ist Bode.

\*\*\*) Von dem bekannten, im Jahre 1815 als Superintendent zu Leipzig verstorbenen Dr. Johann Georg Rosenmüller.



aus seiner eigenen Feder. Schon im November 1788 hatte er meinem Großvater eine ausgezeichnete kleine Schrift aus dem Französischen, betitelt „Von der natürlichen Moral“ \*) angeboten, die ihm zur Revision, eventuell zur Veröffentlichung durch den Druck übersandt worden war. Götschen versprach bereitwillig ein wenn auch geringes Honorar und erhielt darauf folgende charakteristische Antwort, in der sich Geschäft und Schriftstellerstolz in komischer Weise mischen.

„Hier, mein liebster Götschen“, schreibt der Dichter, „schicke ich Ihnen die erste Hälfte des kleinen Ms. über die Moral der Natur. Sie werden es ihm nur zu sehr ansehen, welche Mühe und Zeit es mich gekostet hat, den jungen Bären meines heloetischen Freundes so lange zu belecken, bis er eine Gestalt bekam. Hätte ich gedacht, daß ich so viel zu thun finden würde, so würde ich mich nie damit abgegeben haben; aber nun ist's einmal geschehen und Sie bekommen wenigstens ein ganz artiges kleines Werkchen, das unter meiner Feile gewiß nichts verloren hat.

Ich konnte nicht umhin, es hie und da auch mit Anmerkungen zu garnieren — auch diese werden dem Ding nicht schaden — und endlich verspreche ich Ihnen noch eine kleine Vorrede und den Namen Wieland unter dieselbe, wenn Sie ihn für einen Talisman halten sollten, der dem kleinen Bijou desto mehr Liebhaber herbeilocken könnte.

Aber, lieber Freund, da ich wie Sie wissen, in dem Falle bin, auf alle meine Kopf- und Zeitverwendungen einigen klingenden Werth zu legen, so wird Ihnen der mehrere Antheil, den ich an diesem Werkchen habe, wohl auch einige Ducaten mehr kosten; und Sie werden es, denke ich, nicht unbillig finden, wenn ich Sie bitte, das halbe Duzend mit 2 zu multiplicieren.

\*) Der Verfasser ist ein gewisser Meister, nicht Necker, der Bruder des französischen Ministers, wie man zuerst, irreführt durch dessen gleichlautende, aber im Verlag von Doll in Wien erschienene Schrift, allgemein annahm.

Es ist nöthig, daß eine exacte und saubere Abschrift von diesem Manuscripte gemacht werde, und zwar von einem verständigen und geduldigen Menschen, der auf meine Emendationen genau Acht gebe, nichts versetze noch verwirre und keine , noch ; noch : auslasse oder falsch setze. Hoffentlich haben Sie in Leipzig eher Gelegenheit einen solchen Abschreiber zu finden als ich in Weimar . . .“

Aber obgleich Wielands Vorrede sich als „Talisman“ bewähren konnte, blieb doch das Buch das eines Ausländers und konnte den Vergleich mit einem Originalwerk des großen deutschen Dichters nicht aushalten. Endlich sollte jedoch auch dieses ersehnte Endziel, das allen seinen Wünschen die Krone aufsetzte, von Götschen erreicht werden. Wieland hatte nämlich gehört, daß seine im „Merkur“ veröffentlichte Abhandlung: „Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren“ in Berlin großes Aufsehen erregt habe, und daß der Wunsch laut geworden sei, es separat gedruckt zu sehen, um seine Verbreitung in den deutschen Staaten zu beschleunigen. Er fragte daher bei Götschen an, ob er eine solche Ausgabe veranstalten wolle, und der Verleger ging natürlich mit Freuden auf den Vorschlag ein.

So ward die Abhandlung zu Ostern veröffentlicht, und Wieland verband sich vor den Augen der literarischen Welt mit dem jungen Leipziger Verleger, den das Gerücht schon damals mit größerer oder geringerer Bestimmtheit als den wahrscheinlichen Nachfolger des großen Erasmus Reich in der Gunst dieses fruchtbaren und beliebten Dichters bezeichnete.

## Dreizehntes Kapitel.

### Durch Sorgen zum Ziele.

Ostern 1789—1791.

War das Jahr 1788—89 ein Jahr unaufhörlicher Sorge für Götschen gewesen, so war die folgende Zeit womöglich noch schlimmer, und der finanzielle Zusammenbruch erschien beinahe unvermeidlich. Und dennoch übertrafen seine Verbindungen seine kühnsten Hoffnungen. In der That war die Gesamtlage des Buchhandels während des ganzen Jahres 1789 eine verzweifelte, und Götschen sah sich gezwungen, wie wir gesehen haben, sogleich nach der Ostermesse sich an seinen Freund Bertuch zu wenden als an den, von dem er am ehesten Nachsicht erwarten konnte. Würde er ihm gestatten, einen Rest der Pandoraforderung bis Michaelis stehen zu lassen? Sällige Rückzahlungen an ihn wären um 5000 Taler hinter seinem Anschlag zurückgeblieben! Die berühmtesten Geschäftsfirmen hätten versäumt, ihre Schulden zu bezahlen. Dürfe er nicht wenigstens, in Anbetracht dessen, daß er selber drei Jahre lang trotz endloser Mühe keinerlei Nutzen aus der „Pandora“ gezogen, den Gewinn Bertuchs und Kraus einige Monate zurückbehalten und verzinsen? Dies waren seine Vorschläge. Außerdem versprach er zwei Drittel der Summe, d. h. 1500 Taler, zu Michaelis zu zahlen und den Rest zu Neujahr.

„Es war eine harte Messe für mich und alle meine hiesigen Collegen“, schrieb er. „Fast die ganze Michaelismesse ist zurückgegeben worden, vermuthlich weil die Werke des Königs die Lecturen des Winters gewesen sind. Ich glaubte

es läge an meinen Büchern, da es aber Weidmanns Erben, Crusius und Dn̄ck nicht besser gegangen ist, so tröste ich mich . . . Diesen Hiobsbrief habe ich mit einer Empfindung geschrieben, die mir heiß vom Herzen bis in die Wangen geht; denn schuldig zu seyn, das ist für mich der Tod.“ \*)

Bertuch ging auf Göschens Wunsch ein und ließ ihm die fällige Summe auf Zinsen, aber zur Michaelismesse kam die Sache zwischen beiden zur Krisis. Göschien fand zu seinem größten Schrecken, daß er sein Versprechen, die 1500 Taler zurückzuzahlen, nicht halten könne. Von den 3000 Talern, die man ihm schuldete, hatte er nur 500 empfangen. Zwar hatte er 1500 Taler von einem befreundeten Bankier geborgt, hatte sie aber zur Bezahlung der armen Drucker und Autoren verwenden müssen. „Was soll ich jetzt machen?“ schrieb er. „Verzagen? Das will ich nicht! Unterdessen kann und darf ich jetzt nicht mehr aufnehmen, um den Kredit nicht zu verlieren. Sie können sich eher helfen . . .“

Eingeschlossen schickte er Bertuch einen in der Himmelfahrtswoche fälligen Wechsel, um ihn „nicht in Gefahr kommen zu lassen“, und versprach, sein Geschäft einzuschränken. Dann fährt er fort:

„Nehmen Sie an, daß ich alles benötigte Papier für Göthe vergangenen Sommer gekauft habe, außer diesem den Vorrat zu meinen vier Journalen habe anschaffen müssen, so werden Sie finden, daß ich mich nicht so ganz habe einschränken können, um Wort zu halten. Aber diesen Winter kann ich es. Außer diesen Journalen und Göthens Schriften und ein Band von Schulz Romane (!) druck ich den Winter nichts und so hoff ich mit Gott auf Ostern 6000 Rthaler in die Hände zu bekommen.“ \*\*)

Zugleich aber mußte er Bertuch gestehen, daß er trotz seiner eigenen Notlage Wieland 500 Taler vorgeschossen habe auf seinen großen Plan einer Gesamtausgabe seiner Werke hin.

\*) An Bertuch, 13. Juni 1789.

\*\*) An Bertuch vom 12. Nov. 1789.

Er hielt sich für verpflichtet, diese Tatsache nicht zu verheimlichen, führte aber als Entschuldigung an, daß, da die Weidmannsfirma ihm den Krieg erklärt habe mit Bezug auf eine derartige Ausgabe, die Klugheit ihm geboten, Wieland um so inniger an sich zu fesseln.

Diesmal aber war es mit der Geduld von Bertuch und Kraus zu Ende. Auf den Inhalt ihrer Briefe kann man aus Göschens Antwortschreiben schließen. In höchster Erregung hatte dieser am 24. November 1789 an Bertuch geschrieben:

„Ihren Brief hab ich noch nicht gelesen; ich kann ihn auch nicht eher lesen, wenn ich nicht noch eine andere Gewalt über mich bekomme, bis ich Ihnen das Geld gesandt habe, wozu ich hoffentlich in acht Tagen im Stande seyn werde.

Der Anfang von Krauses Billet . . . hat mich beynahe verwirrt gemacht. Ich habe es nicht weiter gelesen als zwei Zeilen. Hätt ich nicht mehr an der Pandora verlohren als ich glaubte; hätt ich nicht von allen Commissionären, so nicht Buchhändler sind, . . .  $\frac{2}{3}$  von Ostren bis jetzt zurückbekommen, so könnt ich Ihnen 1000 Rthaler längst geschickt haben. Denn das ist mein Verlust. Dieses würden Sie nie erfahren haben, wenn mir andere Menschen Wort gehalten hätten. Wills Gott, soll auch dies überstanden werden und dann will ich gegen keinen Menschen in dergleichen Verhältnisse wieder kommen.“

Diese Erregung lähmte jedoch Göschens Tatkraft nicht; er faßte einen verzweifelten Entschluß und es gelang ihm, das Geld aufzutreiben. Drei Wochen später schrieb er:

„Ich nahm meine Bücher beim Kopf, legte einem meiner Handelskollegen jedes Conto vor, zog meine Bilancen und ging dann zu Küstners [dem Banquier]. „Ihr habt mir schon 1500 Thlr. gegeben, ich brauche noch 1500 Thlr. Fragt meinen Freund und Handelsgenossen Kummer\*) wie

\*) Ein angesehenener Leipziger Verleger.

ich stehe, denn ich mußte Euch nicht zu mir auf meine Versicherung allein noch 1500 Thlr. zu geben.' Kummer erboth sich gleich die 1500 für seine Rechnung zu geben; allein Küstners wollten es nicht haben. So bin ich denn aus einer Lage gekommen, welche ich nicht 14 Tage länger ausgehalten hätte . . ."

Doch kaum hatte er seine Schwierigkeiten überwunden, und eingesehen, wieviel sein Kredit vermochte, so gewann auch seine Hoffnungsfreudigkeit wieder ihren alten Einfluß über ihn, und mit neuem Vertrauen beschloß er, sich nicht davon abschrecken zu lassen, sein Geschäft vorwärts zu bringen und zu erweitern! Man hätte annehmen können, daß die bedrängte Lage, der er soeben entronnen, ihm besondere Klugheitsregeln eingeschärft habe, ähnlich wie die Unannehmlichkeiten zwischen ihm und seinem Freunde ihn zu dem Entschlusse getrieben hatten, niemals wieder sich in Kompagniegeschäfte einzulassen. Aber nein! Seine Philosophie lehrte ihn anders. Die Krisis bestärkte ihn nur in dem Entschlusse „seine Jahre nicht ungenützt hingehen zu lassen“. So erklärte er selbst Bertuch gegenüber, dessen Dringen auf Bezahlung die Krisis teilweise herbeigeführt hatte, mit den Worten:

„So wie alle Krisis zu etwas gut ist, so hat auch diese mir dazu gedient zu sehen, daß ich nicht nöthig habe, in meinen Entreprisen zu ängstlich zu sein. Ich will mit Gott auf Ostern einen jeden frey ins Gesicht sehen . . . Ich kann meine Jahre nicht ungenutzt verstreichen lassen; ich muß mich rühren. . .“

Dieser Übergang von einer Stimmung zur andern war allerdings schnell; aber so war es stets: sein Mut trat seinen Zorn und seine Verzweiflung unter die Füße! Auch Körner war um diese Zeit nicht nur unfähig zu helfen, sondern selbst in so bedrängter Lage, daß er Götschen um ein Darlehn von 30 Talern bat.

„Meine Kasse ist diese Weihnacht verzweifelt erschöpft“, schreibt er, „Wie stets mit der Ihrigen? Ich habe 30 Thaler auf Kunzen assignirt. Können Sie sie ihm etwa wiedergeben?“

So war aus dem wohlhabenden Freunde ein bedürftiger geworden! Körner, der augenscheinlich von einem Bruch irgend welcher Art zwischen Bertuch und Götschen gehört hatte, fügte noch hinzu:

„Es freut mich, daß Sie nicht mehr in einer engeren Verbindung mit Bertuch sind. Ich ehre kaufmännische Industrie und Spekulationsgeist bei jedem. Aber wer gegen Freunde den Kaufmann spielen kann, oder vielmehr das, was er Freundschaft nennt, bloß zum Behufe des Handels braucht, — mit dem mag ich nichts zu thun haben.“\*)

Trotz des Geschehenen fuhr Götschen, der ihm erwiesene Dienste niemals vergaß, fort, seinem Freunde gegenüber, der ihm in seinem Leben so fördernd zur Seite gestanden hatte, die freundschaftlichsten Gesinnungen an den Tag zu legen.

Einmal gelegentlich eines Briefes an Wieland über irgend einen Bertuch'schen Plan, fühlte er sich verpflichtet zu sagen, daß ihm derselbe nicht gefiele, er empfand es aber zu gleicher Zeit wie eine Art Mißklang, daß er von einem so guten Freunde wie Bertuch gleichsam im Tone der Geringschätzung sprechen sollte. Darum fügte er hinzu:

„Und dennoch liebe ich diesen unermüdeten und in seinen Verhältnissen redlichen Mann und bin wirklich sein Freund. Ich werde ihm dienen und ihn achten so lange ich lebe, wie wohl ich niemals mit ihm wieder eine merkantilsche Unternehmung in Gesellschaft machen kann. Ich muß in meiner Handlung allein Herr sein, damit ich dereinst ruhig davon scheiden kann, und so lang ich lebe bey meiner Arbeit Freyheit über meine Stunden und meine Hände, über meinen Kopf und über meine Cassé habe . . .“\*\*)

Unglücklicherweise blieb Götschen Bertuch immer noch Geld schuldig, selbst nach der Rückzahlung der 1500 Taler, und es finden sich noch ein paar in der ärgsten Verstimmung

\*) Brief vom 22. Dez. 1789.

\*\*\*) Brief an Wieland vom 6. März 1790. Siehe „Akademische Blätter“, I, 69f.

geschriebene Briefe. Kurz vor der Ostermesse des Jahres 1790 erklärte er, diese Korrespondenz habe ihn, ohne Bertuchs Schuld, „gepeinigt“, aber nach dem Monat Mai hoffe er wieder „froh und frei“ sein zu können.

Bis zu einem gewissen Grade wurden diese Hoffnungen auch verwirklicht. Zwar werden seine Briefe an Bertuch, die so zahlreich waren, daß sie fast die Stelle eines Tagebuches vertreten können, von nun an viel weniger häufig, aber aus andern Quellen können wir ersehen, daß das Ergebnis der Oster- und Michaelismessen 1790 Göschens Umstände wenigstens im Vergleich mit früheren Zeiten verbesserte. Der Absatz seiner Verlagsartikel muß guten Fortgang gehabt haben. Wir begegnen viel höheren Zahlen, und Göschens selbst schreibt im Juni dieses Jahres über seine finanzielle Lage an Wieland:

„Die letzte Messe war in Rücksicht der Zahlungen sehr drückend für mich. Ich habe nahe an 23,000 rth. ehrlich gezahlt und einen jeden befriedigt bis auf Kleinigkeiten, allein mir sind 6000 rth. zurückgeblieben. So werde ich unter einem Jahre meines Geldes noch nicht froh, und muß bey wirklichem Vermögen auf das eingeschränkste fortleben. Vielleicht ist das aber gut. Wer weiß, ob das nicht mein ruhiges, stilles Glück, mit einigen Sorgen gewürzt, erhält und befördert.

Ich habe nun bis Ostern 1791 die Gränzlinie meiner Unternehmungen gezogen. Mein Plan ist nur so viel zu unternehmen, daß ich ein halbes Duzend Tausend übrig behalte, um mit Ernst an unsre große Unternehmung zu gehen.“

So war denn das lähmende Gefühl der Sorge von dem Herzen des zu empfindlichen Mannes genommen, obwohl ihn immer noch die Bürde seines kleinen toten Kapitals bedrückte. Im Herbst desselben Jahres begann es wirklich heller um ihn her zu werden und er konnte sich Erleichterung von den verzehrenden Sorgen, die von den frühesten Zeiten seiner Verlegerlaufbahn auf ihm gelastet hatten, versprechen. Dann könne, so hoffte er, rein freundschaftlicher Verkehr an die



Stelle von „geschäftlichem Feilschen“ in seinen Beziehungen zu Bertuch treten. In dem Sinne schreibt er am 8. Oktober 1790:

„Dann wenn unsre Mercantilia erst gänzlich auseinander sind, soll unsere Freundschaft sich fester schlingen . . . Die Zeit, wo ich freier nach meinem Herzen handeln kann, ist nicht mehr weit entfernt. In einem halben Jahr bin ich aus allen Sorgen heraus. Ein Herz voll Sorgen ist für die feineren Gefühle nicht immer ganz geschickt. Genug, wenn es nur mit Treue die Eindrücke, welche es empfangen hat, aufbewahrt; die Früchte müssen in frohen Zeiten zur Reife kommen . . .“

Das Streben des Geschäftsmannes, zu verhüten, daß nicht seine aufreibenden Sorgen die „feineren Gefühle“ ersticken, und seine Empfänglichkeit für andere als „mercantilsche“ Interessen abstumpfen, war in Göschens Fall sein ganzes Leben hindurch von Erfolg gekrönt.

Ungefähr um dieselbe Zeit giebt er gelegentlich eines Briefes an Wieland über ihre „große Unternehmung“ ein so lebhaftes und für die Beurteilung seiner erfolgreichen Karriere so wichtiges und lichtvolles Resümee seiner damaligen Lage, daß ich nichts Besseres tun kann, als diejenigen Stellen hier wiederzugeben, die sich auf die Geschichte seiner glücklichen Errettung aus dem Meer seiner Bedrängnisse beziehen.

„Nun zu unserer großen Angelegenheit. Alle Punkte, die mir Ihr edles Herz zur Überlegung vorlegt, hab ich seit Jahr und Tag erwogen. Es bedurfte nur von Ihrer Seite den Wink: so war ich marschfertig. Gott hat mich gesegnet mehr als ich jemals erwartete. Ich darf nur eine Pause in andern Unternehmungen machen, und ich habe die nöthigen Kräfte zur Ausführung unserer großen Unternehmung beisammen. Bisher habe ich jeden Pfennig, den ich aus meinem Handel nahm, gleich wieder hineingesteckt. Ich habe mir alle Genüsse des Lebens versagt, welche nicht zu meiner Erhaltung und zur Ehre meiner Handlung nothwendig waren.

So hab ich mit Kraft diese Handlung emporgebracht. Gute Menschen haben mich dabei unterstützt. So hab ich in voriger Ostermesse 23,000 rth. wieder zurückbezahlen können, die ich alle in meiner Handlung verwandt hatte. Sie sehen daraus, daß, wenn ich in andern Unternehmungen Pause mache, ich etwas unternehmen kann. . .

Ich möchte das, was von meiner Situation in diesem Briefe gesagt ist, nicht gern laut werden lassen. Mein einfaches Leben hat den Neid bisher getäuscht und mich ruhig und ungestört die glückliche Verbindung der Umstände genießen lassen. Schon hat mein gutes Fortkommen manche junge Leute verführt, sich zu etabliren; da sie aber nicht das Glück hatten, daß sich gute Schriftsteller für sie interessirten, Capitalisten sie (!) unter die Arme griffen, und sie nicht wie ich vom 14. bis zum 32. Jahre ihres Lebens den Handel mit aller Aufmerksamkeit gelernt hatten, so sind sie unglücklich geworden, und gewissermaßen bin ich daran Schuld. Eine eiserne Standhaftigkeit und ein Heer von fressenden Sorgen haben mich durch diese sechs Jahre meines Handels geführt. Endlich sah ich nach voriger Ostermesse Land auf dem unruhigen Meer meines Wirkungskreises und dieser Anblick hat mich wieder mit Jugendkraft belebt. Künftige Ostern bin ich ein gemachter Mann.

Verzeihen Sie meine Plauderen. Mit unaussprechlicher Liebe und Verehrung bin ich zeitlebens der Ihrige

Götschen."

Der schwere Kampf gegen die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten neigte sich also allmählich seinem Ende zu. Seine Befreiung vom Joche drückender Geldnot wurde zwar zur Zeit der Messen des Jahres 1791 noch nicht vollständig bewirkt, denn damals sah er noch dem Jahre 1792 entgegen, als der Zeit, wo er es in seiner Macht haben würde, allen seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und nicht mehr von der Pünktlichkeit derer, die ihm Geld schuldeten, allein abzu-

hängen brauchte; aber die Freiheit war doch wenigstens in Sicht, und mit einem tiefen Gefühl der Erlösung sah er auf die lange Zeit verzweifelten Ringens zurück. In einem Briefe vom 7. Nov. 1791 teilte er Bertuch die nahe bevorstehende Erfüllung seiner Hoffnungen mit und rief aus:

„Es wird auch Zeit! Denn ich habe in den sieben Jahren durch die Unzuverlässigkeit meiner Kollegen mehr gelitten, als durch eigentliche Schwächen meiner körperlichen Natur. Ich möchte diese Jahre nicht noch einmal leben. Doch sey Gott gedankt, daß sie in einem halben Duzend Monaten überstanden sind. Der schöne Mannesinn, der dem Menschen so viele Würde und die freye Heiterkeit giebt, der ihn vor allen Niederträchtigkeiten schützt, kann durch drückende Lagen verlohren gehn. Dafür hab ich oft gebett. Ich bin mir bewußt, daß ich ihn erhalten habe, in aller Sorge, die mich drückt.“

So kam denn endlich die Zeit, wo er wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Seine Hülfquellen blieben zwar beschränkt, und seine ehrgeizigen Pläne nahmen sie bis ans Ende vollauf in Anspruch; aber er stand doch jetzt auf einer höheren Stufe und war imstande, seinen Autoren und Kollegen mit größerer Zuversicht gegenüberzutreten. Tapfer und entschlossen „durch bloße Anstrengung“, wie er selbst schreibt, hatte er sich soweit seinen Weg gebahnt. Er war die Kompagniegeschäfte los, war „Herr seines eigenen Handels“, und der Leser wird fortan weniger durch die Berichte seiner finanziellen Schwierigkeiten aufgehalten werden; Berichte, die notwendigerweise in dem Leben eines Mannes, der, ursprünglich ohne eigene Mittel, nach siebenjährigem Kampfe endlich ein gutes Stück auf dem Wege zum Ruhme zurückgelegt hatte, einen ziemlich beträchtlichen Raum einnehmen mußten.

Ein großer Erfolg war es, ja, man kann sagen, der erste große finanzielle Erfolg im Leben meines Großvaters, der das Dunkel des Jahres 1789 erhellte. Zu Anfang dieses Jahres hatte Götschen, wie wir sahen, die Idee eines „Histo-

riſchen Kalenders für Damen“ gefaßt, deſſen zweites Heft als Glanznummer die ſchnell berühmt gewordene „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ aus Schillers Feder enthalten ſollte. Der Kalender erſetzte die unglückliche „Pandora“. Wie Göſchen richtig bemerkte, erwies ſich das Thema der Moden mit dem Jahresende als langweilig, und die Artikel über den Luxus zogen gleichfalls nur eine geringe Anzahl Leſer an. Dagegen war eine Zeitschrift für Damen, die allen Leſerkreiſen gerecht wurde, nämlich eine hiſtoriſche Zeitschrift ſehr wohl denkbar; und für ein ſolches Unternehmen nahm der Verleger jezt Wielands Hülfe in Anſpruch.

„Die Geſchichte der Eliſabeth, Königin von England, machte für das erſte Jahr die eine Hälfte aus, und die andre Hälfte wäre den Beiſpielen häuslicher, bürgerlicher, weiblicher Tugenden gewidmet. Wolten Sie, mein theuerſter Herr Hofrath, wohl die Bearbeitung dieſer letzten Hälfte, welche etwa vier oder fünf Bogen betrüge, übernehmen?“

Auf eine zuſagende Antwort hin erging ſich dann Göſchen in ſeinem gewöhnlichen Stil des hoffnungsvollen Enthuſiasmus über den wahrſcheinlichen Einfluß des Kalenders auf die Frauen.

„Sie machen mir“, ſchrieb er im Januar 1789 an Wieland, „durch die Hoffnung einen Theil des hiſtoriſchen Damen-Calenders zu übernehmen, die größte Freude. Ich dachte Archonholz für dieſes Jahr die Geſchichte der Eliſabeth von England zu übertragen. Iſt Ihnen dieſe Geſellſchaft nicht angenehm, ſo bleibt ſie weg. Sie, mein theuerſter Herr Hofrath, hätten die Güte alles Übrige zu übernehmen. Ich wolte dieſen Theil dem Inhalt ſeiner Entwicklung bürgerlicher und geſelliger Tugenden oder Laſter aus der Geſchichte, welche von guten Einflüſſen auf weibliche Herzen ſein könnten, widmen. Ein ſolcher Kalender von einem Kenner der Welt und des menſchlichen Herzens, wie unſer Wieland, wird ebenſo viel Nutzen ſtiften als das „Noth- und Hilfsbuch“ zum allgemeinen Beſten. Wir haben ſchlechterdings noch

keinen geschmackvollen Kalender für Damen, den man ein feines Volksbuch für die bessere Classe der Menschen nennen könnte, und wenn Sie meine Wünsche erfüllen, so stehe ich für den glücklichen Erfolg. Ich brauche dabei keine Maler und keine illuminirten Kupfer. Der Kalender geht auch noch, wenn Neujahr schon vorüber ist und andere Dinge mehr, welche mich in den Stand setzen für die Ausarbeitung ein nicht kleines Honorar geben zu können. . . .“

Bei dieser Gelegenheit hatte sich mein Großvater durchaus nicht verrechnet. Er hatte in der Anlage des Buches und in den Mitarbeitern eine glückliche Wahl getroffen. Wieland hatte vier „so gut gewählte, originelle und zweckmäßige“ Artikel vorgeschlagen, daß der Verleger hoch erfreut war, und am 11. März an den Dichter schrieb:

„Machen Sie, was Sie wollen, das Publikum wird es mit Vergnügen lesen, und ich werde dabei gewinnen. Mir genügt an allem, was Sie machen. Wie sehr schätze ich Ihre wohlwollende Güte, die sich so sehr herabläßt, eine aufgetragene Arbeit zu übernehmen! Ich weiß welches Unbehagen das einem Wieland machen muß und ich kenne keine freundschaftlichere Aufopferung.“

Als dann später der erste Teil des Wielandschen Manuscriptes ankam, waren Götschen sowohl wie seine Frau entzückt. Am 2. August schrieb er:

„Mit dem innigsten Dank hab ich den ersten Beitrag zum Historischen Kalender erhalten und mit einem Entzücken, das ich nicht beschreiben kann, die rührende Ergießung Ihrer Empfindung gelesen, womit Sie solchen beschließen. Das wird auf jedes Herz mehr Eindruck machen, als ganze Bände moralischer Vorschriften und Empfehlungen der Tugenden. Sie haben in dem Denkmal für Ihre Gattin sich selbst und vorzüglich Ihrem Herzen ein schönes Ehrendenkmal errichtet.“

Der Kalender wurde zur rechten Zeit vor dem Ende des Jahres veröffentlicht und überall mit Beifall aufgenommen. Im Dezember theilte Götschen Bertuch mit:

„Diese Entreprise ist mir geglückt. 500 Stück habe ich von meiner Auflage noch übrig. Alle, die Exemplare erhalten haben, sind mit größern Bestellungen da, als ich befriedigen kann. So kommt in der Welt Alles auf den Nahmen an. Archenholz, Chodowiecki, Wieland — ich nenne sie, wie auf dem Titel des Calenders alphabetisch — mögen machen was sie wollen: es wird gehen.“

Die Auflage von 6500 genügte nicht; mehr Exemplare mußten gedruckt werden.

Dies war das Resultat des Planes im ersten Jahre. Aber so erfolgreich auch der von Wieland und Archenholz geschriebene Kalender gewesen war, er erlangte im folgenden Jahre, als Schiller seine Seiten füllte, eine noch höhere Bedeutung.

Ehe wir jedoch die Umstände berichten, unter denen der „Dreißigjährige Krieg“ erschien, müssen wir den Leser mit einigen andern Werken bekannt machen, die Götschen damals in Händen hatte (1790—91). Einige der von ihm veröffentlichten Bücher, obwohl heutzutage kaum für andere interessant als für den sorgfältigen Kenner der deutschen Literatur, machten doch zu ihrer Zeit Aufsehen und bezeichnen Marksteine auf des Verlegers Weg zum Erfolge.

Vor allen hatte dieser das Glück, im Laufe des Jahres zwei neue Bücher aus Wielands Feder zu erhalten, nämlich die „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus“ und die „Göttergespräche“, eine politische Abhandlung im Stile Lucians, in welcher die Götter mit viel beißendem Wit über die Ereignisse der französischen Revolution debattieren.

Götschen war ganz außer sich vor Freude. Am 6. Sept. 1790 schrieb er an den Dichter:

„Alles, was Sie mir anbiethen von den Früchten Ihres Geistes nehme ich an; mit tausend Freuden auch die Göttergespräche. Machen Sie selbst die Bedingungen. Ich bin mit den Bedingungen, welche Sie am Rande Ihres Briefes, wo ich sie eben erst finde, zufrieden. Also 2 Louisd'or bey

der ersten und 1 Louisd'or bey den folgenden Auflagen. In unserer jetzigen Lage ist es nicht rathsam starke Auflagen zu machen. Durch öftere Auflagen ängstiget man die Nachdrucker am besten. Dabeñ ist aber ein wohlfeiler Preis unmöglich. Doch muß man billig bleiben. Ich denke immer Ungarischer Wein ist theurer, als Neuenburger und Treuenbriehner, und Wielands Schriften können nicht so verkauft werden als ein Werk von Vulpius oder Geisler . . .“

Ein späterer Brief Göschens an denselben Freund berührt die außerordentliche Strenge der Sächsischen Censur. Im Vergleich damit erscheint Berlin als der Mittelpunkt eines aufgeklärten Liberalismus. In Sachsen durfte über die Menschenrechte nicht geredet werden!

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für den Verlag dieser Göttergespräche“, schreibt der Verleger am 11. November 1790. Wenn die Götter dort jenseit des berühmten Flusses so sprechen, mit so viel Wiß und Salz, mit solcher Vernunft, voll eines so hohen Sinnes und mit so viel Feinheit, wer sollte nicht gern das Land diesseits verlassen und sich zu jenen Göttern, die Sie belauscht haben, sehnen? So lange aber die guten Götter uns noch ihren Translator in Weimar lassen, wollen wir uns nicht zu ungestüm hindrängen, sondern vor der Hand noch mit dem Aufenthalt unter den Sterblichen vorlieb nehmen . . .

Hier, mein theuerster Freund, hätt ich die Göttergespräche nicht gedruckt bekommen. Unsere Censores stehen unter einem Collegio, welches sie immer mit Ruthen peitscht. Die Druckerey in Berlin, welche Ihre Moral gedruckt hat, druckt auch die Dialoge . . .

Ich habe meinem Hang nicht widerstehen können und habe das erste Gespräch durchgelesen, welches ich vor einer halben Stunde erhielt. Ich wiederhole noch einmal, hier hätten wir es nicht gedruckt bekommen. Ein neuerlicher Befehl legt unsern Censoren auf, nichts passiren zu lassen, worin von den Rechten der Menschheit gesprochen wird. Gott gebe, daß die Berliner gescheuter sind!“

Während Göschen zu dieser Zeit seine Unternehmungen beschränkte und seine gefährliche Neigung zu bemeistern suchte, jeden freigewordenen Pfennig seines kleinen Kapitals sofort in einer neuen Spekulation anzulegen, so hätte es doch seinem energischen Charakter durchaus widerstrebt, diese neue Politik der Einschränkung zu weit auszudehnen. In diesem Sinne schrieb er an Wieland:

„Herrliche Sachen bring ich noch dieses Jahr: den Peregrinus Proteus, ein treffliches Werk von Thümmel — dieses sub rosa — Alzingers Bliomberis, von Schiller den Calender, Schulz\*) seine Leopoldine, und von Reinhold die Fortsetzung seiner Briefe. Das sind schöne Saaten, welche eine schöne Erndte versprechen, die aber auch noch manche Sorge kosten werden.“

Alzinger hatte an seinem neuen Gedicht Bliomberis „mit Liebe, ja fast mit Leidenschaft“ gearbeitet und war deshalb wegen der Wiener Censur in Sorge gewesen. Das Gedicht war jedoch gebilligt worden, und Göschen hatte im August Aushängebogen gesandt, mit deren Papier und Druck sich der Dichter sehr zufrieden erklärte. Nur der Korrektor sei „der nachlässigste und eigensinnigste Esel in Deutschland“.

Eine andre „schöne Saat“ rührte von Thümmel her, dessen Erstlingswerk „Wilhelmine“\*\*), von Reich im Jahre 1762 anonym herausgegeben, allgemeinen Beifall selbst von Männern wie Goethe und Lessing gefunden hatte. Er war im Jahre 1786 mit Göschen dadurch in Verbindung getreten, daß er sich als Subskribent für vier Exemplare von Goethes Werken anmeldete. Nach Reichs Tode war er Wielands Beispiel gefolgt

\*) Schulz, Joachim Chr. Friedrich, Professor in Mitau, beliebter Romanschriftsteller (1762—1798). Siehe „Atad. Blätter“, I, 69.

\*\*) Wilhelmine wurde in mehrere Sprachen übersetzt und in ganz Europa begierig gelesen. Der Verfasser des „Roman d'une Impératrice“ erzählt, daß die Kaiserin Catharina die Große von Rußland im Jahre 1781 Thümmels Gedicht zur Hand zu nehmen pflegte, während sie von Lessing, Goethe und Schiller nichts wußte. Siehe Waliszewski, „Le Roman d'une Impératrice“, S. 436. G.



und hatte seine Gönnerschaft auf Göschen übertragen, der dadurch einen wertvollen Autoren mehr gewann.

Das Werk, welches Thümmel jetzt zu veröffentlichen im Begriffe stand, war sein „Reiseroman“, sein wichtigstes und wichtigstes Buch. Er erlangte ausgezeichnete Bedingungen. Göschen bezahlte ihm für zehn dünne Bändchen als Honorar alles in allem 5000 Taler, eine sehr große Summe, wenn man sie mit dem Honorar anderer Autoren vergleicht.

Der erste Band des Reiseromans erschien im Jahre 1791, der letzte nicht früher als 1805. Sein Erfolg war jedoch nur ein mäßiger. Schiller verurteilte ihn streng. „Er ist flach, oft seicht“, meinte er, „und verrät nicht viel Geist“. Man hätte das Werk laut genug ausposaunt, aber er hätte Besseres erwartet. Göschen seinerseits teilte Wieland mit, daß er mit dem Erfolg des Romans ganz zufrieden sei, obwohl er sich von dem Unternehmen nicht Außerordentliches verspreche, da viele nicht wüßten, was sie aus dem Buche machen sollten. Beim Druck der Werke Alzingers und Thümmels wandte Göschen zuerst seine verbesserte Typographie an. Wir sahen, daß Goethe sowohl wie Schiller in früheren Jahren öfters ihre Unzufriedenheit mit dem Druck ihrer Werke zu erkennen gegeben hatten. Jetzt aber machte der Verleger die größten Anstrengungen, den Ruf seiner Verlagsartikel mit Bezug auf die äußere Erscheinung zu erhöhen. Auf Wieland machte die prächtige Ausgabe des Bliomberis großen Eindruck.

„Lieber, lieber Göschen“, schrieb er darüber. „In was für Unternehmungen lassen Sie sich ein! Oder sind Sie wirklich bei dem Doolins so gut gefahren, daß Sie zur Dankbarkeit von diesem Bliomberis eine erste Ausgabe machen, an welcher Sie Gefahr laufen, alles wieder zu verlieren, was Sie vielleicht mit Thümmels Reisen gewinnen dürften?“\*)

Wieland wies ferner darauf hin, daß nicht nur der Preis einer so schönen Ausgabe, sondern auch die Unbequemlichkeit

\*) Gruber, Wielands Leben, IV, 32.

des großen Formates dem Absatz schaden dürfte. Zweifellos hatte er das künftige Geschick seiner eigenen gesammelten Werke im Sinne und war ängstlich besorgt wegen des Erfolges seiner prächtigen Quartbände. Die Eitelkeit eines Verfassers, die er in reichem Maße besaß, erlaubte es ihm nicht, der Eitelkeit eines Verlegers irgendwie sympathisch gegenüberzustehen.

Aber Göschen hatte keine Furcht vor dem Erfolge der typographischen Versuche, die er mit bedeutenden Werken machte. Er dankte Wieland, versicherte ihn aber zugleich, daß kein Grund zur Sorge vorliege. Doolin sei beinahe gänzlich vergriffen, und dies habe ihm zu dem Blomberis Mut gegeben; er werde nichts dabei verlieren, wenn auch nicht gewinnen.

Unter all den „herrlichen Sachen“, die eine so „schöne Erndte versprachen“, wie Göschen sich Wieland gegenüber stolz ausdrückte, erreichte jedoch nichts in der Wertschätzung der Zeitgenossen die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller; nichts konnte im Urteil der Nachwelt auch nur annähernd mit dem historischen Meisterwerke des Dichters verglichen werden, das das zweite Heft des Damentalenders zierte. Davon soll im folgenden Kapitel die Rede sein.

## Dierzehntes Kapitel.

### Die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“.

1789—1791.

Während der Jahre, mit denen wir es jetzt zu tun haben, nahm Schiller in den Gedanken und im Geschäft meines Großvaters einen so großen Raum ein, daß die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung, abgesehen von dem ihnen inwohnenden großen eigenen Interesse, in dieser Biographie kaum unberücksichtigt bleiben durften.

Seit dem Sommer 1789 befand sich der Dichter in sehr ruhelofer Gemütsverfassung. Damals hatte er sich mit Charlotte von Lengefeld verlobt und seine Universitätspflichten durchaus nicht seinen Neigungen entsprechend gefunden. Der Leser wird sich halb ernster, halb humoristischer Entschuldigungen erinnern, die er vor seinem Besuche in Leipzig im August des Jahres an Götschen sandte. Um jene Zeit war das vor einem Jahre versprochene achte Heft der „Thalia“ noch unbeendet. Es wurde erst im Dezember mit einigen schönen Beiträgen von Schiller veröffentlicht. Dagegen enthielt das neunte, fast unmittelbar darauf erschienene Heft nichts aus seiner Feder. Im Drange der Geschäfte und ruhelos, wie er war, hatte er Huber überredet, es zu redigieren, und den wiewohl vergeblichen Versuch gemacht, Körner zu veranlassen, sich des zehnten anzunehmen. Es erscheint wunderbar im Hinblick auf die außerordentliche Unregelmäßigkeit, mit der diese Zeitschrift erschien, und auf die Ungewißheit mit Bezug auf Schillers eigene Beiträge, daß die „Thalia“ überhaupt fortfuhr, sich zu halten. Götschen

indessen war eifrig auf ihre Förderung bedacht, weil, wie Schiller an Körner schrieb, der Absatz „wenigstens so groß war, daß er dabei verdiente“. Für Schiller war das Honorar als Herausgeber gerade um diese Zeit von besonderer Bedeutung.

Noch wichtiger für ihn war seine Arbeit für das zweite Heft des „Historischen Kalenders“ geworden. In einem Briefe an Körner, in welchem er seine häusliche Einrichtung beschreibt und eine Übersicht über seine finanzielle Lage gibt, erwähnt er, daß er einen höchst willkommenen und unerwarteten Glücksfall gehabt. „Götschen bezahlt mir 400 Thaler für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im Historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da die Materialien reichlich fließen.“

Waren die 400 Taler Schiller so willkommen, so war Götschen seinerseits nicht weniger zufrieden. Er hatte Schiller für die Zeitschrift gewonnen, die von Wieland und Archenholz unter so günstigen Auspizien begonnen worden war; und er bezahlte den Dichter, obwohl er selbst gerade damals in bedrängter Lage war, fast ein Jahr im voraus.

Soweit wir aus Schillers Briefen ersehen können, scheint er nicht vielen Freunden oder auch nur seiner Familie von seiner Verlobung eher Mitteilung gemacht zu haben, als bis es Zeit war, den Hochzeitstag zu bestimmen. Aber er nahm an, daß das Gerücht unterdessen geschäftig gewesen sei. Am 6. Januar 1790 schrieb er an meinen Großvater über das bevorstehende große Ereignis:

„Verzeihen Sie, lieber Freund, mein langes Stillschweigen auf Ihre letzten Briefe. Verzeihen Sie mir gern, wenn ich Ihnen die Ursache meiner Nachlässigkeit sage. Es ist eine Ausrede, die selbst im Evangelium gilt. Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht — schreiben.

Genommen! nein, genommen habe ich es noch nicht, aber gefragt und das nehmen wird nicht sehr lange anstehen. Rüsten Sie Sich immer mit Ihrem Glückwunsch darauf,

Historischer  
CALENDER

für  
Damen

für das Jahr 1792.

von  
Friedrich Schiller

Leipzig  
bey G. J. Göschen.





liebster Freund, und setzen Sie mir als junger Ehemann Verhaltungsmaßregeln auf. Wenn wir uns wiedersehen, so finden Sie mich schon als Ehemann.

Hätten Sie mich voriges Jahr mit Kunzen in Rudolstadt besucht, so brauchte ich Ihnen jetzt meine Frau nicht zu beschreiben. Vielleicht errathen Sie sie schon. Es ist Fr. Lengefeld, von der ich Ihnen wohl schon gesagt oder geschrieben habe: Der Magnet der mich schon zwey Sommer nach Rudolstadt gezogen hat.

Mein guter Herzog machte mir zugleich ein Präsent zur Hochzeit mit einer kleinen Pension, und die andern Umstände sind so, daß ich es mit einer eigenen Wirtschaft versuchen kann. Vielleicht kann ich Ihnen schon am Anfang des nächsten Monats von meiner Hochzeit schreiben, wo nicht, so ist es ganz gewiß auf Ostern. An unsern Calender werde ich desto vergnügter arbeiten, lieber Freund, und er wird desto besser für die Damen ausfallen, wenn ich eine im Hause habe, die ich darüber consultiren kann. Sie dürfen darauf zählen, daß von meiner Seite kein Aufenthalt seyn wird. Mit Anfang Augusts ist mein Mscrpt. in Ihren Händen.“\*)

Die Hochzeit fand am 21. Februar 1790 statt, und zwar in aller Stille in einem Dörfchen bei Jena, um den freundlichen Kundgebungen von Professoren und Studenten zu entgehen.

Schillers Freunde nahmen den größten Anteil an diesem neuen, wichtigen Schritt und machten sich viele fürsorgliche Gedanken über den Einfluß, den derselbe auf sein Leben und seine Arbeit haben werde. Zwei Tage nach der Hochzeit schrieb Wieland an Götschen:

„Schiller ist nun seit ein paar Tagen (wie Sie vermuthlich wissen) mit einer sehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet und gebe der Himmel, daß dieser neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Überspannung zu heilen,

\*) Schillers Briefe, III, 5 f.

die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufes und der seltsame faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist. Sobald er nur erst eine feste Richtung hat, und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit seyn, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne.“\*)

Göschen's Antwort verdient besondere Beachtung:

„Schiller hat mir noch neulich versprochen, ich könne gewiß auf ihn rechnen. . . Ich rechne viel auf mein gutes Glück bei Schillern und auf seine Freundschaft. Er hat mich bisher noch nie sitzen lassen. Kann Schiller es nur über sich erhalten einen Plan über seine Zeit zu machen, so zweifele ich nicht an seinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie der jungen Gatten ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann. Mir dünkt in Absicht dieses Glückes liegen die Würfel auf den Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenige Menschen so geliebt als diesen.“\*\*)

Göschen war großmütig, wenn er sagte, daß Schiller ihn niemals im Stich gelassen habe. Wir brauchen nur der vielen Fälle zu gedenken, wo der Dichter den Verleger um seine „Verzeihung“ anging.

Was die „treffliche Frau von Kalb“ anbetrifft, so war sie gerade damals in keiner Stimmung, der jungen Braut guten Rat zu erteilen. Stürmische Auftritte waren zwischen ihr und Schiller kurz vor der Hochzeit vorgefallen, und dieser hatte sehr zornig über sie an Lotte geschrieben.

\*) Gruber, Wielands Leben, IV, 224.

\*\*\*) Am 6. März 1790.



Nicht lange darauf stellte sich der Dichter meinem Großvater als Ehemann vor:

„Seit dem 22ten Febr. bin ich ein Ehemann, und freue mich aller Schönheiten des häuslichen Lebens. Mein ganzes äußeres und inneres Daseyn hat bey dieser Veränderung gewonnen und von jetzt kann ich eigentlich erst mein Leben datiren. Kommen Sie ja recht bald hieher, lieber Götschen; und gönnen Sie mir die Freude, Sie in meinen häuslichen Kreis aufzunehmen und Sie zum Zeugen meines Glücks zu machen. Kommen Sie mit Ihrer Jette und lassen Sie zwischen Ihnen beiden und meiner Lotte ein freundschaftliches Band anknüpfen . . .“\*)

Bald nach der Hochzeit vertiefte sich Schiller in seine Arbeit für den Kalender. Im Mai schrieb er im Tone strahlenden Glückes und hoffnungsfreudiger Tätigkeit an Körner:

„Die Ferien sind vorbei und ich bin wieder im Geschirr; doch mehr in Götschens als der Akademie und ich lasse mir Geschäfte die schönen Maitage nicht verderben.

Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer.“\*\*)

Götschen muß um diese Zeit besonders erfreut darüber gewesen sein, daß der berühmte Autor mehr für ihn als für die „Akademie“ arbeitete. Er machte sich große Hoffnungen und rechnete auf sein „Glück bei Schiller“, ein Vertrauen, welches durch den wachsenden Enthusiasmus, womit das Publikum jede neue Gabe des Dichters begrüßte, gerechtfertigt wurde. Aber diese Hoffnungen wurden durch Schillers Gesundheitszustand ernstlich bedroht. Im August 1790 begannen sich bei Schiller, sei es nun infolge von Überarbeitung oder aus andern Gründen, die ersten Symptome jener langen Krankheit zu zeigen, die mehr als einmal sein Leben zu verkürzen drohte. Seine Frau schrieb in seiner Vertretung an

\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 64.

\*\*\*) Ebendas. III, 78 f.

Götschen, um den Aufschub in der Zusendung des Manuscripts zum „Dreißigjährigen Krieg“ zu erklären.

„Mein Mann trägt mir auf Ihnen (!) zu beruhigen wegen dem Ausbleiben der Manuscripte diese Woche, eine Unpäßlichkeit, die noch dauert, verhinderte ihn am Arbeiten; er läßt Ihnen aber Sagen daß künftige Woche alles versäumte eingeholt werden soll, weil er nicht lesen will, um diese Arbeit ungestört vollenden zu können. Wollen Sie mich der Frau Gemahlin unbekannterweise empfehlen, so werden Sie mich sehr verbinden. Mein Mann empfiehlt sich Ihnen aufs beste und Sie erlauben mir, Ihnen meine Ergebenheit versichern zu dürfen.

Lotte Schiller, née von Lengefeld.“\*)

Der Dichter selbst schrieb um dieselbe Zeit: „. . . Tausend gute Wünsche zur bevorstehenden Messe. Ich würde Gebete für Sie und Ihre Unternehmung zum Himmel schicken, wenn ich mit dem Himmel auf diesem Fuß stünde . . .“\*\*) und in einem spätern Brief bittet er den Verleger, wegen der Fortsetzung des „Dreißigjährigen Krieges“ sich keine Sorge zu machen. In Zukunft würde er weniger zerstreut sein als in diesem seinem Hochzeitsjahr. In der That aber war gerade in diesem Jahre Schiller ungewöhnlich pünktlich gewesen, und die fortwährenden Klagen über Geldmangel fehlen. Sie sollten sich aber bald wieder einstellen.

Endlich waren die Vorbereitungen zum Kalender vollendet, und Schiller war über die Ausstattung hoch erfreut. Seine ungewöhnliche Befriedigung mit allem und seine herzliche Dankbarkeit für das von Götschen gezahlte Honorar finden einen betreffenden Ausdruck in einem Briefe vom 27. Oktober 1790.

„Schönen freundlichen Dank für die überschiedten Kalender, die gar brillant ausgefallen sind. Mein Exemplar haben

\*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 67.

\*\*) Briefe Schillers (Jonas) III, 98.

Sie mir in einem so schönen geschmackvollen Gewand geschickt, daß ich mir ordentlich selbst darin gefalle. Ich werde auch dieß Exemplar nicht aus der Hand geben und es immer als ein Andenken meines Freundes werth halten. Ich kann Ihnen nicht sagen, Lieber, wie voll ungeduldiger Erwartung ich bin, von dem Succes unsers Calenders zu hören; erwartungsvoller, als über den Ausschlag einer Bataille. Sie haben einen großen gewagten Wurf gethan und Ihr Muth ist es allein schon werth, daß Sie tausende gewinnen. Und erst wenn Sie einige 1000 Thlr. gewonnen haben, denken Sie an mich. Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt und die Wünsche auch des ungenügsamsten Autors übertroffen. In einigen Wochen, liebster Freund, ist die Messe ganz vorüber und dann zähle ich darauf, Sie bey mir zu sehen. Auch meine Frau wünscht sehr, Sie länger zu genießen. Sie logieren bey uns und dann plaudern wir, bis der Morgen graut; Ich habe Ihnen so manche Ideen mitzutheilen, die Sie nicht abweisen werden. Adieu, liebster Freund. Viele Grüße von uns beiden an Ihre liebe Frau.

Ewig der Ihrige

Schiller.“<sup>23)</sup>

Die Kühnheit der Götschenschen Unternehmung bestand in der Größe der Auflage. Schiller schrieb an seinen Vater, daß der Druck, die Kupfer, die Einbände und das Honorar Götschen 4500 Taler kosten würden, daß dieser aber auf einen Absatz von 7000 Exemplaren und mehr rechnete. Auch an Körner schrieb er im Tone ängstlicher Besorgnis um den Verleger:

„. . . Der Himmel gebe nun, daß Götschen Ursache habe, zufrieden zu seyn, da er gegen 6000 Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben. Mir ist es nur lieb, daß er mich einstweilen in seinem eignen und fremden Namen

\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 112.

versichert, daß meine Arbeit seine Hoffnungen befriedigt habe . . ."\*)

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie herzlich Schiller seinem freigebigen Zahlmeister entgegenkam, dessen unternehmende und fähige Geschäftsleitung soviel zu dem Erfolge beigetragen hatte, und mit welcher freundschaftlicher Sorge er auf die Nachricht wartete, daß der Verleger seinen Vorteil nicht eingebüßt habe. Etwas später, am 5. November 1790, schrieb er an diesen:

„Auf kommenden Mittwoch, liebster Freund, fällt mein Geburtstag, den Sie mit mir in meinen Zimmern zu feiern versprochen. Ich lege Ihnen Ihr Versprechung ans Herz, meine Frau vereinigt ihre Bitte mit der meinigen, kommen Sie wenn es irgend Ihre Geschäfte erlauben. Champagner soll fließen und mitunter soll auch ein geschmeides Wort gesprochen werden. Sie logieren bei mir, brauchen sich, wenn Sie es nicht gern wollen, mit keinen weiteren Besuch zu behelligen, und Hufeland kann ich bitten, wenn Sie die Litteraturzeitung sprechen wollten. Noch einmal, suchen Sies möglich zu machen. Der Herzog von Weimar schreibt mir auf meinen Kalender sehr viel verbindliches. Er hat an den Herzog von Braunschweig ein Exemplar geschickt. Man spricht mir davon vor, daß ich die Geschichte des 30jährigen Krieges ausführlicher behandeln und das Weimarische Archiv dabei nützen solle . . . Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit dem bisherigen Debit zufrieden sind. Reißen Sie mich aus meiner Ungeduld, wie es Ihnen geht, schreiben Sie, kommen Sie, adieu. Ihre Frau grüßen Sie recht schön von uns beiden.

Ewig der Ihrige

Schiller.“ \*\*)

Des Herzogs Brief sprach von dem Kalender als von einem „schönen und bemerkenswerten Werk“, und Schiller

\*) Briefe Schillers (Jonas) III, 109.

\*\*) Schillers Briefe (Jonas) II, 115 f.

würdigte das Kompliment des Fürsten in hohem Grade, denn er erwähnt es auch in einem Schreiben an Körner fast mit denselben Worten und fügt hinzu:

„Ich höre schon viel Schönes darüber. Kaum weiß ich, wie ich so wohlfeil zu dieser Ehre komme. Der Kalender, denke ich, soll Götschen doch nicht liegen bleiben. Man sagt mir von allen Orten her, daß die andern historischen Kalender im Äußerlichen gar sehr zurück seien, und im Innerlichen, hoffe ich, ist keine Concurrenz. Göthe gefielen die Kupfer dazu sehr . . .“\*)

Was die Größe des Absatzes betrifft, so hatte sich der Dichter nicht getäuscht. Wie er seinem Vater mitteilte, wurden 7000 Exemplare des Kalenders verkauft, eine größere Anzahl als irgend ein andres literarisches Produkt seit vielen Jahren erreicht habe. Und nicht nur in Deutschland war der Erfolg ein großer gewesen. Schiller konnte sich rühmen, daß er auch in fremden Ländern seinem Gönner, dem Herzog, keine Schande gemacht habe.

Der große Eindruck, den er mit seinem „Dreißigjährigen Kriege“ gemacht, ermutigte ihn zu einem Plane, der bereits seit geraumer Zeit seine Gedanken in Anspruch genommen hatte, nämlich einen deutschen „Plutarch“ zu schreiben. Schon hatte die finanzielle Seite des Projektes in seiner Berechnung eine ganz bestimmte Form angenommen. Das für den „Dreißigjährigen Krieg“ bezahlte Honorar rechtfertigte hohe Erwartungen, und er drückte sich in einem Brief an Körner etwas von oben herab darüber aus, indem er schrieb:

„Götschen hat alle mögliche Hoffnung auf einen ungewöhnlichen Abgang zu rechnen, weil das Werk für beide, den Gelehrten und die Lesewelt, für die Frauenzimmer und die Jugend wichtig wird. Ich fordere von ihm drei Louisd'or, daß ich etwa 700 rthlr. davon ziehe. Wenn er zwey tausend verkauft, so bleibt ihm immer ein Profit von acht-

\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 114.

hundert Thalern. Um einen wohlfeileren Preis arbeite ich es nicht aus oder nehme einen andern Buchhändler . . .“\*)

Die letzten Worte erscheinen ein wenig undankbar, wenn man sie mit den mehr als anerkennenden, enthusiastischen Ausdrücken vergleicht, die ihm die Behandlung seitens meines Großvaters erst vor wenigen Wochen entlockt hatte. Augenscheinlich hatte der allgemeine Beifall, mit dem man ihn überschüttete, ein Gefühl triumphierender Autorschaft in ihm wachgerufen, das den gesamten literarischen Markt zu beherrschen wähnte; ein Gefühl, verschieden von demjenigen, das ihm seinen warmen Brief der Dankbarkeit und der Kameradschaft diktiert hatte, worin er Götschen einlud, bei ihm zu wohnen, seinen Champagner zu trinken und mit ihm zu plaudern bis der Morgen graute. In seiner Antwort auf Schillers Brief drückte Körner seine Überzeugung aus, daß nur die Furcht vor dem Nachdruck ein Zaudern von Seiten Götschens erklären könne, sowie daß es dem Dichter leicht gelingen werde, eine Verständigung mit ihm zu erzielen; schlimmstenfalls könne ebenso leicht ein anderer Verleger gefunden werden.

Leider wurde die Frist hoffnungsfreudiger Tätigkeit, die der Dichter um diese Zeit erträumt hatte, fast unmittelbar danach unterbrochen. Gerade in dem Augenblick, als das Morgenrot des Glückes seinen Horizont mit so rosigen Farben malte, und als sein früheres Selbstvertrauen durch die immer wachsende Liebe und Bewunderung und Gunst des Publikums gerechtfertigt zu sein schien, wurde Schiller wiederum von einer Krankheit erfaßt, die ihre Spuren für den Rest seines allzukurzen Lebens bei ihm zurückließ.

Der folgende Brief an Götschen wurde am 12. Januar 1791 nach dem ersten Anfall geschrieben.

„Eine Reise, die ich während der Weihnachtsferien nach Erfurt gemacht habe und ein Catarrhfieber, das mich dort

\*) Ebendas. III, 118.

befiel und einige Tage bettlägerig gemacht hat, ist Schuld, liebster Freund, daß Sie meinen und meiner Lotte Dank für Ihr schönes Geschenk erst so spät erhalten. Eine unbeschreibliche Freude haben Sie meiner Frau und mir damit gemacht; meine Lotte ist voll Ungeduld, es Ihnen mündlich zu sagen. Der Termin ist jetzt um, liebster Freund, und Sie können alle Tage kommen. Mich verlangt sehnlich, Sie zu sehen. Vielleicht geht's bei diesem gelinden Wetter an, daß ihre Jette mitkommt. Eine Zerstreung sind Sie sich schuldig. Schieben Sie es nicht länger hinaus. Ich schreibe nichts von Geschäften, weil ich darauf zähle, Ihnen mit nächstem Alles mündlich sagen zu können. .“\*)

Kaum war die Tinte dieses heitern und freundlichen Briefes trocken, so wurde Schiller durch einen erneuten und ernstern Krankheitsanfall niedergeworfen. Mehr als vierzehn Tage war er gefährlich krank und schwebte eine Zeitlang zwischen Leben und Sterben. Auch die Geldsorgen stellten sich wieder ein und müssen das trübe Dunkel der langen, schmerzvollen Stunden, während welcher er mit seiner Krankheit rang, noch vertieft haben. Sobald er wieder eine Feder halten konnte, war er gezwungen, um Geld zu bitten.

„Sie waren vorige Ostern so gütig, liebster Freund“, schrieb er am 28. Januar 1791, „mir auf den historischen Kalender Vorschuß zu thun. Werden Sie dieses Jahr die nehmliche Gefälligkeit für mich haben? Im Vertrauen auf Ihre Güte habe ich einen Wechsel von 60 Stück Louisd'or auf Sie gezogen, den man Ihnen dieser Tage präsentiren wird. . . Sehen Sie so gütig, ihn zu acceptiren und nehmen mir meine Freyheit nicht übel. .“

Für heute sonst nichts, liebster Freund. Das sind nach 17 Tagen die ersten Zeilen von meiner Hand, denn erst langsam fange ich an, mich von einer hitzigen Brustkrankheit

\*) Schillers Briefe, III, 129 f.

zu erholen, die mich dem Tode nahe geführt hat. Am nächsten Posttag hoffe ich Ihnen das weitere schreiben zu können. Leben Sie recht wohl.

Ewig Ihr

Schiller."\*)

Schon während der Anfälle der schrecklichen Brustkrankheit, die schließlich seinem Leben ein Ende machte, bewies Schiller außerordentliche Energie und Geistesstärke im Kampfe wider das Mißgeschick, das ihn heimsuchte. Bei aller seiner außerordentlichen Empfindlichkeit, bei allem seinem Idealismus und seiner Romantik war doch seine Seele die eines Helden, und seine glänzenden Geisteskräfte wurden durch die Feuerprobe fortdauernden körperlichen Leidens nur geläutert.

Eine gewisse Abneigung gegen schriftliche Arbeiten ist indessen noch eine Zeitlang zu spüren. Die Arbeit für den Kalender nahm seine Gedanken, wie wir sahen, vor allem in Anspruch; ferner besprach er in seinen Briefen an Göthe eine Revision des „Carlos“ zum Zweck einer neuen Auflage, so wie geplante Zusätze zum „Geisterseher“. Aber mit wenigen Ausnahmen waren dies, abgesehen von den Körnerschen und einigen wenigen Familienbriefen, die einzigen Briefe, die er viele Monate hindurch schrieb.

Im Mai warf ihn ein dritter fürchterlicher Krankheitsanfall nieder, dessen medizinische Einzelheiten er meinem Großvater auf das genaueste beschrieb. Er hatte geglaubt, seine letzte Stunde sei gekommen; aber zur Zeit als er schrieb, konnte er die Hoffnung aussprechen, seine Gesundheit würde allmählich wiederhergestellt werden. „Für unsern Kalender“, meinte er, „sind solche Zufälle freilich nicht günstig“. Gegen Ende des Briefes kommt er auf die finanzielle Frage zurück, und zwar in Worten, die den Verleger wie den liebenden Freund erfreut haben müssen:

\*) Ebendas. III, 130 f.



„Aus der Rechnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitschickten, habe ich neuerdings ersehen, liebster Freund, wie große Verbindlichkeit ich Ihnen schuldig bin, und wie sehr Ihre Güte mir zur Pflicht macht, was mich mein eigenes Herz ohne jeden andern Antrieb lehren würde. Rechnen Sie also darauf, theuerster Freund, daß ich Alles thun werde, was in meinem Vermögen steht, mein Glück mit Ihrem Besten immer zu vereinigen, und mir beides als unzertrennlich zu denken. .“\*)

Aufrichtigkeit und Freundschaft ließ sich in diesen köstlichen Worten vernehmen, und gewiß bewahrte sie Götschen mit freudiger Genugthuung in seiner Erinnerung.

Unterdessen war Körner, der Getreue, ängstlich besorgt um Schillers Wohl und versuchte drohende finanzielle Schwierigkeiten abzuwenden. Er fragte bei Götschen an, auf eine wie große Barsumme Schiller bei ihm rechnen könne, und die Antwort fiel so beruhigend aus, daß er dem Dichter schreiben konnte:

„Götschen hat mich über Deine ökonomischen Verhältnisse sehr beruhigt. Er gesteht, daß er durch Deine Arbeiten das meiste Glück gemacht hat, und es ist sein völliger Ernst, daß Du jährlich über 1000 Thaler bei ihm disponiren kannst. Auf meine Verantwortung kannst Du ohne Bedenken von diesem Anerbieten Gebrauch machen, auch wenn Du in diesem Jahre nicht zwei volle Bändchen liefern könntest. Du bringst ihm das reichlich wieder ein. Dein Kalender hat besonders gewaltiges Glück gemacht und nach Carlos und der Thalia vermehrt sich die Nachfrage.“\*\*)

Wenn aber der Verleger den Dichter mit Geldmitteln unterstützen sollte, so wurde die Lieferung weiteren Manuscriptes zum „Dreißigjährigen Kriege“ immer dringender, denn der Kalender mußte notwendigerweise zur Michaelismesse fertig

\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 145.

\*\*\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 413.

sein. Als nun nichtsdestoweniger Monate vergingen, ohne daß neues Material eintraf, wurde Göschen besorgt. Indessen war auch Schiller begierig, seinem Freunde keine Verlegenheiten zu bereiten, und er bediente sich der Feder seiner Frau, um ihn zu beruhigen. Wie es scheint, hatte Wieland an den Dichter geschrieben und die Hoffnung ausgesprochen, daß sich Mittel und Wege finden würden, ihm die Arbeit am Kalender dadurch abzunehmen, daß man sich anderer Mitarbeiter versicherte. Frau Schiller schrieb:

„Schiller wünscht, daß ich Ihnen, werther Freund, diesen Brief mittheilen soll. Schon mehrere seiner Freunde äußerten den Wunsch, den auch Wieland hat. Und nun, da es sich mit seiner Krankheit nicht so schnell ändern will, als er hofft und als wir alle es so herzlich wünschen; da sie so hartnäckig zu seyn scheint, und wenn er zuweilen ganz frey davon ist, die Zufälle so schnell wiederkommen, so glaubt er nicht, daß es wahrscheinlich ist, daß er so viel von der Geschichte des 30jährigen Krieges wird vollenden können, als er sich vorgenommen hatte. Er wollte Ihnen daher nur diesen Vorschlag thun und Ihnen diese Idee Wielands mittheilen. Er glaubt gewiß, daß Wieland sich gern dazu verstehen würde, einen Aufsatz dazu zu geben und auch eine Vorrede zu machen, die das Publicum zufrieden stellen sollte . . . Sie wären (so) auf alle Fälle gesichert. Er bittet Sie mit der ersten Post wieder um Antwort, weil er alsdann Wieland darum ersuchen will, der es gewiß thut . . . Theurer Freund, ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie weh es mir ums Herz ist, wenn ich meinen geliebten Schiller so leiden sehe . . . Sie wissen ja, was es ist, Menschen, die man liebt, leiden zu sehen. Nun leben Sie wohl, werther Freund, und empfangen Sie von Schiller die besten herzlichsten Grüße.

Charlotte Schiller.“\*)

\*) „Grenzboten“ 1870, II, 377 f.

Wieland war über den Vorschlag einigermaßen betroffen. Er stimmte ganz damit überein, daß Schiller geschont werden müsse, aber selbst zu helfen, konnte er nicht versprechen. In dem Sinne schrieb er am 20. Juni an Göschen:

„Es ist zur Erhaltung unseres Schillers schlechterdings nothwendig, daß er wenigstens ein halb Jahr von aller Arbeit und Anstrengung des Geistes sich enthalte. In dieser Überzeugung hatte ich mir vorgesezt, Ihnen mit ehestem über diese Sache zu schreiben und Ihnen vorzuschlagen, daß Sie den Kalender pro 1792 von irgend einem oder mehreren Beauv=Esprits von Ihrer Bekanntschaft, es sey womit es wolle, ausfüllen lassen, und dem Publicum, welchem gewiß an Schillers Leben unendlich mehr gelegen ist, als an der baldern oder spätern Vollendung des 30jährigen Krieges, die wahre Ursache, warum Schiller diesmal nicht Wort halten konnte, sagen möchten. Aber daß Madame Schiller oder Sie darauf fallen würden, daß ich der Heilige seyn könnte, der Ihnen aus dieser Noth helfen sollte, das fiel mir nicht ein. Bedürfte es indessen nichts dazu als des guten Willens, so sollten Sie demungeachtet keine Sehbitte thun. Aber, mein lieber Freund, was Sie von mir verlangen, ist mir aus mehreren wichtigen Ursachen ganz unmöglich. Ich kann mich jetzt nicht darüber expliziren; genug, ich würde Ihnen versprechen, was ich nicht halten könnte, wenn ich Ihren Auftrag übernehmen wollte . . .“\*)

Göschen konnte Wielands Darlegung nicht bestreiten. Doch erwies sich der letztere nicht ganz unerbittlich. Er hoffte, der Verleger würde Mittel und Wege finden, die durch den bedenklichen Gesundheitszustand Schillers, — „unsres geliebten Schillers, den niemand ersetzen kann“, — notwendigerweise im Kalender entstandene Lücke in passenderer Weise auszufüllen, als er, Wieland, es, wenn es sein müßte, zu tun imstande sei. „Denn ehe ich zugäbe, daß Sie einen so schweren

\*) Gruber, Leben Wielands, !V, 225 f.

Verlust erlitten, würde ich das Mögliche und Unmögliche versuchen mit Aufopferung meiner schriftstellerischen Reputazion.“ Dies war ein großmütiges Anerbieten seitens eines so sensiblen Mannes wie Wieland, dessen Widerstreben, für den Kalender zu schreiben, augenscheinlich nicht nur in der Arbeitslast, sondern in der Furcht seinen Grund hatte, eine unerwünschte Veranlassung zu Vergleichen zu geben zwischen ihm und Schiller auf historischem Gebiete.

Glücklicherweise gelang es Schiller und Götschen, in ihren alten Kameraden Körner und Huber einen Ersatz zu finden. Beide steuerten Aufsätze bei. Außerdem hoffte Schiller selbst, der nach und nach die Wiederkehr seiner Kräfte spürte, wenigstens einen Teil seiner Arbeit vollenden zu können. Am 30. Juni 1791 schrieb seine Frau aus Rudolstadt an Götschen:

„Ich soll Ihnen, theurer Freund den Empfang Ihres heutigen Briefes mit vielen herzlichen Grüßen von Schiller melden. Er bittet Sie noch bis nächsten Posttag oder noch einen zu gedulden, ehe Sie etwas wegen dem Kalender entscheiden. Ich habe Montag an Wieland schreiben müssen und ihn in Schillers Namen gebeten, einen Aufsatz zu geben. Da will also Schiller gern Wielands Antwort erst abwarten, und Sie sollen alsdann sogleich Nachricht haben. Vielleicht hat sich Wieland eines andern besonnen. Ich soll Sie recht sehr bitten, Sich nicht in Unterhandlungen wegen der Aufsätze einzulassen, zum wenigsten nichts fest zu bestimmen, bis Schillers nächster Brief ankommt. Übrigens sollten Sie ja ruhig sein, lieber Freund, es würde gewiß so gehen, daß Sie keinen Schaden haben sollten. Vorige Woche war Hofrath Starke (Schillers Arzt) hier, der giebt uns angenehme Ausichten für die Zukunft und hat Schiller vorgeschlagen, ins Karlsbad zu gehen . . . In 12—14 Tagen hoffen wir nach Karlsbad zu kommen und freuen uns herzlich Sie da zu finden. Hoffentlich ist die liebe Frau Gemahlin auch mit Ihnen und es wird mir die Freude ihre Bekanntschaft zu

machen. Tausend herzliche Grüße von Schiller und von mir die Versicherung meiner wahren Achtung und Ergebenheit.

Charlotte Schiller, geb. v. L.“\*)

Der Dichter selbst schrieb ein paar Tage später und muß den Verleger durch die Aussicht wenigstens auf ein gewisses Quantum eigener Arbeit höchlichst befriedigt haben.

„Ich habe nunmehr reiflich bey mir überlegt“, heißt es in dem Briefe, „wie es mit dem Kalender für dieses Jahr anzufangen seyn möchte, meine Gesundheit ist noch immer so ungewiß, daß ich für zwey ganze Monate mir nichts bestimmtes von Arbeit vorschreiben und versprechen kann. Gegenwärtig bin ich nicht einmal so weit, ein Buch oder nur einen Brief zu lesen, vielweniger zu schreiben. Vielleicht stellt mich das Karlsbad, wohin ich in sechs Tagen reise früher wieder her, als ich jetzt hoffen kann; aber auch dann machen es mir meine Ärzte zur Pflicht, mich noch eine Zeitlang der Arbeit völlig zu enthalten. Aber von September an bis in die Mitte des November werde ich Ihnen unfehlbar zehn oder zwölf Bogen von der Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges liefern können . . .“\*\*)

Die hier ausgesprochene Absicht, nach Karlsbad zu reisen, fand den Verleger in ähnlicher Lage. Auch er wollte sich dort einer Kur unterziehen. Jette und Marianne, seine Schwägerin, begleiteten ihn. In Karlsbad sahen die Freunde natürlich viel voneinander, und die Freude meines Großvaters, der mit so inniger und liebevoller Bewunderung zu dem Dichter aufblickte, über dies Zusammensein kann man sich wohl denken. Er eilte, Wieland Nachricht zukommen zu lassen:

„Schiller ist seit vier Tagen hier“, schrieb er ihm, „und trinkt seit zwei Tagen das hiesige Wasser. Sein Arzt, welcher

\*) „Grenzboten“ 1870, II, 378 f.

\*\*\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 151.

auch der meinige ist, hat große Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatiguirt und er ist heute sehr wohl.

Gestern hat er den Plan zum Calender so bestimmt, daß er geschont wird auf acht Wochen, daß wir keiner fremden Hülfe gebrauchen. Nur um eins bitten wir beyde Sie; um eine Vorrede, worin Sie der Welt sagen, daß eine gefährliche Krankheit Schillern abgehalten habe, mehr als einige Bogen zu geben. Wollen Sie über den Nutzen der Geschichte und über den Character eines guten Schriftstellers etwas hinzufügen, so daß es ein oder zwey Bogen wird, so würden Sie uns unendlich verbinden.“\*)

Wieland war natürlich über die frohe Aussicht auf Schillers Genesung hoch erfreut. Er antwortete:

„Die Vorrede zum historischen Kalender, welche Sie von der meinigen erwarten, ist das Wenigste, was ich thun kann, Ihnen und unserm Schiller die Aufrichtigkeit meines Verlangens Ihnen zu etwas gut zu seyn, zu beweisen.“\*\*)

Diesen Brief erhielt Göschen im Beisein Schillers. Er antwortete:

„Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude sehen sollen, welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Feuer, welches so lange erloschen war, glänzte aus seinen Augen . . .

Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen — alle Ärzte behaupten es und die Erfahrung hat es bestätigt — daß ein Schwindstüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, daß Schiller 18 Becher täglich ohne den mindesten übeln Erfolg seit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das ist aber nicht alles. Er kam so schwach hieher, daß er eine kleine Anhöhe nicht

\*) Gruber, Wielands Leben, IV, 228.

\*\*) „Akad. Blätter“, I, 70 f.

ersteigen konnte. Gestern habe ich ihn schon über einen sehr beschwehrlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich schnell gelaufen, ohne daß er darauf Acht gab.“\*)

Nachdem die ganze Gesellschaft Karlsbad verlassen, schrieb Schiller selbst sehr freundlich an Götschen:

„Herzlichen Dank, liebster Freund, für die Nachricht, die Sie uns von Ihrer glücklichen Ankunft geben. Möchten nun die vielen Opfer, die Sie Ihrer Gesundheit gebracht haben, von erwünschter Wirkung seyn. Ich trage Ihr Wohlbefinden auf dem Herzen wie meines Bruders, und ich weiß, daß auch das meinige Ihnen nahe geht. Mit meiner Gesundheit bin ich im Ganzen wohl zufrieden. Die Beklemmungen, ob sie gleich keinen Tag ganz ausbleiben, sind minder heftig und halten weniger lang an. Der Unterleib hält sich auch gut und der Geist ist heiter. Aber mit der Arbeit will es jetzt noch nicht recht fort, denn kein Gedanke will mir festhalten. Allgemach suche ich mich indessen wieder mit der Materie zum dreißigjährigen Kriege vertraut zu machen und hoffe, daß Sie nicht über zehn Tage auf die ersten Blätter warten sollen . . .“

Es war natürlich, daß auch diesmal die Bitte um Geld nicht fehlte. Daher die Fortsetzung:

„Schreiben Sie mir, lieber Freund, ob es Ihnen möglich ist, mir nach Michaelis 500 Thaler zu schicken oder zu assigniren. Soviel habe ich nach gehaltner Berechnung nöthig, mich leidlich zu arrangiren. Ich weiß wohl, daß mir von dem diesjährigen Calendarhonorar kaum die Hälfte gebührt, und daß ich durch diese vielen Vorschüsse sehr tief bei Ihnen in die Kreide komme, aber Sie erlaubten mir, mich ohne Umstände an Sie zu wenden und Sie werden mirs ebenso aufrichtig sagen, wenn diese Summe Ihnen zu groß ist. Vielleicht helfen mir der neue Carlos, der Geisterseher und die neuen Thalias, doch vor Ostern mit Ihnen quitt zu werden . . .“\*\*)

\*) „Akad. Blätter“, I, 71.

\*\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 153 f.

Unterdessen wurde ihm trotz der erfreulichen besseren Gesundheitsberichte die Arbeit immer noch schwer.

„Ich habe Sie lange warten lassen“, schrieb er in etwas besorgtem Ton an seinen Verleger, „aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, liebster Freund, wie schwer mir eine zusammenhängende Arbeit geworden ist. Gegen diese 10 oder 12 Blatt und die 10, die ich Ihnen noch liefere, ist der vorige Kalender ein Kinderspiel gewesen . . . Schreiben Sie mir doch, wie's mit Wieland, Körnern und Huber ist und ob diese die Setzer in Arbeit gesetzt haben . . .“\*)

Das hatten die Freunde auch wirklich getan, und sie schickten nach kurzer Zeit ihre Beiträge. Schiller war zwar nicht imstande gewesen, die Erzählung zu beendigen, aber er hatte genug geschrieben, um ungefähr sieben Bogen zu füllen. Wie er meinem Großvater vorgeschlagen, brach er bei einem interessanten Momente ab: er hatte Gustav Adolf bis an den Lechstrom begleitet. Wieland sandte ebenfalls seinen Beitrag. Aber Götschen selbst mußte mit einem kleinen Aufsatz den Rest des Heftes ausfüllen. Da die hergestellten Kupfer einer Zeit angehörten, die Schiller in seiner Darstellung noch nicht erreicht hatte, las der Verleger „bei der Nacht ganze Folios durch“ und verfaßte eine zusammenhängende Geschichte zur Erklärung der Bilder.

Auf diese Weise wurde der Kalender für das Jahr 1792, die Ursache so langer Sorgen, endlich fertig gestellt. Damit hatte Schiller nun allerdings meines Großvaters Befürchtungen beschwichtigt, aber seine übrigen Rückstände vermochte er nicht zu bewältigen. Götschen war glücklich genug gewesen, in erster Linie bedacht worden zu sein; dagegen hatte Crusius sich über die Vernachlässigung der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ beklagt. Er preßte seinem Autor folgendes Entschuldigungsschreiben aus:

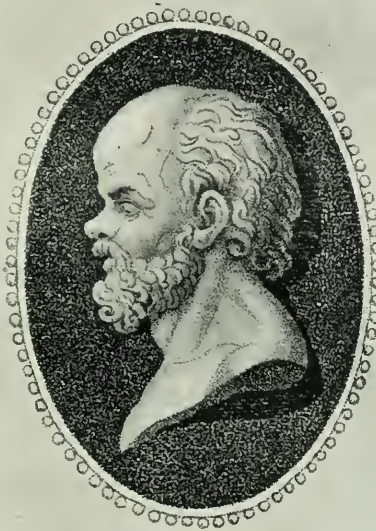
„Endlich nach langer Zeit kann ich wieder die Feder zur Hand nehmen und auf Erfüllung meiner Zusagen denken.

\*) Ebendas. III, 156. D. 22ten Sept. 1791.



THALIA.

---



1792.

---

III<sup>e</sup> HEFT .





UMSCHLAG DER *THALIA*.



Wie schwer ich seit neun Monaten krank gewesen, wissen Sie ohne Zweifel schon längst, und auch, daß ich mehr als einmal dem Tode nahe war. Dies machte einen Stillstand in allen meinen Geschäften, auch für den 30jährigen Krieg, der in dem histor. Kalender 1792 enthalten sein wird, konnte ich nur die wenigen Bogen geben, welche größtentheils schon vor meiner Krankheit ausgearbeitet waren. Sie thaten mir Unrecht, mein werthester Freund, wenn Sie glaubten, daß ich Sie einem andern nachgesetzt, und durch Übernehmung des histor. Kalenders die Niederl. Geschichte zurückgesetzt habe. Ein anderes ist eine Arbeit für Damen und die Modewelt, ein anderes ein Werk für die Nachwelt. Das letztere wird langsam reif, wenn das erstere leicht aus der Feder fließt.“

In seinem Wunsche, Crusius zu beruhigen, ward Schiller hier entschieden ungerecht gegen die Vorzüge des 30jährigen Krieges. Er fügt aber ganz offen noch einen andern, auf das von meinem Großvater zu erhaltende Honorar bezüglichen Grund hinzu, indem er fortfährt:

„Weil ich jetzt noch nicht in den Umständen bin, um den Ertrag meiner Schriften gar nicht in Rechnung bringen zu dürfen, so werden Sie es nach Ihrer Billigkeit gewiß auch nicht zum Vorwurf machen, daß ich diese Zeit über Arbeiten übernahm, die mir gerade viermal theurer bezahlt wurden, und auch bezahlt werden konnten, als mir die Niederl. Geschichte bezahlt wird, ohne mich mehr, ja auch nur so viel Zeit und Mühe zu kosten als diese . . .“\*)

An Götschen schrieb Schiller kurz darauf in heiterer Stimmung. Er hatte nicht nur den Kalender im Sinn; auch die vernachlässigte, unregelmäßige „Thalia“ beschäftigte seine Gedanken aufs neue. Eine neue Serie, die „Neue Thalia“ genannt, sollte mit dem Januar 1792 beginnen.

„Bald, liebster Freund, werden die Messgeschäfte zu Ende sein, so daß man ein ruhiges Gespräch mit Ihnen haben kann.

\*) Schillers Briefe, III, 160 f.

Mit dem ersten Stück der Neuen Thalia sollen wir, wie ich gewiß hoffe, vor allen andern Journalisten Ehre einlegen. Es erscheint darin das ganze zweite Buch der Aeneide, Die Zerstörung von Troja, ein für sich bestehendes Ganze in 135 Stanzas, die mir mehr Freude machen als manches Originalproduct, was ich sonst gemacht habe. Sie werden Ihre Freude daran erleben. Weil ich aber in diese Stanzas ein wenig vernarrt bin, so muß ich Sie plagen, daß Sie für einen recht eleganten Druck sorgen, denn Stanzas müssen so schön anzusehn seyn als sie sich lesen lassen. Überhaupt lege ich für unsere neue Thalia eine recht ernstliche Fürbitte bei Ihnen ein, daß Sie sie ja recht schön auspuizen . . .“

Als Göschen ihm darauf mitteilte, daß er mehr für das Äußere der „Neuen Thalia“ zu tun beabsichtige, war Schiller ganz besonders erfreut. Der Herausgeber hatte mit allem Ernste beschlossen, daß sie mit größter Regelmäßigkeit, wenn auch nur alle zwei Monat, während des nächsten Jahres erscheinen solle, und so durfte diese Zeitschrift, das erste literarische Bindeglied zwischen Schiller und Göschen, durch das so viele schöne Werke des Dichters dem Publikum übermittelt wurden, wiederum einen hohen Rang unter den literarischen Erscheinungen einnehmen, und sich bei der Lesewelt durch alle Reize, die Verleger und Herausgeber ihr verleihen konnten, beliebt machen. Göschen tat sein Bestes, und als Schiller die Korrekturbogen sah, erklärte er, das Papier und die Lettern seien schön, aber mit den Sehern sei er nicht zufrieden. Kein Dichter hatte je ein schärferes Auge als Schiller, wo es sich um mangelhaften Druck handelte.

Kaum war die Kalenderarbeit für 1792 beseitigt, so begann Schiller Situationen, die ihm als packend und dramatisch erschienen waren, zu bildlichen Darstellungen für den Schluß des „30jährigen Krieges“ im Kalender von 1793 vorzuschlagen. Seine Vorliebe für das Dramatische erhellt aus den folgenden Stellen eines Briefes an Göschen vom 28. November 1791.



BETHLEN GABOR,  
FÜRST VON SIEBENBÜRGEN.

*Aus dem Historischen Calender für Damen, 1793.*



Wallensteins Ermordung.  
(Dereroux.), Jetzt mußt du sterben!

*Aus dem Historischen Calender für Damen, 1793.*





„Manßfeld giebt noch Stoff zu einem hübschen Stück, so auch Christian von Braunschweig. Jener in der Aktion bei Fleurus gegen die Spanier oder an der ungarischen Grenze, wo er seine Truppen entläßt (siehe Calendar 242), Christian, wie er bei Höchst den Mann passirt (siehe 217). Wallensteins Verschwörung verdiend noch ein Kupfer, besonders da ich sie erst noch bei der dritten Lieferung zu schildern habe. Der Künstler soll den Moment wählen wo die Offiziere aufgefordert werden, das rebellische Papier zu unterschreiben. Wallensteins Ermordung, wenn sie edel vorgestellt wird, und einen Moment vorher, eh man ihm wirklich die Hellebarde in den Leib rennt, verdient ein eigenes Kupfer.

Bethlen Gabor aus Siebenbürgen sollte billich auch sein Kupfer haben. Die Sachsen vor Prag geben gleichfalls auch ein hübsches Blatt. Ein vortreffliches Blatt giebt Ferdinand II. noch als Erzherzog, wie er in Wien belagert wird, wie die Kugeln in sein Zimmer fliegen und ihn ein Rebell beim Wams faßt „wirßt du unterschreiben?“ pag. 152. Gustavs Übergang über den Lech, den ich mit Interesse beschreiben werde, muß auch ein Kupfer haben. Sein Aufenthalt im Münschen gäb gleich eine gute Situation. Vorzüglich aber empfele ich Ihnen diejenige Situation, wo Ferdinand III. in der Egerischen Gegend im Lager von zwei Schwedischen Reutern beinahe gefangen wird. Die 2 Reuter drangen in aller frühe biß an sein Zelt, stiegen ab, tödteten die Beitrabenden und wollten eben jetzt in des Kaisers Schlafgemach dringen. Er war noch im Schlafrock und kaum gestanden. In dem entscheidenden Augenblick aber wird einer von den Schweden erstochen, der andere gefangen. Dann denke ich, sollten wir auch einmal den Versammlungsjaal der Gesanden von Münster oder Osnabrügg vorstellen, und zwar in einem interessanten Moment, etwa bei Abschließung des Friedens und nähmen es dann zum lezten Blatt. Zu Porträts will ich nächstens noch einige ausfindig machen, auch eine Idee zum Tittelkupfer ausdenken. Sehen sie ganz unbesorgt, lieber Freund.

Mit Anfang des Jenners nehme ich den 30jährigen Krieg vor und trenne mich nicht mehr davon, bis er fertig ist.

Unterdessen habe ich für die Thalia vorausgearbeitet und schon gegen sieben Bogen an neuen Aufsätzen. Mit Ende Mars bin ich, wenn meine Gesundheit nur so erträglich bleibt, wie jetzt, gewiß mit dem Kalender fertig und dann ist's ja noch eben recht, sich über die Reformation zu entscheiden.“\*)

Zu keiner Zeit der Götschen-Schillerschen Beziehungen findet sich eine rastlos angestrebter Eifer auf seiten des Dichters, als in dieser Zeit der Genesung von schwerer Krankheit und der triumphierenden Gewißheit, daß, was er auch hervorbrachte, vom Publikum mit Entzücken begrüßt werden würde und seiner Feder würdig sein sollte. Kurz darauf schrieb er wieder an den Verleger, fleißige Arbeit versprechend:

„Die 200 Thaler habe ich richtig erhalten, lieber Freund, wofür ich Ihnen bestens danke. Auch die Bücher sind angekommen . . . Gleich in acht Tagen gehe ich mit Leib und Seele an die Fortsetzung und höre nimmer auf, bis ich schreiben kann: Ende. Mit dem Titeltupfer eilen Sie nicht. Göthe erfindet vielleicht eins . . . Adieu für heute, lieber Freund. Von Herzen wünsche ich Ihnen vergnügte Feiertage und ein wenig Luft von Ihren vielen Geschäften.

Ganz der Ihrige

Schiller.\*\*)

Und nun trat in den letzten Tagen des Jahres 1791, in dessen Beginn Schiller von schrecklicher Krankheit niedergeworfen wurde, und während dessen Fortgang er sich die Möglichkeit literarischer Tätigkeit erst wieder langsam und doch mit dem schließlichen Erfolg hatte erkämpfen müssen, daß er an seinem Ende sich zur Arbeit frisch fühlte, ein

\*) Schillerbriefe III, 171 f.

\*\*\*) D. 16. Dez. 1791. Schillers Briefe, III, 175.



Mit  
dem besten Willen zu neuen  
Thalia, sollen wir uns in  
ganz bester, vor allem auch  
Journale, für möglich. So  
sich findet davon das ganze  
2te. Buch der Aeneide, die  
Zerstörung von Troja, wie fast  
sich bester das Ganze, in 135  
Stanzon, die wir nicht finden  
mehr, als man's original  
was in fast gemacht. Die  
wird sie finden davon haben.  
Wird es aber in diese Stanzon  
zu bester vernachlässigt, so  
wird es sie zeigen, dass die  
für mich nicht eleganten,  
dies ist sagen, dass Stanzon  
wird sie für angestrichen sagen,  
was sie sich bester haben. Unter-

fauchts Lage ist für unsern neuen  
Thalia nicht weßentlich förder-  
lich. Sie sollen, ein, daß die ge-  
wöhnlichen anzubringen. Zuvor  
Bürgers Academie der Rede-  
künde und zum Theil des deutschen  
Munatszeitungs Zeit in Ihnen die  
Wage. Aber mit diesen beiden  
Formalen, muß sie sich, was das  
Zusatz betrifft, umsonst können.  
Können die lateinische Aufsätze  
von der Art wie in Bürgers  
Journal dazu bestimmen, so  
ist nicht desto höher. Was  
den Umfang betrifft, so sollten  
Sie uns nur was and denken,  
denn dazu wollten wir etwas  
apartes haben.

„Guten liebsten Freund. Was Ihnen hätte  
betreffend, so sollten Sie uns nur noch 14 Tage  
Zeit zur Vorbereitung. Freigabe sein.“



glückliches Ereignis ein, das ihn eine Zeit lang von seiner gänzlichen Abhängigkeit von Verlegern befreite, sowie von der Notwendigkeit an „Aufgaben zu schreiben, die ihm von andern gestellt“ waren, und die nicht nur seinem unstillen geistigen Temperament nicht zusagten, sondern sich auch mit jenem „Hörchen“ auf die Eingebungen des Augenblickes, von dem die „Heiterkeit seines Daseins“ für ihn abhing, so schlecht vertrugen.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Freude und Leid im Freundeskreise.

1792—1793.

Die romantische Geschichte der unerwarteten und ungesuchten Pension von jährlich 1000 Talern, die Schiller auf drei Jahre von dem Herzog von Augustenburg angeboten wurde, füllt ein interessantes Kapitel in allen Biographien des Dichters aus. In einigen Beziehungen ähnelte das Ereignis demjenigen, das mit Schillers Übersiedelung von Mannheim nach Leipzig endete. Diesmal war es auf die unbegrenzte Bewunderung zurückzuführen, die einige der nächsten Freunde des großmütigen Herzogs für den Verfasser des „Carlos“ empfanden. Es war ein Däne, Jens Baggesen, ein Mann von glühendem Enthusiasmus, der zuerst unter seinen Kopenhagener Freunden die Bewunderung Schillers weckte. In diesem Falle trug sein Enthusiasmus eine praktische Frucht. Es entstand in Kopenhagen ein Schillerkult, und der Herzog, den die früheren und wilderen Arbeiten des Dichters nicht angesprochen hatten, wurde durch die edlen Gefühle und wohlklingenden Verse des „Carlos“ befehrt.

Ebenso wenig wie bei Körner erschöpfte sich bei dem Herzog von Augustenburg die innigste Bewunderung in bloßen Redensarten oder seltsamen Festlichkeiten. Der Herzog und der dänische Minister Graf Schimmelmann schickten einen gemeinsamen Brief an den Dichter, der in seinem überschwänglichen Stil sowie in seiner freiwilligen Großmut an Körner erinnert. Die beiden durch ihre weltbürgerlichen Gesinnungen miteinander verbundenen Freunde drückten darin zuerst ihre ehr-



furchtsvolle Bewunderung der neueren Werke des Dichters aus, die durch seinen Genius auf die gleiche Stufe mit den höchsten dichterischen Schöpfungen der Menschheit erhoben worden waren; und dann folgte das Anerbieten eines jährlichen Geschenkes von 1000 Talern auf drei Jahre.

Am dreizehnten Dezember 1791 erhielt Schiller diese Botschaft. In größter Freude schrieb er sogleich an Körner. Wonach er sich so „feurig“ gesehnt, das war jetzt erfüllt. Eine lange Zeit, vielleicht auf immer, war er nun von Sorgen befreit und in den Besitz geistiger, längst gewünschter Unabhängigkeit gelangt. „Endlich habe ich Muße zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Körner antwortete in demselben Sinne: „Du kannst Dir unsere Freude denken. Jetzt genieße ungestört der Ruhe und Muße, die Dir gewährt ist. Wirf alle Buchhändlerarbeit bei Seite, die Dir nicht Genuß giebt. Lebe für Dich und für die Zukunft.“\*)

Götschen hörte die große Neuigkeit zuerst als ein Gerücht und schickte daraufhin seine Glückwünsche. Des Dichters Antwort schlug einen von dem Briefe an Körner etwas verschiedenen Ton an. Es vertrug sich mit der Stellung zu seinem Verleger nicht so gut, sich seiner literarischen, nun zum Teil gesicherten, Unabhängigkeit zu rühmen. Er sprach jetzt nur von einer „entschiedenen Verbesserung seiner Umstände“. Der Brief beginnt mit den besten Wünschen zur Geburt eines zweiten Sohnes, wie folgt:

„Zu dem heiligen Christ, den Ihre Jette Ihnen bescheert hat, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück, wünsche aber auch dabei, daß Sie von diesen lebendigen Verlagsartikeln noch recht viele neue Editionen erleben möchten, ohne daß sich die alten vergreifen.

Das wozu Sie mir Glück wünschen, ist kein Zeitungsmährchen, wiewohl ich wünschte, daß die Zeitung nie etwas

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 436.

davon erfahren hätte. Es verhält sich in der That so, und ich bin dem Prinzen von Holstein und Grafen Schimmelmann eine entscheidende Verbesserung meiner Umstände schuldig. Mündlich, denn ich hoffe, Sie bald zu sehen, das Weitere...“\*)

Des Herzogs Gabe hätte zu keiner günstigeren Zeit ankommen können; denn in dem ganzen Jahre 1792 war Schiller die Arbeitszeit nur nach wenigen Wochen zugemessen. Er rang wie ein Held mit seiner schrecklichen Krankheit. Meinem Großvater berichtete er darüber in männlichen Worten:

„Ich fange an, mich von einem harten Sieberanfall . . . wieder zu erholen. Es scheint, meine Natur wird noch eine Zeit lang gegen ihren innerlichen Feind zu kämpfen haben, ehe sie ihn völlig besiegt oder unterliegt, und ich mache mich in den nächsten Jahren noch auf mehrere Stürme gefaßt. Noch halten meine Kräfte sich ritterlich, und ich habe die beste Hofnung. Mein Kopf bleibt bei allen diesen Angriffen ziemlich verschont. Für unsern Kalender fürchten Sie nichts. Ich hoffe wenigstens so lange Ruhe zu haben, biß diese Arbeit gethan ist. Vielleicht, daß ich Sie in 4—5 Wochen sehe, denn ich bin stark Willens, den Anbruch des Frühlings in Dresden zu erwarten, und bei der Durchreise kann ich dann meinen alten Wunsch, Sie in Ihrem häußlichen Kreise zu sehen, erfüllen.“\*\*)

Es wurde jedoch April, ehe sich Schillers Wunsch, Gößchen in seinem häuslichen Kreise zu sehen, erfüllte. Ende dieses Monats reisten der Dichter und seine Frau nach Dresden über Leipzig. Man kann sich meines Großvaters innige Freude über dies Wiedersehen vorstellen. Leider fanden sich keinerlei Aufzeichnungen über die Geschehnisse dieser Tage.

Nach Schillers Rückkehr nach Jena nahm die eintönige Arbeit am Dreißigjährigen Kriege ihren Fortgang, erst im Anfang des Herbstes war der Dichter imstande, mit einem Ausbruch herzlicher Freude Körner zu verkünden, daß der

\*) Schillers Briefe (Jonas) III, 174 f.

\*\*\*) Ebendaf. III, 191 f.

ersehnte Augenblick seiner Erlösung, das Ziel seiner Hoffnungen, endlich erreicht sei. Er hatte seine Aufgabe vollendet.

„Wünsche mir Glück!“ schrieb er am 21. September 1792. „Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen andern Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung. Ich werde acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun, und sehen, ob die völlige Ruhe des Kopfes, freie Luft, Bewegung und Gesellschaftsgewäsche an meiner Gesundheit nichts verbessern . . .“\*)

So schließt die Geschichte der Veröffentlichung des Dreißigjährigen Krieges. Das Werk erschien, wie wir gesehen haben, in drei Beiträgen, deren erster 450 Seiten umfassend den ganzen Kalender von 1791 ausfüllte; zu dem Kalender von 1792 konnte Schiller in Folge seiner Leiden nur 84 Seiten beitragen. Der dritte jetzt triumphierend abgeschlossene Endbeitrag war dem ersten an Länge ungefähr gleich und bildete den alleinigen Inhalt des Kalenders von 1793. Groß muß die Genugthuung des Verlegers gewesen sein, als endlich der verdrießliche Aufschub, der der Fortsetzung des populären Werkes hindernd im Wege stand, glücklich beendet war!

Aber nun mußte die Zukunft der Zeitschrift ins Auge gefaßt werden. Götschen mußte überlegen, welches historische Werk ihre Seiten im Jahre 1794 füllen sollte, und was für Schriftsteller aufgefordert werden sollten, Beiträge zu schreiben in dem beinahe sichern Fall, daß auf Schiller in dieser Beziehung nicht zu rechnen wäre.

Die Idee der Reformation als eines passenden Gegenstandes beschäftigte seinen Geist, und der Name Pestalozzis, des berühmten Schweizer Pädagogen, drängte sich ihm auf als der eines Schriftstellers, der möglicherweise geeignet sein dürfte ihn literarisch zu behandeln. Schiller war ganz starr

\*) Schillers Briefe, III, 213.

über diesen Plan und setzte Göschen, nachdem er ihm darin beigestimmt, daß auf ihn wenigstens zwei Jahre lang beim Kalender nicht zu rechnen sei, seine Ansichten über die Reformation und Pestalozzi weitläufig auseinander (14. Oktober 1792). Dann kommt er in demselben Briefe auf seine Lieblingsidee einer neuen und großen Zeitschrift zurück. Sie wurde schließlich in den „Horen“ verwirklicht, aber nicht, wie wir später sehen werden, unter Göschens Leitung.

„Ich meine immer“, schrieb der Dichter, „daß Sie bey meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreißig oder vierzig der besten Schriftsteller Deutschlands arbeiteten, herauszugeben, am besten fahren und ein Werk für Ihr Lebenlang daran haben würden. Sie würden und müßten dadurch der Erste und Respectirteste Buchhändler in den ersten Jahren nicht unter 1000 Rth. reine Revenuen davon haben, die bey fortdauernder Accuratejse drey und vierfach werden müßten.

Sind Sie dieser Idee nicht abhold, so will ich Ihnen einen Plan dazu übersenden, und (von Seiten des Inhalts und der Schriftsteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen . . .“\*)

An Körner schrieb Schiller am andern Tage:

„Göschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte der Reformation, die der nächste Calender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerley seyn, aber er möchte noch gern meinen Mahmen vor dem Calender haben, und bittet mich seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzis Gesichtspunkt ist den Meinigen schmurgerade entgegengesetzt und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm den Dienst nicht leisten können. Sonst thät ich es nicht ungern, wenn die Arbeit gut würde — denn bezahlen müßte mir Göschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich

\*) Schillers Briefe, III, 220 f.

habe ihn indessen nicht nur von Pestalozzi, sondern vom ganzen Calender abgerathen. Diese Form ist jetzt schon veraltet, zu viele Nebenbuhler theilen sich mit ihm in diesen Bissen Brod und der Geschmack des Publikums ist veränderlich. Wenn Göschel anstatt seiner Calender, Militärischen Journale, Andachtsbücher usw. nichts als Wielands Schriften und unsern Merkur von Deutschland übernähme, so könnte er in fünf Jahren der respectabelste Buchhändler und ein reicher Mann werden . . ."\*)

Die letzte Stelle klingt etwas sonderbar, wenn man bedenkt, daß Göschel um diese Zeit Goethes Werke verkaufte! Ferner hatte er das Verlagsrecht von Lessings Schriften erworben, und Reinhold, Thümmel, Bode, Archenthal, Altinger waren alle angesehenen Autoren. Die „Thalia“ war sogar Schillers eigenes Produkt! Es ist allerdings wahr, daß Göschels Katalog pädagogische und Andachtsbücher enthielt und ebenso, daß er selber nicht viel Geld verdient hatte. Aber die Vorstellung, daß ein Verleger durch die Herausgabe eines, wenn auch noch so groß angelegten Journals und durch die Veröffentlichung des Werkes eines einzigen, wenn auch noch so bedeutenden Autors sich zur Stellung des „respectirtesten Verlegers Deutschlands und eines reichen Mannes“ aufschwingen könne, konnte kaum darauf rechnen, bei Göschels Geschäftssinn oder bei seinem Ehrgeiz Anklang zu finden.

In gewissem Sinne war es hingegen wirklich der Fall, daß Göschel Geschäftsgrundsätze sich einigermaßen mit Schillers Rat deckten. Er steckte seinem Operationsgebiet engere Grenzen und brachte viele Opfer, um seine großartige Spekulation der „Gesammelten Werke Wielands“ ausführen zu können. Es berührt im Hinblick auf die Worte Schillers in diesem Brief über den greisen Dichter einigermaßen sonderbar, daß der Vorrang, den Göschel ihm vor allen andern deutschen Schriftstellern einräumte, den Stoff zu einem von Goethe und Schiller gegen Göschel gerichteten spottenden Xenion liefern sollte.

\*) Ebendas., III, 223.

Ein auffälliges Beispiel der Vorsicht, mit der der Verleger sich auf neue Unternehmungen einließ, begegnet uns um diese Zeit. Er lehnte das Anerbieten Schillers, einen Aufsatz von Wilhelm von Humboldt zu verlegen, ab. Humboldt hatte zur Berliner Monatschrift bereits zwei Artikel: „Über die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“ und „Über die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staates“ beigetragen. Jetzt schrieb er an Schiller, daß Veweg eine Abhandlung von ihm mit der Entschuldigung abgelehnt habe, zu Ostern bereits mit Arbeiten überhäuft zu sein. Diese Abhandlung würde er nun gerne von Göschen veröffentlicht sehen, wenn Schiller so gut sein wolle, sie ihm anzubieten, und wenn der Verleger selber einen Karolin für den Bogen des Aufsatzes zahlen wolle und einen Louisd'or für so viel, wie Schiller in seine „Thalia“ aufnehme. Über diesen Auftrag schrieb nun der Dichter sofort am 16. November 1792 wie folgt an Göschen:

„Ich soll bey Ihnen anfragen, ob Sie eine Schrift verlegen wollen, deren Inhalt und Titel ist: ‚Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen . . .‘ Der Verfasser ist W. v. Humboldt, Preußischer Legationsrath. Die Schrift enthält allerdings sehr fruchtbare politische Winke, und ist auf ein gutes philosophisches Fundament gebaut. Sie ist mit Freiheit gedacht und geschrieben, aber da der Verfasser immer im Allgemeinen bleibt, so ist von den Aristokraten nichts zu besorgen. Schriften dieser Art und in dem Geiste geschrieben, sind ein Bedürfniß für unsere Zeit und ich sollte denken auch ein Artikel für den Verleger . . .“\*)

Weiter erwähnte Schiller die Forderungen Humboldts und fügte hinzu, daß die Arbeit zwei kleine Bände füllen würde. Göschen aber lehnte, wie Veweg, ab, wie aus einem späteren Briefe Humboldts an Schiller hervorgeht.

\*) Schillerbriefe, III, 227.

Der Leser wird bemerkt haben, daß Schiller Götschen beruhigte und ihn versicherte, daß alle Gefahr eines Angriffes von Seiten der „Aristokraten“ auf die Humboldtsche Abhandlung ausgeschlossen sei. Es ist dies für jene Zeit charakteristisch. Schiller sowohl wie andre literarische Größen waren durch die Pariser Vorgänge stußig gemacht worden. Von dem Gedanken an das künftige Schicksal des Königs beunruhigt und aus Besorgnis, die Sache der Revolution möchte durch ein schreckliches Verbrechen befleckt werden, faßte der glühende Dichter mit dem intensiven Glauben an seine eigene Kraft den Plan, selbst als Advokat des Königs auf den Kampfplatz zu treten und eine Abhandlung zu seiner Verteidigung zu verfassen. Zu dem Zweck brauchte er einen französischen Übersetzer und fand ihn in Zacharias Becker. Ihm schrieb er am 30. Dezember 1792:

„Sie würden mich gar sehr verbinden, mein hochgeschätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin thun ließ, erfüllen wollen. Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen als den Ihrigen, sowohl der Ausführung als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nöthig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplarien davon nach Paris zu bringen. Für die Zeitversäumnis, die Sie dabei haben, kann ich Ihnen von H. Götschens Seite 8 Thaler pro Bogen anbieten . . .“\*)

Zu meinem Leidwesen habe ich keine Briefe weder an noch von Götschen gefunden, die auf diesen Plan Bezug nehmen. Ohnehin kam dieser niemals zur Ausführung. Dierzehn Tage nach Schillers an Becker gerichteter Bitte fiel das Haupt des Königs auf dem Schaffot, und in Ausdrücken des Abscheus und der Verzweiflung wandte sich der Dichter von der französischen Politik ab.

Während so der große Einfluß der französischen Revolution mit all ihren ungeheuren, sozialen und politischen Folgen

\*) Briefe Schillers, III, 234.

sich allmählich auch in den stillen Kreisen deutschen Bürgertums fühlbar machte, war der Krieg an Frankreich erklärt worden und hatte tatsächlich begonnen. Die Festung Mainz wurde von den Clubbisten an General Custine übergeben. Ihre Einnahme griff in eigentümlicher Weise in die Geschichte mehrerer Mitglieder des Freundeskreises ein, dem auch mein Großvater angehörte. Zunächst wurde er selber in ihre Folgen verwickelt durch die außerordentlichen Gefahren und furchtbaren Leiden, denen sein geliebter Adoptivvater Kullfs in den politischen Unruhen der Stadt ausgesetzt war, indem er den edlen Mann aus seiner gefährvollen Lage durch eine der besten und selbstlosesten Taten seines Lebens befreite, wie wir in der Folge zu erzählen haben werden.

Sodann bedeutete der Wechsel der Regierung in Mainz für Schiller ein persönliches Unglück. Er hatte verschiedentlich seine Hoffnungen auf die Gunst Dalbergs, des „Coadjutors“, gesetzt. Die Anwartschaft dieses Fürsten auf die erzbischöfliche Würde war jetzt durch die Übergabe der Stadt und des Gebietes an die Franzosen zunichte geworden, und ebenso Schillers Hoffnung, daß Dalberg als ein souveräner Fürst ihm irgend ein leichtes, einträgliches Amt übertragen könne, wodurch er in den Stand gesetzt sein würde, seine Talente dauernd nur Arbeiten für die Ewigkeit zu widmen, und nicht den Spekulationen eines Verlegers.

Endlich verlor auch Huber den Posten eines Legationssekretärs in Mainz durch die dortigen Umwälzungen. Georg Forster, der talentvolle Schriftsteller und Mitarbeiter an der „Thalia“ und andern deutschen Zeitschriften, war ein Anführer der Clubbisten, ging zum Feinde über und nahm Dienste bei ihm. Dann ereilte ihn die lange vorbereitete Katastrophe. Seine geistreiche Frau Therese ließ ihn im Stich und ging mit Huber davon, demselben Huber, der noch kurz vorher mit Dora Stodt verlobt gewesen war, und über dessen früheres Ergehen Schiller sowohl wie Körner mit solch brüderlicher Besorgnis gewacht hatten. Götchen erfuhr diese



Tatsachen aus andern Quellen, denn Huber selbst, der fortgesetzt mit meinem Großvater über literarische Gegenstände korrespondierte, erwähnte in diesen Briefen seine häuslichen Verhältnisse niemals. Im Juli 1793 schrieb Götschen an Schiller:

„Huber ist in Neuchâtel. Das erste Stück seiner Friedenspräliminarien ist erschienen. Die Forster hat ihn fest, wird ihn aber so gewiß betrügen, als sie ihren Mann betrogen hat. Daß sie den Mann nicht liebte, daß sie sich trennte, daß sie Hubern liebte, das alles ist zu entschuldigen; aber die Art, wie das Alles geschehen ist, macht sie verächtlich und ich fürchte, Huber wird durch das Weib unglücklich . . .“\*)

Diese Voraussagung wurde jedoch nicht erfüllt, und freundschaftliche Briefe gingen noch viele Jahre hindurch zwischen Therese und meinem Großvater hin und her.

In demselben Herbst ereilte „die Drei“ in Dresden ein anderes Mißgeschick. Körner hatte die berechtigte Hoffnung genährt, einmal den größeren Teil des Vermögens eines reichen alten Onkels zu erben, und diese Aussichten rechtfertigten ihn, wenn er sich im Lichte eines beinahe reichen Mannes erschien. Jetzt aber, nach einigen Wochen ängstlicher Erwartung und berückender Gerüchte von einem Legat von 12000 Talern, erfuhr Körner, daß er mit der elenden Summe von 3000 abgespeißt worden war. „Der Berg hat eine Maus hervorgebracht. Mit dieser Enttäuschung fällt manches Luftschloß“ meinte er. Aber mit Hülfe der Liebe zur Philosophie, die einen so ausgeprägten Zug seines edlen Charakters ausmachte, faßte er wieder Mut und beschloß zunächst, seine Kapitalien fernerhin nicht anzugreifen. Sie sollten seiner Frau und seinem Kinde gewidmet sein. Dagegen müsse er jetzt von seinen Zinsen und von seinem Gehalt leben. Hierzu aber fehlten ihm 500 Taler jährlich. Zwei Wege standen ihm offen, sich diese Summe zu verschaffen — ein besseres Amt

\*) Schillers Geschäftsbriefe, S. 92.

oder Beschäftigung als Schriftsteller. Körner zog das letztere vor.

Da seine neue Lage ihm zur Pflicht machte, sich zu rühren, eröffnete er sofort eine lebhaftere Korrespondenz mit seinem alten Kompagnon mit Bezug auf literarische Beschäftigung, wobei natürlich auch Schiller bei jedem Schritt zu Rate gezogen wurde. Jetzt waren die Rollen geändert. Körner war nicht mehr der Finanzmann der Gruppe; er verließ sich jetzt auf des Dichters Hilfe, um seine Schriften in Gold zu verwandeln. Schiller mußte mehr oder weniger die Verantwortung für seine Arbeiten übernehmen. Vielleicht könne er drei Bogen monatlich zur „Thalia“ beisteuern; müsse aber dabei im allgemeinen anonym bleiben aus Furcht, seinen offiziellen Ansichten zu nahe zu treten.

Götschen schüttete er voll und aufrichtig sein Herz aus. Er verließ sich auf seinen alten Freund, seiner Feder eine einträgliche Beschäftigung zu finden. Der weiseste Plan würde natürlich der sein, für die „Thalia“ zu schreiben, so lauteten seine Erörterungen. Aber dabei sei wieder zu bedenken, daß er nicht zu warten geneigt sei, bis der Herausgeber ihn im gewöhnlichen Verlauf der Geschäfte bezahle, sondern womöglich gleich nach Einlieferung des Manuskriptes baar bezahlt sein wolle. Der Anblick des Metalls habe eine ihm eigene begeisterte Kraft. Es sei ein Linderungsmittel gegen die Gewissensbisse eines Autors, der gezwungen sei, seine Ideale herabzustimmen.

Armer Körner! Dies war die schlimmste Aussicht von allen! Trotz des „Glanzes des Metalles“ besaß er das feste Vertrauen nicht, eine solche Arbeit auch wirklich verrichten zu können. Er wolle sich lieber zu Arbeiten verdingen, die keine besondere Stimmung erforderten, fuhr er fort, wie z. B. Übersetzungen, vorzugsweise auf philosophischem oder historischem Gebiet. Vielleicht könne Götschen andre Vorschläge machen; auch sollte er sich nicht fürchten, vor seiner „Verdrossenheit“ zum Übersetzen und zu einer „rentierenden Autor-

schaft“ überhaupt. Die Umstände hätten sich geändert, und er wisse jetzt, was er wolle.

Diesem Briefe folgte, ehe noch Göschens Antwort eingelaufen war, ein anderer auf dem Fuße nach, worin weitere Pläne entwickelt wurden. Auch Schiller beteiligte sich an dieser Korrespondenz. Er sprach sich gegen Übersetzungen aus. „Eine schlechte Übersetzung sei die schlechteste aller Schlechtigkeiten“, schreibt er, „und eine gute Übersetzung koste viel Zeit.“ Der Dichter hatte um diese Zeit seine eignen Lieblingsplan, den „Merkur von Deutschland“, der das El Dorado des betreffenden Verlegers werden sollte.

Aber Körner hielt mit gleicher Hartnäckigkeit an seiner Vorliebe für philosophische Gegenstände fest. Unter dem Titel „Briefe eines Juristen an einen Philosophen“ könne er alle möglichen Ideen, mit Bezug auf bessere Behandlung der Rechtswissenschaft, der Gesetze usw., auch über das Verhältnis der Kantischen Philosophie zur Jurisprudenz in die Welt schicken. Aber er fürchtete, Göschen würde sich vor dem Stoff scheuen. Vielleicht könne Schiller mit Crusius anknüpfen?\*)

Ebenso ablehnend verhielt er sich einem Vorschlage Göschens gegenüber, über Cromwell zu schreiben. Endlich einigte man sich dahin, daß Körner aus zehn vorgeschlagenen Themen eins für den Kalender wählen solle. Seine Wahl fiel auf den spanischen Erbfolgekrieg.

Unterdessen waren seit Körners Bitte um Beschäftigung zwei Monate vergangen. Vier Monate später, im März 1793, schrieb er dem Verleger, er sei jetzt ernsthaft an der Arbeit; im September, er habe das Ganze sich zurechtgelegt, aber mit der Ausführung habe er keinen Erfolg gehabt und ersuche deshalb Göschen, ihm die Arbeit zu erlassen. Man fand denn auch endlich einen Stellvertreter, einen gewissen Mauvillon\*\*), und so schloß die Korrespondenz über diesen

\*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 472. 16. Okt. 1792.

\*\*) Jakob Mauvillon (1743—1794), ein um die Staatswissenschaft und die militärischen Disziplinen verdienter Schriftsteller.

Gegenstand mit Körners Ausruf: „Hurra, Mauvillon! Er hilft mir aus einer großen Verlegenheit.“

Das war das Ende der Anstrengungen Körners, sich zu irgend einer „rentierenden Autorſchaft“ einzuspinnen.

Das Verhältniß zwischen Schiller und Göſchen während des Jahres 1795 war fortdauernd von der freundlichſten und intimſten Art. Gegen Ende des vorigen Jahres hatte der durch Krankheit an der Abfaſſung neuer Werke verhinderte Dichter wieder unter finanzieller Not zu leiden gehabt, und Göſchen hatte ihm auf ſein Begehren Geld geſandt und eine Rechnungsablage. Dabei war er wiederum unaufgefordert freigiebig geweſen. Schiller beſcheinigte den Empfang in folgendem Briefe:

„. . . Sie haben mich durch das beträchtliche Honorar für den Geiſterſeher ſehr angenehm überrascht und verpflichtet . . . Ungeachtet Sie mich aber in unſrer Rechnung ſo ſchön bedacht haben, und auch Ihre Veranſtaltung, die Thalia betreffend, für dieſes Jahr wenigſtens mich um keinen Groſchen verkürzt, ſo hat dieſe Rechnung mich doch erſchreckt, weil ich, ich weiß gar nicht wie, einen gewaltigen Rechnungsfehler begangen, und weit mehr zurückzubekommen erwartet habe. Laſſen Sie aber nicht über meine ſchlechte Arithmetik. Im vorigen Jahr, wo ich ſo ſelten geſund war, ging es etwas bunt mit meinen Einnahmen und Ausgaben zu und Ihre Lieferung von 150 Thlr. im Sommer 1791 hatte ich rein vergeſſen . . .“\*)

Der Dichter fügte hinzu, daß er, wenn ſeine Penſion aus Dänemark zu ſpät kommen ſollte, ſeine Zuflucht zu Göſchen nehmen werde. Dieſer Fall ſcheint in der That eingetreten zu ſein, denn in ſeinem nächſten Briefe vom 25. Februar 1793 dankte er Göſchen für das geſandte Geld und verſprach ihm, er wolle ihn vor der nächſten Meſſe nicht wieder beſtändigen; zugleich aber mußte er wiederum melden, daß er unwohl ſei. „Der Frühlingſanfang, der zwar ein Freund der

\*) Schillers Briefe, III, 329 f.

Poeten, aber nicht der franken Poeten ist, hat mich einige Wochen wieder an mein Übel angeschmiedet."

Im Mai machten Göschen und Jette Schiller einen Besuch in Jena. Meine Großmutter gewann wiederum aller Herzen. Nach der Abreise seiner Gäste schrieb Schiller:

„. . . Daß es Ihnen und Ihrer lieben Jette bey uns wohlgefallen hat, ist mir unendlich lieb zu hören. Uns haben Sie eine recht herzliche Freude mit Ihrem Besuch gemacht, und meine Frau kann noch nicht davon aufhören mir zu versichern, wie herzlich gut sie Ihrer lieben Jette ist und wie gern sie mit einer solchen Freundin an Einem Ort zusammenleben möchte . . .“\*)

Im Sommer wurde die „Neue Thalia“ durch eine der bemerkenswertesten Prosaschriften Schillers geziert, seinen Aufsatz über „Anmut und Würde“. Mit dieser Abhandlung, „dem Ergebnis tiefen Nachdenkens und sorgfältig gereifter Ideen“, war der Dichter außergewöhnlich wohl zufrieden.

Daß er, ein kranker Mann, sie in sechs Wochen hingeworfen, hielt er mit Recht für einen Beweis großen Fleißes. In vielen Briefen an seine Freunde gibt sich diese Befriedigung kund; auch an Göschen schrieb er, daß er das zweite Heft der „Thalia“ mit einem Aufsatz angefüllt habe, von dem er sagen müsse, daß er große Stücke darauf halte. 150 Exemplare sollten besonders abgezogen und mit einem Separattitel versehen, dem Koadjutor Dalberg gewidmet werden. Daß Schiller um diese Zeit mit weiteren ästhetischen Arbeiten beschäftigt war, ersehen wir aus demselben Briefe, worin er den Wunsch ausspricht, einen andern Aufsatz „Über das Schöne“, den er in einer Reihe von Briefen an den Herzog von Augustenburg ausgearbeitet hatte, sehr elegant drucken zu lassen, und daran die Frage knüpft, ob Göschen „für den kommenden Winter eine Presse dazu frey haben würde“.\*\*)

\*) Schillers Briefe, III, 316.

\*\*) Ebendas. III, 319.

Etwas später benachrichtigt der Dichter Götschen, daß eine Übersetzung seiner Abhandlung im Werke sei.

„Schreiben Sie mir doch“, heißt es in einem Briefe vom 3. Juli 1793, „ob Sie meine Schrift: Über Anmuth und Würde bald neu auflegen wollen . . . Hofrath Schütz will sie in ciceronianisches Latein übersetzen. Wenn es dazu kommt, so wünschte ich Sie verlegten seine Arbeit. Es ist etwas vortreffliches von seiner Feder zu erwarten, und außer Deutschland würde eine lateinische Übersetzung sich gewiß bald vergreifen . . .“

Eine scherzhafte Anspielung auf ein häusliches Ereignis beschließt den Brief folgendermaßen:

„Künftig Monat mache ich eine Reise nach Schwaben, wo ich vielleicht den ganzen Winter zubringen werde. Von da aus will ich Sie zu Gevatter bitten, denn ich reise bloß dahin, um einem Sohn oder Mädchen, das auf dem Weg ist, ein besseres Vaterland zu verschaffen als Thüringen ist.“\*)

Am 15. September wurde Schiller zu Ludwigsburg, der eben erreichten Heimat seiner Familie, zu seinem größten Entzücken ein Sohn geboren. „Wünschen Sie mir Glück, lieber Götschen“, schrieb er. „Ein kleiner Karl Friedrich Schiller ist da, groß und stark, die Mutter wohl auf, alles glücklich abgelaufen.“ Aber zum Gevatter wurde Götschen nicht gebeten.

Schillers Reise nach Schwaben, für meinen Großvater so bedeutungsvoll in ihren Folgen, war das Resultat eines langgehegten Planes, sein Heimatland zu besuchen und seinen jetzt 70jährigen Vater wiederzusehen. Im August trat er seine langen Ferien an, nachdem er sich ein ganz neue Ausrüstung dazu angeschafft hatte; für einen Teil derselben gab er seinem Freunde in Leipzig, dem besten Einkaufsmittelpunkt der ganzen Gegend, verschiedene Aufträge.\*\*)

\*) Schillerbriefe, III, 326.

\*\*) Siehe Briefe vom 18. und 26. Juli in Schillers Briefen, III, S. 343 und 348.

Um die Mitte September war Schiller, wie gesagt, in Ludwigsburg. Trotz der mancherlei Zerstreungen durch neue Freunde und neue Gegenstände des Interesses in dieser Stadt ließ er doch das Geschäftliche nicht außer Augen. Daneben war er aufrichtig um meinen Großvater und sein Ergehen besorgt. So schrieb er denn:

„. . . Mich verlangt sehr nach Nachrichten von Ihnen, den Ihrigen, und von dem Gang Ihrer Entreprisen.

Fürs erste, wie halten Sie es mit dem Kalender? Diese Frage ist mir kürzlich auf einmal aufs Herz gefallen, und ich möchte wissen, ob Sie dabei noch auf mich rechnen. Gearbeitet habe ich dafür noch nichts, aber sollten Sie schlechterdings auf mich gerechnet haben, so wäre vielleicht noch Rath zu schaffen.

Antworten Sie mir darauf bald. Wie stehts mit Wielands Schriften? Ich höre hier daß acht Bände auf nächstkommende Jubiläummesse fertig werden sollen: Das wäre ein starker Zug auf einmal.

Es ist erstaunlich, wie es hier im Reich von Nachdrücken wimmelt. Alles kauft sie, und ich wundre mich nicht mehr, daß diese literarische Korsaren so viel Glück machen. Schützen Sie ja Ihre Wielandschen Schriften vor diesem Geschmeiße . . .

Leben Sie wohl, lieber Freund. Es wird Sie doch nicht beschweren, mir gegen Ausgang Oktobers 30 bis 40 Louisd'or zu schicken? Ich habe hier ganz horrende Ausgaben, weil Mißwachs, Krieg und Feinde alles vertheuern . . .“\*)

Dies ist in der Korrespondenz die letzte Erwähnung der fortgesetzten Mitarbeiterschaft Schillers an dem berühmten „Kalender“. Was Götschen antwortete, ist uns nicht bekannt. Genug, daß Schillers Name in der nächsten Ausgabe nicht mehr vorkommt.

Auch im Oktober war der Dichter noch voll von ästhetischen Plänen und beabsichtigte einen andern Aufsatz zu

---

\*) Schillers Briefe, III, 353 f.

schreiben, in derselben Weise wie „Anmut und Würde“, aber etwas populärer und eleganter im Stil. Er teilte Götschen mit, diese Schrift solle eine Philosophie des „schönen Umgangs“ enthalten, worin die Gesetze des guten Tons „aus Prinzipien“ entwickelt seien.

„Über diese Materie“, fährt er fort, „ist noch nie philosophirt worden, soviel ich weiß, und ich verspreche derselben ein allgemeines Interesse . . . Lassen Sie mich wissen, lieber Freund, ob Sie Sich Ihres Wieland unbeschadet, noch in diesem Winter darauf einlassen können . . . Was den Kallias betrifft, so wird es mit diesem noch ein gutes Jahr Anstand haben. Ich habe mich nehmlich entschlossen, die Theorie der Schönheit, die der Inhalt davon seyn sollte, in einer Reihe von Briefen an den Prinzen von Augustenburg zu entwickeln . . . Das ist dann mein Hauptwerk in diesem Fache, womit wir Ehre einlegen wollen . . .“\*)

Dieser „Kallias“, Schillers Hauptwerk in seinem begeisterten Ausfluge in das Gebiet der Ästhetik, sollte bald darauf eine verhängnisvolle Rolle in einem zukünftigen schmerzlichen Drama spielen. Was die „Thalia“ anging, so meinte Schiller am Schluß, „sie könne langsam fortlaufen, so daß etwa vier bis fünf Stücke auf das Jahr gerechnet würden.“

Götschen ergriff Schillers Anerbieten mit ungestümer Begierde. Er wollte den Manuskripten augenblicklich seine Aufmerksamkeit schenken, und sie sollten so schön wie möglich gedruckt werden. Aber sie kamen nie in Götschens Hände. Gerade um diese Zeit hatte der große und in seiner Bedeutung steigende Cotta durch einen Mittelsmann Schiller seine Dienste anbieten lassen. Eine Sirenenstimme flüsterte in des Dichters Ohr; Träume goldener Versprechungen umgaukelten ihn. Der Schatten einer großen Veränderung in dem Verhältnis zwischen den beiden alten Wohlthäter Freunden stieg drohend empor.

\*) Schillers Briefe, III, 362.



## Sechzehntes Kapitel.

### Persönliches.

Die vorhergehenden Kapitel haben meinen Großvater hauptsächlich in der rührigen Geschäftigkeit seines Verlages dargestellt; hie und da jedoch hat der Leser schon einen Einblick in sein Haus, sein Familienleben, seine politischen und religiösen Ansichten tun und daraus ersehen können, daß er im höchsten Grade häuslich gesinnt war. Sein feines und stark ausgeprägtes Gefühl für die Freuden und die Schmerzen eines Gatten und Vaters wurde niemals durch seine Geschäftsjorgen abgestumpft, und er erlaubte den Anforderungen des Berufes niemals, den reinen Genuß am häuslichen Herde zu stören. Er fürchtete in den von ihm sogenannten „Merkantilia“ derart aufzugehen, daß die schönen Gefühle der Humanität dadurch erstickt werden könnten. So fleißig er als Verleger an seinem Pult zu finden war, so sehnte sich doch gelegentlich keiner mehr danach als er, aus der Kontor-atmosphäre herauszukommen, wie er sich Wieland gegenüber ausdrückte.

Mein Großvater hatte seinen vollen Anteil an Kummer und Sorgen in seiner Familie, denn viele seiner Kinder starben jung. Sein erstgeborener Sohn, zu dessen Geburt ihm Schiller in dem bereits zitierten Briefe gratulierte, starb wenig mehr als ein Jahr alt.

Da er im Gegensatz zu rein geschäftlichen Angelegenheiten in Herzenssachen niemals, wie er selber sagte, irgend welche Zurückhaltung beobachtete, so machte er seine besten Freunde stets zu Vertrauten seiner väterlichen Hoffnungen, gerade wie

Wieland mit der offenherzigsten Schwachhaftigkeit jedes Ereignis, das seine Familie oder seine Gesundheit betraf, in seinem Briefwechsel mit Freunden ausführlich beschrieb.

Als Göschen die Geburt seines zweiten Kindes erwartete, schrieb er in seinem gewöhnlichen, lebhaften Stil an Wieland:

„Das erwartete kleine Wesen foppt Schwiegervater und Schwiegermutter, mich und alle Bekannte! Was wird das für ein Buchhändler werden! Noch ehe er auf die Welt kommt, verursacht er schon Unannehmlichkeiten für die Autoren.“

Und als endlich ein Sohn geboren war, kannte seine Freude keine Grenzen. Er schrieb:

„Seit vierzehn Tagen bin ich für die beiden sauren Monate May und Junius durch die süßeste Freude belohnt. Ein gesunder Knabe, die treue Kopie seines verstorbenen Bruders, und eine glückliche Entbindung meiner lieben Jette haben meinem Herzen neues Leben gegeben. Meine beinahe vierzigjährigen Füße haben die Stahlfedern wieder bekommen, welche sie vor 25 Jahren über Säune und Gräben hoben. Sie sollten mich um die lieben Geschöpfe herumhopsen sehen!“\*)

Mein Großvater hatte eine zahlreiche Familie. Auf den genannten zweiten Sohn, Karl Friedrich, uns als Onkel Fritz bekannt, folgte bald ein dritter, Georg Joachim. Der vierte im Juli 1793 geborene Wilhelm Heinrich war mein Vater. Nach seiner Geburt schickte Wieland folgenden Glückwunsch:

„Heil und Glück und meinen besten Segen dem neugebohrnen dritten Sohne meines Freundes Göschen! Möge er leben und gedeihen, wachsen und blühen, und dereinst den Geist, die Thätigkeit, den Edelmuth und die Geschicklichkeit seines Vaters mit allen Grazien und Tugenden seiner Mutter in sich vereinigen, so wird er gewiß einer der vorzüglichsten und — was auch sein Schicksal seyn möchte —

\*) D. 17. Juli 1790.

der beneidenswerthesten Wesen unter der Sonne seyn. Ainsi soit il."

Der fünfte im Jahre 1795 geborene Sohn starb im Kindesalter ebenso wie zwei darauf folgende Kinder. Der jüngste, Hermann Julius, wuchs zum Manne heran und nahm mit Friz teil an der Druckerei und am Verlag; aber keiner von beiden bewies die Geschäftstüchtigkeit des Vaters. Dagegen erbten Georg Joachim und Wilhelm Heinrich viele seiner Eigenschaften. Sie wurden beide für den Kaufmannsstand erzogen, besaßen aber beide ausgeprägte literarische Neigungen, einen sehr originellen Stil, und waren fleißige Leser und hingebende Freunde der Bildung. Mein Vater gemahnte an den Verleger in der Intensität, mit der er sich an eine ihm gestellte Aufgabe machte, und in dem Ehrgeiz, womit er den Einfluß der Ehre und geistiger Interessen auf Handelsfachen zur Geltung zu bringen suchte. Auch ererbte er als die beste Lebensregel seine Liebe zur Einfachheit und Häuslichkeit.

Mein Onkel Georg Joachim, ein Mann von enthusiastischem Charakter, kämpfte, wie wir sehen werden, im Jahre 1813 gegen die Franzosen an der Seite Theodor Körners im Lützowschen Freikorps und war Zeuge vieler aufregender Begebenheiten.

Zwei Töchter, Henriette und Charlotte, vervollständigten die Zahl von Göschens Kindern. Beide erreichten ein ziemlich hohes Alter, blieben frisch und im Genuß ihrer geistigen Fähigkeiten, und konnten mir von manchem interessanten Ereignis im Leben meines Großvaters erzählen.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit konnte bei keiner Familie stärker entwickelt sein, als bei der, die unter seiner liebevollen Leitung stand und den Einfluß seines im Innersten gottesfürchtigen Charakter empfand. Strahlen seiner schlichten und prunklosen Frömmigkeit erhellten viele seiner Briefe an die Freunde seines Herzens. Ohne sich an ein Dogma zu binden, war er tolerant, und konnte sowohl die Stärke als

die Schwäche der Aufklärung ermessen, welche die meisten „illuminati“ von den Ankerstätten des Christentums losrissen. Er selbst wurde nicht vom Strudel hinuntergezogen. Nachdem er sich auf seinem Landgütchen festgesetzt, versäumte er nicht, für die Kirche und den Geistlichen sein lebhaftes Interesse zu betätigen. In seinen jüngeren Jahren, in Leipzig, saß er zu Füßen des allverehrten Predigers Zollikofer, wie wir oben erwähnt haben. Beim Tode dieses letzteren, im Jahre 1788, schrieb er an Bertuch: „Wir sind in Rücksicht unserer Seele verwanjet. Unser Zollikofer ist todt. Ich bin mit 500 treuen Zuhörern ihm zum Grabe gefolgt. Er ist dahin und niemand wird ihn ersetzen.“

Über seine geistigen Gaben muß der Leser sich selbst ein Urtheil bilden. Seine vielen ungewöhnlich interessanten Briefe geben, vielleicht noch mehr als das Zeugnis der Zeitgenossen — obwohl auch dies allgemein günstig lautet —, die beste Idee von dem Maße seiner geistigen Ausrüstung. Der Leser wird seine eigene Anspielung auf seine Verstandesgaben, in der mitleidlosen, zum Besten seines künftigen Weibes abgefaßten Selbstanalyse noch nicht vergessen haben. Damals schrieb er an Jette, die Vorsehung habe ihn mit einem guten Theil gesunden Menschenverstandes, mit tiefen Gefühlen und mit Wohlwollen für die Menschheit ausgerüstet, aber die Natur habe ihm kein einziges Talent gegeben. Er spräche keine andere Sprache als seine Muttersprache. Diese Beurteilung seiner geistigen Gaben halte ich für zu bescheiden, denn diese gingen entschieden über Mutterwitz und Verstand hinaus, und seine Kenntnisse waren mannigfaltig. Was Sprachen anbetrifft, so las er Englisch mit Leichtigkeit. Im Deutschen schrieb er einen energischen und fließenden Stil, ja, er wagte sich sogar auf das gefährliche Gebiet der Schriftstellerei. Sein merkwürdiges kleines Buch: „Reise von Johann“, das er, wie er seinen Freunden erzählte, aus Zeitvertreib schrieb, interessiert jedoch weniger als ein literarisches Produkt als wegen der Einsicht, die uns da-

durch in sein Geistesleben und seine Stellung zu manchen seine Zeit berührenden Fragen gewährt wird.

Die Gelegenheit zur Abfassung des Buches bot seine Reise in die Schweiz im Jahre 1792. Es soll Sterne\*) „Gefühlvoller Reise“ nachgeahmt sein. Die Geschichte wird von einem jungen Manne, Johann, erzählt, der, nachdem sein Vater sein gesamtes Vermögen im Handel verloren, Schreiber und Bedienter bei einem Herrn wurde, der ihn wie seinen Sohn behandelte. Nach dem bald darauf erfolgten Tode dieses seines Herrn, händigte seine Witwe Johann die Briefe ein, die ihr Mann auf seinem Reisen geschrieben hatte; Johann beschreibt nun die Reise, auf welcher er seinen Herrn begleitet hatte, in humorvoller Weise, die fingierten Briefe des Herrn selbst aber werden dem Buche einverleibt; hier redet mein Großvater und läßt sein Herz reden. Viele dieser Briefe sind in der That nichts als beinahe wörtliche Wiederholungen seiner Briefe an Jette. Neben den komischen und sonstigen Abenteuern, die dem Bedienten zustießen, werden die Namen wirklicher Personen, gelehrter oder ungelehrter, die der Reisende besuchte, angeführt. Auf diese Weise wird es mitunter schwierig, zwischen wirklichen und vorgeblichen Ereignissen zu unterscheiden, aber die Farbengebung ist augenscheinlich durchaus naturgetreu. Das Buch ist voll von lebhaften, teils poetischen, teils sentimentalen, bei alledem aber doch sehr scharfsinnigen Schilderungen von Menschen und Sitten. Die Verderbnis in vielen der größeren Städte erfüllte meinen Großvater schon damals mit der ernstesten Besorgnis für die Zukunft Deutschlands. Er sah, wie physische und moralische Übel das Familienleben zu untergraben drohten. Er beschwor die oberen Klassen, mit größerer Sorgfalt über die Moral ihrer Söhne zu wachen. „Der Geist der Revolution geht umher. Die Leute

\*) Sterne, Lawrence, geb. 1713, einer der berühmtesten Humoristen Englands. In seiner „Gefühlvollen Reise“ ist er ein Vorläufer „Werthers“ gewesen.

reden heutzutage viel von bürgerlicher Freiheit“, sagt er. „Möchten doch die Leute vielmehr, und je eher je lieber, anfangen, moralisch frei zu werden! Aber sie werden von Tage zu Tage elendere Sklaven des Luxus, des Eigennutzes und der Leidenschaften — ihr eigener Egoismus ist ihr wahrer Tyrann.“\*)

Die Verhältnisse, unter denen die große Masse der Arbeiter und Arbeiterinnen dahin lebten, füllten ihn mit Entsetzen. Dem Diener des Reisenden wird das Lob großer Städte in den Mund gelegt; aber ein alter Führer, der ihm die Sehenswürdigkeiten zeigt, ladet ihn ein, auch den ärmeren Quartieren einen Besuch abzustatten, in die Dachkammern hinaufzusteigen und in die Winkel der kleinen Gäßchen zu kriechen. Als Resultat wird dann der elende Zustand der Bevölkerung in scharfen Worten bloßgelegt.

Der ganze Ton des Verfassers ist der eines menschenfreundlichen, vernünftigen, sozialen Reformators. Er kämpfte für die Ausbreitung des Lichtes, wie wir mehrfach gesehen haben, zugleich aber besorgte er, daß die wachsende Üppigkeit der Städte, verbunden mit dem Umstürzen religiöser Marksteine und dem Niederreißen der alt-ehrwürdigen Fundamente der Moral, den alten deutschen Charakter vernichten möchten.

Göschel reiste mit offenen Augen und spottete oft über bloße Reisehandbücher. Von seinen Städtebeschreibungen ist die Augsburgs mit seiner vergangenen Größe und seinen herrlichen historischen Erinnerungen am erwähnenswertesten. Die Stellen, die sich auf die Reformation beziehen und auf die „Erleuchtung“, zeigen uns des Verfassers Ringen nach einem vernünftigen Glauben und charakterisieren eine bemerkenswerte Seite seiner geistigen Natur.

„Augsburg ist noch immer eine Fürstin unter den Städten Deutschlands. Ihr Glanz ist verdunkelt, aber nicht erloschen;

\*) *Johanns Reise*, S. 182.

Von Erhabenheit und Größe ist ihr die Würde geblieben. Zählt sie gleich nicht mehr 100 000 Einwohner, so hat sie doch noch ein Drittheil davon als fleißige Arbeiter in den manscherley Fabriken und Werkstätten übrig. Ihre mächtigen Sagger und Welsler, welche Reichthum und Pracht herben führten, ihre Karge, Ridinger, Bergmüller, Holzer, die mit ihrem Pinsel ihren Ruhm verherrlichten, sind nicht mehr. Doch blühet noch eine Anzahl edler Geschlechter in immer neuer Jugend unter ihren Augen fort; noch ernährt ein Schülein durch seine Cattunfabrik allein 2000 Menschen, und einige gute Künstler reifen noch immer unter ihrem Schutze. Kann sie gleich nicht mehr, wie ehemals, mit frenggebiger Hand das Gold überall austreuen; immer siehet sie doch noch mit Vergnügen die Kaufleute entfernter Handelsplätze bey ihren wohl eingerichteten Wechselbänken Zusucht und Zeitgewinn suchen.

Strengh muß sie jetzt auf die Ehre Verzicht leisten, von Kaisern und Fürsten besucht zu werden, um in ihrer Gegenwart das Schicksal der Länder und ihrer Regenten zu entscheiden. Die Zeiten sind dahin, da in ihren Mauern Luther die Saefel nahm, und trotz des Grimmes der geistlichen und weltlichen Macht den Glauben beleuchtete. Hier war es, wo ehemals der kühne Mann die schimpflichen Fesseln des Geistes zerbrach, und der Denkkraft einen Schwung gab, den keine Gewalt mehr aufzuhalten vermag; wo er den Menschen eine Stufe höher hinauf half zu der freundlichen Tochter des Himmels, der Aufklärung, in deren Nähe es dem vernünftigen Menschen erst wohl wird, zu der Aufklärung, die, wie Johannes vor Christo, vor dem hellen Lichte der Wahrheit hergeht, welche dem Menschen vielleicht erst jenseits der Grabes leuchtet. Diese Zeiten sind vorüber; aber die Erinnerung an dieselben wirft noch jetzt einen schönen Strahl auf Augsburg zurück, welcher gleich dem sanften Schimmer des Abendrothes nach einem glänzenden Tage, dem Menschen so wohl thut.“

Da, wo er von dem Einfluß des Katholizismus auf die Stadt redet, beklagt er, daß die katholische Politik (nicht Religion) in früheren Zeiten so viel Elend und Jammer über die Stadt gebracht habe; daß Mißtrauen und Intriguen unter den Führern der religiösen Parteien noch jetzt existiere, und „daß sie Sailers Gebetbuch auf dem Markte vor dem Angesicht des ganzen aufgeklärten Deutschlands verbrennen wollten.“

Göschel illustriert die Befähigung der Bayern für die schönen Künste und für die Wissenschaft durch Aufzählung der Namen ihrer Maler und Bildhauer und ihrer Akademien; für die broterwerbenden Künste aber, für den Ackerbau, den Handel und die Industrie seien ihre Kräfte noch nicht gehörig entwickelt, und zu Berufszweigen, die Fleiß und Tätigkeit erfordern, seien sie zu wenig aufgemuntert. „Arbeitsamkeit und Industrie“, fährt er fort, „sind die sichersten Mittel, das Volk zu einer unschädlichen Aufklärung zu führen. Indem der Mensch über die Vervollkommnung seines Gewerbes nachsinnt, wird sein Verstand geübt, er lernt nach und nach auch über andere Gegenstände vernünftiger denken, und indem seine Denkkraft immer wieder zu seinem Beruf gezogen wird, bleibt er frey von Grübeleien. Mangel an Arbeitsamkeit und Industrie ist schuld, daß dieses gute Volk seine Kraft blos in Sinnlichkeit abnutzt und seine Gutmüthigkeit in Leichtgläubigkeit übergeht womit denn fünftausend Mönche in Baiern recht gut zu hausiren wissen. Der sanfte Charakter des jetzigen Fürsten ist der Beförderung des Schönen weit nützlicher als der Einführung des Nützlichen. Der Vater läßt sich leiten wie seine Kinder. . .“

Göschels Bericht über Bayern schließt mit einer sehr sonderbaren Bemerkung\*):

„Die Engländer scheinen einen Beruf in sich zu fühlen, sich um Baiern verdient zu machen. In den ältesten Zeiten

\*) Siehe Johannis Reise, S. 144 f.



kam in dieser Absicht ein gewisser Winthir (!) in die Gegend von München, zog einen Bauernkittel an, und, indem er mit dem Landmanne das Feld bauete, gewann er seine Liebe und sein Vertrauen. In unsern Tagen hat sich ein gewisser Thomson\*) an den Hof gemacht und großen Einfluß bekommen."

Während Götschen so dafür hielt, daß die Behörden Bayerns es an wahrer Sorge für das Volk fehlen ließen, schaltet er geschickt eine fiktive Unterhaltung zwischen einem Bayern und einem Sachsen ein, um sein Urtheil über die Regenten seines eignen Landes abzugeben. Der damalige Kurfürst Friedrich August der Gerechte, später der erste König von Sachsen von Napoleons Gnaden, war ein Fürst, der sich der wärmsten Liebe seine Untertanen rühmen durfte. Wenige Regenten hatten außerordentlichere Schicksalswendungen durchzumachen, wenige hatten eine schwierigere Rolle zu spielen, und doch verlor er zu keiner Zeit die Liebe und die Achtung seines Volkes. Dies Nationalgefühl theilte Götschen in vollem Maße.

Der Plan des kleinen Buches ermöglichte es dem Verfasser überall, Themata aufzuwerfen, die er weiter zu entwickeln wünschte. So macht er einen Ausfall gegen die Nachdrucker mitten in seinen Lobeserhebungen der sächsischen Behörden. Der Reisende in seiner Kutsche holt einen sächsischen Verleger ein, der sich zu Fuße fortzuschleppt.

„Was“ rief er aus, „wie, Sie lassen die Musen zu Fuß gehen?“

„Nicht die Musen, sondern die edlen Männer Schmieder, Schramm und Konforten!“\*\*)

Dann bietet der Reisende dem Verleger einen Platz in seinem Wagen an, und der letztere befragt, indem er auf

\*) Sir Benjamin Thomson, der später durch seine philanthropischen Bemühungen um die leibliche Wohlfahrt der Armen berühmt gewordene Graf Rumford.

\*\*\*) Die besonderen Nachdrucker der Götschenschen Verlagsartikel.

die fruchtbaren Baiyrischen Gefilde deutet, durch die ihr Weg ging, die leidige Thatsache, daß ein solches kulturfähiges Land so wenig „genutzt würde“. „Sechstausend Höfe sollen wüste darin liegen.“ „Die Wirkungen der letzten Kriege“, sagte Johannis Herr, „welche Land und Sitten zerstört haben.“

Der Sachse stellte sofort sein Vaterland dagegen, welches, nach seiner Meinung, die „üppigen Lorbeern“ Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege nicht allein rein ausgesogen, sondern auch auf ein halbes Jahrhundert mit Schulden belastet hatten. Aber wie schnell hat sich unser Land wieder emporgearbeitet! Das haben wir unserm guten Kurfürsten zu verdanken, dem die Nachwelt keine Ehrensäule zu setzen braucht, ein ganzes, wieder aufgeblühtes und gerettetes Land ist das schönste Denkmal seiner Weisheit und Güte.

„Durch welches Mittel hat der Kurfürst das bewirkt?“

„Durch das einzige, das simpelste und untrüglichsie Mittel von der Welt, durch eine großmütige Sparsamkeit. Sachsen mußte, um sich von einem allgemeinen Bankerott los zu arbeiten, seinem Kommerz, seinen Manufakturen und Fabriken einen neuen Schwung geben; dazu hatte es aber kein Geld und brauchte also Kredit. Durch die Einschränkungen des Hofes und durch die Folge derselben, die Einlösung der verpfändeten Schätze, fanden wir diesen Kredit überall. So hat der Kurfürst durch freiwillige Einschränkungen und Entsaugungen als ein wahrer Landvater seine Untertanen vor dem Untergange gerettet.“

Dem Einwand, daß der Kurfürst jetzt etwas mehr Aufwand machen sollte, um das Geld in Umlauf zu setzen, bezeugnet der Sachse so:

„Mein, unser vortrefflicher Herr sorgt für die Zukunft. Wie leicht kann Sachsen, zufolge seiner Lage, wieder in Umstände kommen, wo es den Schatz, der jetzt zusammengespart wird, als einen Notpfennig braucht!“\*)

\*) Johannis Reise, S. 152 f.

Dieses individuelle und gleichzeitige Zeugnis für die weisen Maßregeln des Kurfürsten ist gewiß nicht ohne historisches Interesse.

Dann heißt es im Dialog weiter:

„Aber wie sind die Untertanen mit ihrer Obrigkeit zufrieden? mit den Mittelspersonen zwischen dem Vater und seinen Kindern?“

„Die Obrigkeit meiner Stadt hindert das Böse durch eine gute Polizei und durch Aufmunterung der Betriebsamkeit; sie befördert das Gute durch eine bessere Erziehung der niederen Volksklassen und hilft dem Elende durch Errichtung eines Arbeitshauses und anderer guter Anstalten ab.“

Auf diese Antwort erwidert Götschen mit einem Segenswunsch für die Männer, die ihrem Lande so weise dienen.

„Diese Männer segne Gott!“ sagt er.

„Möge ein guter Engel, wenn sie diesen Abend ihr sorgenvolles Haupt auf das Kopfkissen niederlegen, ihnen mit diesem Segen den erquickenden Schlaf und einst — um unsrer aller willen so spät als möglich — seinen ernstern Bruder zuführen.“

Wie viele Staatsminister möchten nicht einen solchen Segenswunsch auf sich herabgewünscht sehen von dem Volk, dem sie dienen!

Aber mitten in seinem Enthusiasmus für städtische Verwaltung wird mein Großvater wieder durch das seinem Geiste allzeit gegenwärtige Gespenst des Nachdrucks beunruhigt. Folgende Stelle ist in mehr als einer Beziehung interessant:

„Als in Augsburg die Pferde gewechselt wurden, nahm mein Herr ein Glas in die Hand und trank zum Abschied dem patriotischen Sachsen die Gesundheit zu: ‚Einen Himmel auf Erden unserm guten Kurfürsten, dem weisen und gütigen Landesvater!‘ Wir hatten die Hüte abgenommen, und der Buchhändler hatte unter dem Hute seine Hände gefaltet.

‚Wo reisen Sie hin?‘ fragt er dann.

‚Weiter in Schwaben hinein.‘

„Wollen Sie mich mitnehmen? Ich möchte dort die Buben, die meine Verlagsbücher mit einer so genauen Bekanntschaft beehren, doch auch gern von Person kennen lernen, Vielleicht lasse ich sie einmal sämtlich zur Verewigung ihrer Taten für die Nachwelt und für ihre Kinder und Kindes-  
kinder in Kupfer stechen.“

Dann folgt eine lange und lebhaftc Diskussion über den Nachdruck, die wir dem Leser ersparen können. Es sei genug hier festzustellen, daß der Verleger nach seiner eigenen Erklärung in drei Jahren noch nicht einmal die kleine Auflage des Werkes eines der ersten deutschen Schriftstellers verkauft, während allein in Schwaben 3000 Exemplare verkauft seien.

Auf der Weiterreise besuchen Johann und sein Herr, wie einst Göschen selbst, die Gegend, in der Wieland in seiner Jugend gewohnt hatte. Ein vorgeblich von Johanns Herrn an seine Frau geschriebener Brief führt den Titel „Wieland“. Wahrscheinlich wurde derselbe direkt an meine Großmutter geschickt, so vollkommen gibt er den ihr gegenüber ange-  
schlagenen Ton wieder. Er ist aus dem schönen Tübingen datiert und lautet:

„Die Menschen welche mich jetzt noch aufhalten können, da ich zu meinen Hausgöttern zurückkehre, und jeder Gedanke an dich, lang' entbehrtes Glück meines Herzens, das Blut in alle Adern schneller treibt, müssen gewiß treffliche Menschen sein. Darunter gehört der Professor Schnurrer in Tübingen, ehrwürdig durch sein Herz wie durch seine Gelehrsamkeit, liebenswürdig durch die ungekünstelte Höflichkeit, einnehmend durch seine Sitten und durch das, was man Welt nennt. Sie kommen aus der Schweiz zurück, sagte er zu mir, indem er mich zum Fenster führte: ich sollte es nicht wagen, Ihnen das einzige Schöne, was ich besitze, anzubieten. — Ich trat überrascht ein wenig zurück: das unaussprechlich schöne Neckarthal lag vor mir. Nachdem Schnurrer mich auf alles Interessante dieser Gegend aufmerksam gemacht hatte, fuhr er fort: Merkwürdiger als alles Übrige ist jener Osterberg.

Dort hat der Sänger des Oberons als Jüngling einsam gewohnt, den entzückenden Anblick dieser großen und holden Natur genossen, und die frühesten Blüthen seines Geistes den Musen geopfert; dort ist eigentlich die Wiege seines schönen Geistes. Jedem gebildeten Reisenden wird der Ort heilig, und jeder Schwabe wird darauf stolz sein.

Ich legte meine Hand sanft auf den Arm meines Freundes, und sagte: der Himmel gebe, daß ihre Prophezeiung bald eintreffe; es wäre ein sicheres Merkmal von wirklicher Kultur — aber ich zweifle! Wenn unsere lieben Landsleute nach England hinüberschiffen, so müssen sie freylich die Denkmähler Shakespeares besuchen, und, wenn sie bey Fernen vorüber ihre große Tour machen, die ehemalige Wohnung des großen Voltaire angaffen.“

Mein Großvater geizte nicht mit seinen Worten, wenn er leidenschaftlich bewegt war. Wie er seine Kunden geißelte, beweist folgende Stelle:

„Wenn das Deutsche Volk im Allgemeinen genommen, einem berühmten Schriftsteller die Ehre anthut, sein Buch gleich bey der Erscheinung zu lesen, oder noch einer Rezension in der allgemeinen jenaischen Literaturzeitung, davon zu papagenen, so ist das Etwas; Aber von ihm zu lernen, seine schönen Ideen sich zu eigen zu machen, seine Feinheiten zu empfinden, Verstand und Herz durch ihn zu bereichern, in den jetzigen Ereignissen zu bemerken, was die Natur uns von ihren Planen durch seinen Geist zum voraus entdeckt, oder von ihrem ehemaligen Wirken wieder vor die Augen geführt, und so die Wahrheit entschleierte hat, dem zu Folge in Enthusiasmus für ihn zu geraten, dazu sind wir noch nicht reif, oder die Zeiten sind schon vorüber, und wir sind des alles nicht mehr bedürftig.“\*)

Dies war der ideale Maßstab, den der Verleger anlegt, um das Gute zu ermessen, daß der Leser in den höchsten Erscheinungen der Literatur finden sollte!

\*) Johannis Reise.

Bis hierher habe ich einige der Göschenschen Reiseeindrücke dem Leser vorgeführt, und zwar in der Verkleidung seines Buches. In den Briefen an seine Frau finden wir vielfach dieselben Schilderungen, denn sie wurden unter denselben Gemütseindrücken abgefaßt. Nur enthalten sie, wie natürlich, mehr persönliche Details und Zusätze. Der folgende Brief an Jette wurde aus der Schweiz geschrieben, während eines Besuchs bei Pestalozzi, mit dem Göschens schon früher in brieflichem Verkehr gestanden hatte. In ihm tritt die phantasiereiche, poetische, übertreibende, schwärmerische Seite seiner Natur stark hervor. Aber die Hefigkeit seiner Gefühlsäußerungen, die er mit seinen Zeitgenossen theilte, läßt sich im Hinblick auf die echte Poesie des Briefes verzeihen.

„Neuenhoff, d. 10<sup>ten</sup> Sept. 1872.

Ich bin hier bei Pestalozzi in Neuenhoff am Fuß eines Gebürges in der schönsten Einsamkeit und in einer paradiesisch reinen Luft. Pestalozzi lebt hier mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter und macht unter seinen Stieren mit seiner Landwirthschaft eine patriarchalische Familie. Diesen Abend verlaß ich ihn und gehe nach Basel. Vor meinem Fenster liegt eine weite Ebene allenthalben umkränzen Gebürge die Gegend. Habsburg, ein altes Schloß, das Stamhaus der jetzt regierenden Deutschen Kaiser, liegt mir zur linken; Brunn, ein anderes altes Schloß, zur rechten. Zwei Flüsse, die Aar und die Reuß, zwei unbändig rasche Flüsse schließen diese Ebene ein. Ich müßte Dir ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Dir alle Schönheiten die ich gesehen habe, alle Genüsse die ich gehabt habe seit ich aus Lindau bin, beschreiben wolte. Ich will versuchen ins Kurze das Vornehmste zusammen zu drängen. Es war ein schöner Morgen als ich von Lindau weg fuhr. Der See sah wieder wie ein schöner Chrysolit aus, da kam das Morgenroth und überzog den See mit einem Flor von rosenfarbner Seide mit Silberfäden, doch so daß das Grüne immer durch-

schimmerte. So hatt ich den See immer rechts; linker Hand hatt ich Städte, Dörffer und Schneegebürge. Ich fuhr immer in einem Garten unter hohen Eichen, unter Buchen, unter Fruchtbäumen, durch lauter Auen, durch Heerden von Vieh weg. Endlich kam ich an den Rhein. Hier stieg ich in eine Fähre und nun stieg ich in dem Lande der Freiheit wieder aus. Der Rhein macht die Gränze von Deutschland aus. Unausprechliche Freude bemeisterte sich meiner Brust. Wie segnete ich den Rhein, der dieses Land als ein sorgsamer und kühner Wächter für den Einfall andrer Völker schützt. Ich fuhr immer in einem Garten, rechts immer den See, links öffnete sich immer ein schönes Thal nach dem anderen, bald ein Lothwitzer bald ein Plauischer Grund. Das Rheinthal öffnete sich mir. Da triefet jeder Fleck von dem Seegen des Herrn. In einem Umkreis von drey Stunden Länge und zwey Stunden Breite wohnen 63 000 Familien. Obst, Wein, Heerden, Wiesen, Korn alles ist Reichthum und Seegen. Ich kam nach Sankt Gallen. Eine reichere Stadt, eine bewohntere Gegend, eine blühendere Natur hab ich nirgend gefunden. Alles ist Berg und Thal; aber auf den Bergen ist kein Fleck, der nicht angebaut wäre. Bis in die höchsten Spitzen siehest Du nichts als lachendes Grün, Obstbäume, Kornfelder, reizende Wohnungen, Bleichen, Fabriken. Es ist ein Leben und ein Fleiß, eine Anmuth und ein Reiz, der nicht auszusprechen ist. In St. Gallen kont ich der Versuchung nicht widerstehen; ich nahm einen Schweizeroldaten, welcher Deutsch sprach mit und machte eine Reise zu Fuß in die Alpen, auf das schweizerische Gebürge drey Tage lang. Mit Mühe und Arbeit erstieg ich die Gebürge, aber mit leichtem Herzen und frohem Gefühl. Den ersten Abend ging ich im Mondenschein durch Wälder und Wasserfälle bis Geuß\*) in dem mittleren Gebürge. Hier fand ich ein Wirthshaus, worin Engländer

\*) Göschen meint Gais.

und Franzosen die Molkenkur brauchten. Hier führ ich Dich her. Diese Cur wird Dich ganz gesund machen. Eine trefflichere Luft wirst Du nirgends finden. Die Molken sind von Ziegenmilch, welche auf den höchsten Bergen sich von nichts als den heilsamsten Kräutern nähren. Ich habe nur einen Tag von diesem Molken getrunken und habe eine wunderbare Wirkung davon gespürt. Sie lösen gewiß alles alte böse auf und reinigen das Blut. Von diesem Tempel des Gottes der Genesung bestieg ich dann die Gipfel der Welt. Hier fand ich nichts als Hirten, Menschen die von nichts als Milch und Molken, von Käse und Brot leben. Keine poetische Hirten, sondern wahre Söhne der Natur, alle Leidenschaften sind ungezähmt, alle Güte der menschlichen Natur unverdorben. O, ihr Apenzeller Hirten, euch werd ich nie vergessen. Vieles will ich Dir von diesen Leuten erzählen. Übrigens ist so ein Apenzeller mit allem was er angezogen hat, nicht zwey Groschen werth; wenn Du ihm achtzehn Pfennige giebst, so hat er immer noch ein Sechser Profit. Als ich oben auf dem höchsten Gipfel der Alpen war und zwei Appenzeller Kindlein auf meinen Knien schaukelten, da dachte ich an Dich, mein Weib, und an meine zwei Jungen. Ich war in meinem natürlichen und moralischen Wesen dem Himmel so nahe, du warst meinem Herzen so nahe, ich fühlte mich so leicht. Ich hatte die höchste Sinne der Erregung erklommen und war wie verklärt."

Weiterhin schildert der Brieffsteller dann einen Abend am Züricher See; wie die Sonne hinter den Bergen verschwand, und der Mond seine durchbrochenen Strahlen durch hohe Bäume über das Wasser warf oder die Segel der Boote versilberte. „Mein Entzücken war so groß, daß ich unwillkürlich zu singen anfang; mein Herz mußte sich Luft machen."

Ganz ähnlich beschreibt Johannis Herr dieselbe Landschaft. Die Ausdrücke sind zum Teil ganz dieselben, nur der Schluß ist verschieden:



„Über die Berge steigt das alte Gebirge auf, um dessen Stirne leichte Wolken scherzen, wenn unter ihm die Wellen toben, und der Sturm auf ihn her wüthet. Seines Eises Panzer trotzet der Sonnenstrahlen, unterdessen der Apfelbaum ruhig zu seinen Füßen im See sich spiegelt, und so um mich her alle Zeiten des Jahrs mit einander spielen und kämpfen.

Ich saß und schwelgte in der Natur mit umhertaumelnden Blicken. Da ahndete meine Seele in den erhabenen Gestalten die Größe, in der Anmuth die Schönheit und in dem Säuseln der Blätter die Nähe der Gottheit. Jetzt erst wurde mein ganzes Dasein Entzücken, die Natur ein Tempel, jeder Gedanke ein Lobgesang. Ich bog mich über das Geländer hinüber — und eine Thräne der Freude fiel hinab in den See.“\*)

Der Leser des 20. Jahrhunderts möge über diese sentimentale Träne nicht spotten. Die Männer jener Tage weinten ohne Zurückhaltung; die Quelle der Tränen war weder durch die Mode noch durch Selbstbeherrschung versiegelt, wie in unsern dürren Zeiten.

Es hält schwerer, den wunderlichen Humor des Büchleins selber durch einzelne Stellen zu belegen, aber auf Wieland und andre hatte er großen Eindruck gemacht. Wieland nennt das kleine Werk ein echtes Seitenstück zu Sternes „Empfindsamer Reise“, und Böttiger schrieb, daß der hauptsächlich gepriesene Humor des Helden in der That Lob verdiene, daß Göschens Lieblingsbuch „Tristram Shandy“ gewesen und daß dessen Stil auch von ihm angenommen sei. Die Kritiker aber hätten den Hauptgesichtspunkt des Buches übersehen, nämlich das häusliche Glück zum Angelpunkt aller seiner Bemerkungen als Reisender zu machen, und doch war es gerade diese Seite des Buches, die dem Verfasser am besten gefiel. Es waren Briefe an seine Frau.

Andre Rezensenten sahen in den ernsthafteren Abschnitten eine Offenbarung des Charakters des Verfassers. Lorenz

\*) Johanns Reise, S. 204 f.

zitiert zwei Stellen.\*) Die eine Rezension erklärte: „Der Verfasser muß ein Mann sein voll edlen und erhabenen Gefühls, ein Mann von gerader und schlichter Gesinnung, mit einem Worte — ein guter Mensch.“ Die zweite Stelle lautet: „Fast jede Seite zeigt den Verfasser als einen Mann von Kopf und Herzen, der mit einer regen Phantasie, mit Wit und Laune und mit echtem Wohlwollen, einem zarten Sinn für Humanität und dem lebhaftesten Gefühle für alles Gute und Schöne, das sich oft dem Enthusiasmus nähert, ausgestattet ist; der sich dazu einen nicht geringen Vorrat von Kenntnissen und Beobachtungen über Welt und Menschen eingesammelt hat.“

Götschen selbst drückte sich, wie es angemessen war, mit großer Bescheidenheit über diesen seinen schriftstellerischen Versuch aus, der nur unternommen sei, eine müßige, dem Geschäft entriffene Stunde auszufüllen. Was seine idealistisch gesinnten Freunde Schiller und Körner betrifft, so lag ihnen die Tendenz des Buches durchaus fern. In des letzteren Briefen finde ich keine Anspielung darauf; der erstere, der das Manuskript von Götschen erhalten, antwortete: er habe über einzelne Stellen herzlich gelacht, habe aber zu der gewünschten eingehenden Kritik keine Zeit.

In der Folge gab das Buch Schiller den Anlaß, Götschen ein heißendes Xenion zu widmen.

Wenn meines Großvaters beredte Gefühlseligkeit beim Anblick der Schönheiten der Natur ein Element des Übertriebenen zu tragen scheint, obwohl ich dieselbe für durchaus aufrichtig gemeint halte, so enthält ein während der Reise tatsächlich an seine Frau gerichteter Brief eine Gefühlsäußerung mit Bezug auf eine Sache von rein menschlichem Interesse, die sicherlich den tiefsten Tiefen eines dankbaren Herzens entquoll. Götschen scheint ein Porträt seines Pflegevaters Rulffs, jenes Wohltäters, der den Waisenknaben vom Elend

\*) „Gothaische Gelehrte-Zeitung“ von 1794, d. 12. April. Siehe auch Lorenz, a. a. O., S. 14, Anm. 30.

errettete, gefunden und heimgesandt zu haben. Jette schrieb darüber, daß dieses Bild des guten Mannes sie entzückt habe; daß der kleine Fritz mit dem Ausruf „Großpapa“ davor niedergekniet sei und es gestreichelt habe, indem er sie die ganze Zeit „nachgeäst“. Kullffs selbst würde über den Jungen gerührt gewesen sein.

Hierauf antwortete Göschen:

„Kullffs Portrait ist für mich und meine Kinder eine heilige Reliquie. Küsse den Jungen für seine Liebe zu ihm! O du guter Junge! Eines Tages, wenn Du seinen Werth richtig schätzen und, wie ich hoffe, empfinden wirst, dann wirst Du es in Wahrheit lieben!“

Göschens herzliche Dankbarkeit gegen seinen Wohltäter beschränkte sich aber nicht auf Worte. Kullffs war offiziell zum „Armenwater“ in Mainz ernannt worden. Als nun die Franzosen die Festung im Jahre 1793 besetzten, wurde seine Lage überaus kritisch. Die Stadt war zwischen den Klubbisten oder den Parteigängern der Franzosen und den Anhängern des alten Regime geteilt. Die von den Franzosen beschützten Klubbisten nahmen alle städtischen Beamtenstellen ein. Was sollte Kullffs nun machen? Er war der Verwalter der Armenpflegegelder; die Waisenhäuser standen unter seiner Aufsicht. Als der Schwarm der einrückenden Soldaten Teuerung zur Folge hatte, und mehr noch während der Belagerung der Stadt, mußte er trotzdem für seine Waisen sorgen und seine Armen ernähren. Ihm blieb nichts andres übrig, als den Behörden der Stadt zu gehorchen und sich mit den Klubbisten auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Einige behaupten, er sei überhaupt kein Mitglied des Klubs gewesen; jedenfalls besuchte er gelegentlich dessen Zusammenkünfte, wo er Sammlungen für seine Armen anstellte. Auf diese seine Aufgabe waren alle seine Gedanken gerichtet. Als nun die Deutschen im folgenden Jahre die Stadt wieder einnahmen, mußte er für seine Hingebung schwere Buße zahlen. Unter den Verwünschungen des unbeständigen Pöbels wurden

die Klubbisten und ihre Freunde ergriffen und ins Gefängnis geworfen; unter ihnen auch Kullfs, den man, als einen Besucher des Klubs, wegen Verrats anklagte und ihm obendrein zur Last legte, einen Teil der Armengelder unterschlagen zu haben! Welch ein Geschick für den Mann, der sein ganzes Leben der tätigen Menschenliebe gewidmet hatte!

Göschel war über die Nachricht der Verhaftung im höchsten Grade bestürzt. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen, wo er die Schuld der Dankbarkeit abtragen konnte! Einflußreiche Männer mußten herangezogen werden. Er selbst mußte, wenn es not tat, das Gefängnis aufsuchen. So schrieb er denn höchst dringend an Wieland, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen:

„Diesesmal schreibe ich in einer wichtigen Angelegenheit des Herzens an Sie. Um einen Menschen zu retten, versucht man Alles. Ein gewisser Kullfs, der vom Churfürsten von Mainz die Aufsicht und das Directorium des Armenwesens erhielt, ist mein Pflegevater. Als einen unglücklichen Knaben nahm er mich auf, gab mir Pflege und Erziehung und machte aus einen Bettelungen einen brauchbaren Mann. Er war damals Kaufmann in Bremen; ein unwiderstehlicher Trieb wohlzuthun, machte, daß er sein Vermögen zur Hälfte für Nothleidende verwandte. Sein Leben ist eine Kette von Wohlthaten und er ist die Rechtschaffenheit selbst. Ein solcher Mensch hat viel Enthusiasmus. Sey es nun dieser, oder die Nothwendigkeit, seine Armen in Mainz nach Abwesenheit der Begüterten zu erhalten, genug er hat den Club frequentirt und hat dort für seine Armen gesammelt; er hat, aus einem dieser Gründe, es mit den Franzosen gehalten. Dieser Unglückliche, jetzt ein 70jähriger Greis hat nun gewiß ein fürchterliches Schicksal zu erwarten. Er selbst ist so unbesungen dabei, daß er hofft, der Churfürst wird ihn, statt zu bestrafen, belohnen. Allein ich höre, daß man überall diesen edlen Menschen für einen Verführer des Volkes hält. Was kann ich für ihn thun? Unter dem Hin- und Hersinnen

fällt mir ein, daß vielleicht die Herzogin Frau Mutter in Weimar etwas bei dem Churfürsten von Mainz zum Besten Rulfs thun könnte, und da hab ich Sie bitten wollen zu versuchen, ob auf diesem Wege etwas auszumitteln wäre. Können Sie den Versuch wagen, so verbinden Sie mich mehr als es mit Worten auszusprechen ist. Sie erleichtern mein zusammengepreßtes Herz und helfen vielleicht dem edelsten Menschen, den je die Sonne beschienen hat.“\*)

Wie Wieland diesen ersten Brief beantwortet, ist nicht bekannt. In der Korrespondenz ist eine Lücke, denn Wielands nächster uns erhaltener Brief bezieht sich auf einen von Götschen vom 12. August, worin dieser vermutlich erklärt hatte, sich persönlich um Rulfs bekümmern zu wollen. Wielands Antwort vom 18. August läßt seinen gewöhnlichen Wortschwall vermissen, und wunderbarerweise kommt keine einzige mythologische Anspielung darin vor.

„Ich war in Jena“, lautete derselbe, „als Ihre Depeschen vom 12ten hier anlangten . . . Ich sprach vor einigen Tagen mit dem Coadjutor von Mainz über und für den unglücklichen R. Ich fand ihn sehr genau von allem informirt. Er gestand, daß R.'s Schicksal um so mehr zu beklagen sey, da er sonst immer den Ruf eines guten und rechtschaffenen Mannes gehabt habe. Doch schien er auf den Umstand, daß R. von dem Churfürsten jährlich 2200 fl. Gehalt genossen, etwas stark zu appuniren; der Churfürst (meinte er) hätte billig von einem solchen Mann mehr Dankbarkeit und Treue erwarten sollen; und es sey daher auch nicht zu hoffen, daß man zu seinen Gunsten eine Ausnahme machen werde. Übrigens sey das Ärgste schon geschehen, denn der Pöbel habe in der ersten Wuth auch dem armen R. sehr grausam mitgespielt. Kurz, lieber Götschen, so wie die Sachen stehen, entschuldigt alles was man zur Entschuldigung dieses unglücklichen sagen kann, nichts. Er war nun einmal ein Clubbist

\*) Der Brief ist am 28. Juli 1793 geschrieben.

und nun geht es ihm wie seinen Brüdern. Sie, mein Freund, kennen den Lauf der Welt zu gut, um sich darüber zu formalisiren, daß weder die liebe Justiz, noch die Diener eines beleidigten Fürsten, noch am allerwenigsten ein Volk, das von Rachsucht über alles von und wegen der französischen und mainzischen Republikanern ausgestandenen Ungemachs brennt, nicht wohl dahin zu disponiren sind, zu Gunsten eines Mannes, gegen welchen der Schein und sogar unläugbare Thatfachen zeugen, keine moralische Distinktionen zu machen, und das was in ihren Augen ein inexcusables Verbrechen ist, in dem mildernden Licht eines Irrthums, wozu ihn bloß die Güte seines Herzens verleitet habe, zu betrachten! Der Himmel bewahre mich, daß ich Ihrem Herzen in dieser Sache Einhalt thun sollte! Indessen kann ich doch fast nicht umhin, Sie zu bitten, jeden Schritt, den Sie thun wollen, mehr als einmal zu überlegen. Müssen Sie denn, um das Schicksal der Wittwe und Kinder R.'s zu erleichtern, selber nach Frankfurt reisen? Schon die Kosten einer solchen Reise würden dagegen sein."

Körner, der doch zu jeder edlen Tat selbst so bereit war, zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso unsympathisch. Besorgt, Göschen möge sich kompromittiren, schrieb er ihm von Dresden aus:

„Daß Sie sich für Rulfs interessiren, ist sehr löblich, aber ich bitte Sie dabey um möglichste Behutsamkeit. Zur Zeit, glaube ich, können Sie eigentlich noch nicht über unsere Regierung klagen, auch hat Ihre Existenz in Leipzig gewiß mancherley Vortheile für Sie. Also suchen Sie es mit der Polizei nicht zu verderben, die jetzt leicht über solche Verbindungen Verdacht schöpft."

Man kann sich leicht vorstellen, in welche fieberhafte Erregung die Behörden und namentlich die Polizei durch die schrecklichen Ereignisse der französischen Revolution im Jahre 1792 versetzt wurden. Göschen jedoch ließ sich von seinem Unternehmen nicht abschrecken. Was ging ihn seine „Existenz“

an, wo es sich um das Schicksal des „edelsten Mannes, den je die Sonne beschien“, handelte? Durch welche Mittel er Kullfs Befreiung bewirkte, weiß ich nicht, genug er bewirkte sie. In der Erzählung: „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“, deren Ereignisse, wie der Leser sich erinnern wird, aus Göschens eigenem Munde erzählt werden, heißt es, daß Georg — so hieß der Waisenknabe — nachdem er zum Manne gereift und an die Spitze eines blühenden Geschäftes getreten war, von seines Nährvaters Gefangennahme hörte, sofort mit einer beträchtlichen Geldsumme an den Rhein reiste, seine Freilassung bei den Behörden bewirkte und selber den bezüglichen Befehl ins Gefängnis trug, wo der erstaunte und hocherfreute Gefangene seinen Adoptivsohn, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, erkannte und aus seinen Händen das Papier entgegennahm, das seine Freilassung befahl.

Dies war augenscheinlich die Reise, von der Wieland ihm abriet. Einzelheiten werden indessen in keinem Briefe erwähnt, nur die Tatsache, daß Kullffs durch Göschens gerettet wurde, steht fest.

Aber dies war noch nicht alles. Wie es scheint, wurde Kullffs ganzes Vermögen konfisziert, und mein Großvater sorgte während eines Prozesses, durch den er sich zu rechtfertigen suchte, für seine Frau und seine Kinder. Noch im Jahre 1796 schreibt Böttiger, daß diese unglückliche Familie zur Zeit auf Göschens Kosten lebe. Außerdem finden sich zahlreiche Anspielungen auf die schwache Gesundheit und die vielen Sorgen Kullffs sowie auf seine Aussichten, den Prozeß zu gewinnen, in vielen Briefen. Endlich im Jahre 1798, also fünf Jahre nach seiner Gefangennahme, wurde Kullffs durch das Oberappellationsgericht in Wehlar endgültige Gerechtigkeit zuteil: Göschens Energie hatte sich ebenso unermüdblich und unwandelbar erwiesen, wie seine Dankbarkeit und seine Wohltätigkeit.

Die Kullffsche Episode und Körners Warnungen betreffs der Polizei, deren Verdacht leicht erregt werde, ebenso wie Anspielungen Göschens selbst in seinen Briefen auf die un-

ruhigen Zeiten, alles dies muß in Verbindung mit der elenden und zerfahrenen Lage Deutschlands zwischen den Jahren 1792 und 1796 beurteilt werden. Nicht nur hoben Kriege und Kriegsgerüchte, Feldzüge und Neugestaltungen der Karte von Europa die gewöhnlichen Bedingungen, unter denen eine Regierung und Verwaltung bis dahin möglich war, auf, sondern die Ansteckung des französischen Revolutionsgeistes, und zwar sowohl nach seiner aufbauenden als nach seiner zerstörenden Seite hin, hatte auch die Gemüther der Menschen gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht und nach allen Richtungen hin ein Gefühl der Ruhelosigkeit und das Vorgefühl großer kommender Gefahren wachgerufen.

Auch Götschen konnte sich diesem allgemeinen Gefühl nicht entziehen. In einem seiner Briefe an Becker kommt folgende charakteristische Stelle vor:

„Demohngeachtet denk' ich manchmal an eben die Politiker und es kommt mir vor, als wäre der Genius des 18<sup>ten</sup> Jahrhunderts ein kindischer Greis geworden, der mit Freyheit und Gleichheit spielt. Ist denn der Geist der Kraft, der Mäßigkeit, der Einfall in Sitten der Tugend noch in uns, der einzig und allein Freyheit erwerben, erhalten und ertragen kann? Der Niedrige will den Höheren zu sich herabziehen, aber keiner einen andern zu sich herauf: das ist der Geist unseres Zeitalters! Davon erwarte ich nicht viel.“

Daß Götschen hohen Mut und Edelsinn unter den widrigsten Umständen bewies, haben wir bereits gesehen und werden es ferner sehen in seiner weiteren Lebensgeschichte. Aber wie alle Männer empfindsamer Natur, war er gelegentlichen Anfällen von Mutlosigkeit unterworfen. In einem Briefe an Böttiger aus dem Jahre 1796 bricht er, augenscheinlich von einem Gefühl der Verzweiflung erfaßt über die Wirkungen der scheinbar endlosen Kriege und über die zügellosen Leidenschaften, unter denen Europa litt, in die Klage aus, daß er keinen Wunsch habe, die Zukunft zu erleben, denn die Feindschaft des Menschen gegen die Mensch-





FERNSICHT VON HOHENSTAEDT.



lichkeit, die Nervenanspannung, das Wachstum der Reizbarkeit und die rasche Zunahme der Erkrankung derjenigen Lebenskräfte, die bisher ein glückliches Gleichgewicht zwischen Tätigkeit und Ruhe bewirkt hätten, gäbe keine Hoffnung auf etwas Gutes. Blutige Köpfe und ein allmählicher Übergang in Barbarei und tierische Sinnlichkeit: dazu sei der Boden bereit.

„Gott gebe“, ruft er aus, „daß ich ein falscher Prophet bin. Ein Mensch, der noch Gefühl für Manneswürde hat, der noch ein weiches Herz und ideale Phantasie besitzt, kann sich in solchen Zeiten wie die unsrige unmöglich wohl fühlen.“

Ja, mein Großvater, der gewiegte Geschäftsmann, besaß dieses „Gefühl der Manneswürde, ein weiches Herz und eine idealisierende Phantasie“. Seine ganze Natur empörte sich gegen das Niederreißen aller zivilisierenden Einflüsse auf moralischem Gebiet; ein Niederreißen, das er nach den Anzeichen der Zeit befürchten zu müssen glaubte.

Im ganzen aber war Götschen weder ein Alarmist noch ein Pessimist. Mitten unter den gewaltigen Umwälzungen, welche die Grundvesten der Verfassungen erschütterten und die Landesgrenzen ganzer Völker änderten, führte er die kostspieligsten Unternehmungen aus. Aber in den Männern, welche die Geschichte Deutschlands lenkten, mit Ausnahme seines eigenen geliebten Kurfürsten, dessen Regierung er in seinem kleinen Buch so warm gepriesen hatte, sah er weder Stärke, noch Festhalten, noch kluge Voraussicht; und an einer gesunden öffentlichen Erkenntnis, um auf die Ereignisse einzuwirken, fehlte es ebenfalls nach seinem Dafürhalten.

Im letzten Monat des Jahres 1795 tat Götschen einen Schritt, der ihm einen großen Zuwachs an Glück und seiner ganzen Natur neue Kräftigung brachte. Er kaufte einen kleinen Landsitz, den er Wieland im Übermaß seiner Freude folgendermaßen beschrieb:

„Ich glaube ich habe mir einen Zuwachs an Gesundheit und Leben erkaufte in einem artigen Gebäude und einem

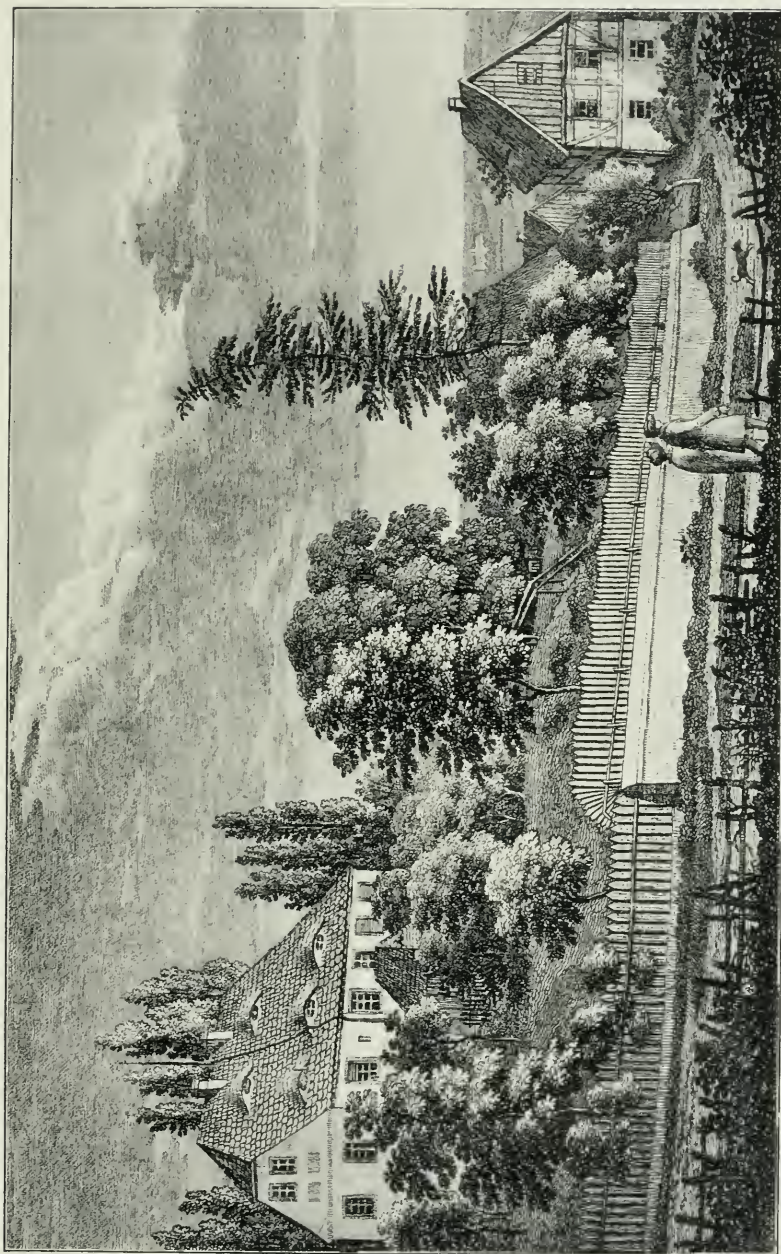
Garten in einer der schönsten Gegenden der Welt. Mein Haus liegt auf einem Berge, unter mir fließt die Mulde und liegt die Stadt Grimma. Alles ist englischer Garten durch die Natur. Unzählige Dörfer und Rittergüter beherrscht mein Blick, alles ist Reiz und Leben und auf dem Berge atme ich die reinste Luft. Freulich ist das Alles fünf Stunden von hier, da ich aber gern zu Fuß gehe, so werd' ich die künftigen Sontage meines Lebens dort hinbringen. Meine Frau, Kinder und Hauslehrer wohnen den ganzen Sommer draußen und wenn ich stumpf bin, ziehe ich ganz dorthin, und kauffe mir einige Äcker Wiesen und Felder, die dort noch um einen billigen Preis zu haben sind, dazu. Der Herr des Dorfs ist mein Freund seit langen Jahren, und seine lebenswürdige Familie ist mit der meinigen ein Herz und Geist.

Vielleicht wenn mich dereinst die Stadt Grimma zu ihrem Konsul erwählt, wird sie mich vom Rübenfelde holen. Vielleicht leg ich, wenn Ihre Werke vollendet sind meine Druckerei auf diesem Berg wo mich kein neidischer Buchdrucker finden kann, mit deutschen, syrischen und arabischen Lettern zu drucken . . .

So hätte ich denn ein neues Steckenpferd auf dem ich mich zur Erholung heruntummeln kann, bis das was ich zu vollenden habe, vollendet ist und ich nicht mehr um das Brot, sondern nur zum Vergnügen zu arbeiten brauche. Fünf Jahre gehören freilich noch dazu und wer weiß, wo ich dann vielleicht schon die ununterbrochene Ruhe genieße."

Vergebliche Hoffnung! Mein Großvater erreichte dieses glückliche Ziel niemals, obwohl er noch 30 Jahre länger ununterbrochen tätig war.

Das Dorf Hohenstädt, in dem Göschen seine ländliche Heimat gefunden, bestand aus einer Gruppe von Häusern auf einem Hügel, ungefähr eine halbe Stunde von dem altertümlichen Landstädtchen Grimma im Tale der Mulde, einem Strom von verschiedener Tiefe, der sich zwischen hübsch



GÖSCHENS LANDHAUS IN HOHENSTÄDT BEI GRIMMA.

*Nach einem alten Stich.*



bewaldeten Hügeln hinschlingelt. Der Preis des Hofes mit dem dazu gehörigen Lande belief sich auf 2000 Taler. Gößchen hätte sein Geld in keiner besseren Weise anlegen können. Er liebte die Natur mit einem überströmenden Enthusiasmus, der sich nach verschiedenen Richtungen hin Bahn brach; und die Umgegend Leipzigs, über die sein Blick sonst zu schweifen gewohnt war, ist so langweilig, flach und eintönig, daß der Gegensatz schöner Aussichten von baumreichen Hügeln und über abwechslungsreiche, parkartige Landschaften dem Auge des Städters als Paradies erscheinen mußte. Ich war selbst mehrmals in Hohenstädt, und die Aussicht von dort ist gewiß hübsch und fesselnd; wenn aber mein Großvater schrieb, daß sein Blick auf einer der schönsten Landschaften der Welt ruhe, so lieh sein liebenswürdiger Enthusiasmus ihm die Worte.

Nachdem er das Gutchen gekauft hatte, vergrößerte er das alte Haus, um seiner wachsenden Familie Raum zu schaffen. Es wird noch jetzt von seinen Nachkommen bewohnt und macht einen höchst einfachen, bescheidenen Eindruck. Wie viele größere und kleinere Landhäuser in Sachsen nimmt es die eine Seite eines großen Farmhofes ein, an zwei anderen Seiten befinden sich Ställe für Kühe und Pferde, Scheunen und andere Gebäude, während die vierte Seite den Garten durch eine Reihe von Bäumen und Gebüsch trennt. Dieser selbst besteht aus einer Folge von Terrassen, die steil abfallen, mit lauschigen Plätzchen und kunstlosen Lauben an den schönsten Aussichtspunkten. Da das Haus sich trotzdem noch zu klein erwies für die gastfreien Gewohnheiten meines Großvaters, so wurden Zimmer über den Ställen eingerichtet, wenn die Zahl der Gäste zu groß wurde. Eins dieser Zimmer hieß die Kuhstube, ein anderes die Pferdestube. Das ganze Anwesen trug einen sehr ländlichen, sehr primitiven Charakter, aber viele berühmte Dichter und Gelehrte, unter ihnen Schiller mit seiner Frau, verschmähten es nicht, den Verleger in seinem Lieblingsaufenthalt zu besuchen und

sich in der schlichten, deutschen Weise bewirten zu lassen, die mein Großvater auch in besseren Umständen als die beste Regel zu einem glücklichen Leben beibehalten hatte.

Der Ankauf des Hauses führte zu einem anderen wichtigen Schritt im Leben Göschens, nämlich zur Übersiedelung seiner Leipziger Druckpressen nach Grimma. Seine schönen und erfolgreichen Bemühungen um die Typographie werden am geeigneten Ort erwähnt werden. Hier genügt es, festzustellen, daß ihm, als er selbst Druckpressen in Leipzig errichtete, um auf diese Weise unabhängiger von den Druckern zu sein, nur die Erlaubnis, mit lateinischen Lettern zu drucken, eingeräumt wurde.

Als er sich nun in der Nähe von Grimma ansiedelte, kam er bei den Behörden um die Erlaubnis ein, ohne diese Beschränkung drucken zu dürfen. In der Hoffnung der Gewährung dieser Bitte kaufte er im Jahre 1796 ein Haus am Marktplatz, nahe bei dem schönen, alten Rathaus, und als die Erlaubnis erfolgte, wurden seine Pressen von Leipzig dorthin gebracht. Damals bestand seine Druckerei aus sechs solcher Pressen, die bald auf acht erhöht wurden und eine Bedienung von 30—40 Personen erforderten.

So kam Göschens Übersiedelung nach Grimma zustande. Sein Verlagsgeschäft wurde indessen auch noch nach Verlegung der Druckerei in Leipzig fortgeführt. Erst einige Jahre später, als die Kosten von drei Niederlassungen zu groß wurden, machte er Grimma zu seinem Hauptquartier, während die Geschäftsführung in Leipzig einem Agenten anvertraut wurde.

Grimma und Umgegend hat, wie so viele sächsische Städte, des öfteren unter der Drangsal und den Verheerungen, des Krieges leiden müssen. In manchem Jahrhundert wurden hier in dieser unglücklichen Gegend große Entscheidungsschlachten geschlagen. Gegen Ende der napoleonischen Feldzüge lagerten die riesigen Armeen verschiedener Nationen nacheinander in der Nähe von Grimma. Die hübsche Brücke



über die Mulde war der Schauplatz eines heftigen Kampfes zwischen Franzosen und Deutschen, den mein Großvater mit ansah. Zu der Zeit aber, mit der wir es hier zu tun haben, hatte die Kriegsflut Sachsen noch nicht überschwemmt, und Grimma erschien Göschens, als er sich in Hohenstädt niederließ, als ein sehr geeigneter Ort, um seine Druckerei zu errichten und ihm nach dem Lärm und dem Getöse Leipzigs eine Erholungsstätte zu bieten.

Auch auf andere, außer meinem Großvater, übte das Bild eines Geschäftsmannes, der seine Geschäftsjorgen in idyllischen, ländlichen Vergnügungen zu vergessen sucht, eine Anziehungskraft aus. Vermutlich war die Vereinigung des Geschäfts- und Landlebens damals noch nicht so allgemein wie in unseren Tagen. Ein alter Freund in Erlangen, J. A. Müller\*), glaubte neues Leben in Göschens Briefen zu bemerken, seit er in frischer Landluft sich erholte.

„Für Ihren letzten Brief“, so schrieb er, „bin ich Ihnen sehr viel Dank schuldig. Haben Sie ihn vielleicht geschrieben, als Sie eben von Ihrem Gütlein zurückgekehrt waren? Er ließ sich wenigstens ebenso lesen, als sich ein Mann betrachten läßt, der mit heiterem Lächeln und hellem Blicke, noch ganz durchdrungen von den beseligenden Einwirkungen der schönen Natur, des blauen Himmels und der grünen Landschaft, an seine städtische Ruderbank zurückgekehrt und selbst über sein Leiden, wie von einem bösen Traume spricht, von dem er erwacht ist. Ich danke Ihnen herzlich für den erfreuenden Blick den Sie mich in Ihr Herz und Ihre Lage haben thun lassen; der gelehrte Buchhändler war mir schätzenswerth; aber der Freund der Natur, auf seinem Bauerngütlein, der glückliche Gatte, und der rechtschaffene Vater und Bürger, der arbeitet und tätig ist, um in seinen hoffnungsvollen Söhnen dem Vaterlande wieder edle Väter und gute Bürger

\*) Ein nicht unbedeutender epischer Dichter, geb. in Wien 1767, gest. ebendasselbst im Jahre 1807. Besonders beachtenswert sind seine Dichtungen: „Richard Löwenherz“ (1790) und „Alfonso“.

zu ziehen, ist mir noch um vieles theurer und achtungswerther. Wenn ich Ihnen den besten Erfolg für Ihre Unternehmungen und die unbeschränkste Erfüllung Ihrer Hoffnungen, die beide ein so edles Ziel haben, von ganzem Herzen wünsche, so sind Sie gewiß überzeugt, daß es mit diesem Wunsche redlich gemeint ist."

Andere Freunde, Wieland obenan\*), gratulierten Götschen zu seiner glückversprechenden, ländlichen Zurückgezogenheit. Das Leben bot ihm jetzt neue Interessen, die der romantischen Seite seines Temperamentes entsprachen.

Wenn wir ihn in diesem Kapitel als Familienvater, als leidenschaftlichen Naturfreund, als sentimental Reisenden und als poetisch-moralisierenden Schriftsteller, der sich gern in überschwänglichen Gefühlen und Gefühlsäußerungen erging, geschildert haben, so werden wir ihn bald in einem ganz verschiedenen Charakter erblicken, in dem eines mit eisernem Willen begabten Geschäftsmannes, der mit unermüdlicher Energie und unbeugsamem Mut jene Wielandsche „Entreprise“ durchführte, die seinen Verlagsunternehmungen die Krone aufzusetzen bestimmt war.

---

\*) Siehe Gruber, Leben Wielands, IV, 183.









2842

10307

B

